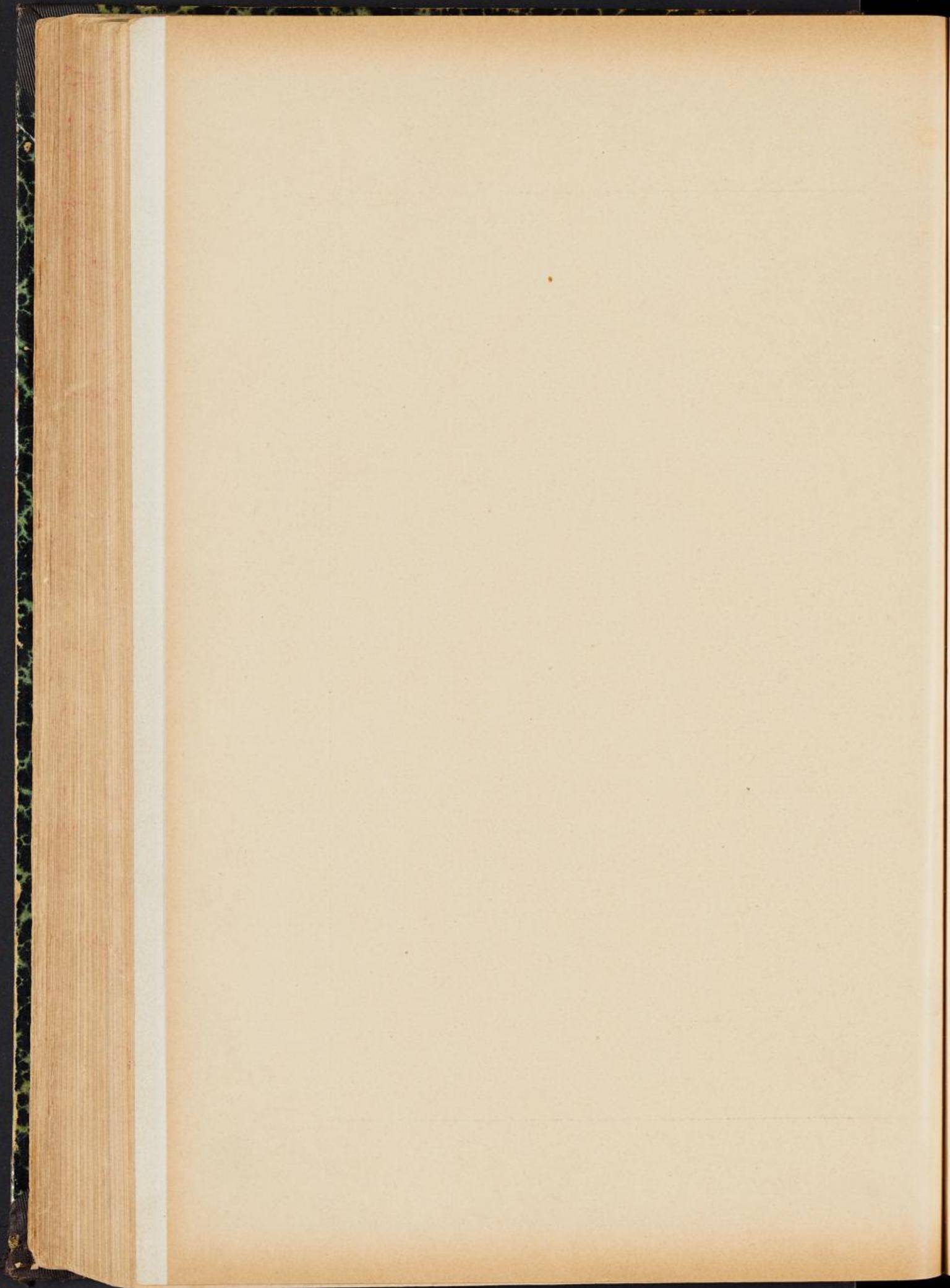






Demaskiert.

Nach einem Biquartell von Emil Prök.



Stechlin.

Roman

von

Theodor Fontane.

(Fortsetzung.)

XII.

Woldemar — wie Rex seinem Freunde Czako, als beide über den Gremmer Damm ritten, ganz richtig mitgeteilt hatte — verkehrte seit Ausgang des Winters im Barbyschen Hause, das er sehr bald vor andern Häusern seiner Bekanntschaft bevorzugte. Vieles war es, was ihn da fesselte, voran die beiden Damen; aber auch der alte Graf. Er fand Ähnlichkeiten, selbst in der äußern Erscheinung, zwischen Graf Barbys und seinem Papa, und in seinem Tagebuche, das er, trotz sonstiger Modernität, in altmodischer Weise von jung an führte, hatte er sich gleich am ersten Abend über die Verwandtschaft zwischen beiden geäußert. Es hieß da unterm achtzehnten April: „Ich kann Wedel nicht dankbar genug sein, mich bei den Barbys eingeführt zu haben; alles, was er von dem Hause gesagt, fand ich bestätigt. Diese Gräfin, wie scharmant, und die Schwester ebenso, trotzdem größere Gegensätze kaum denkbar sind. An der einen alles Temperament und Anmut, an der andern alles Charakter oder, wenn das zu viel gesagt sein sollte, Schlichtheit, Festigkeit. Es bleibt mit den Namen doch eine eigne Sache; die Gräfin ist ganz Melusine und die Comtesse ganz Armgard. Ich habe bis jetzt freilich nur eine dieses Namens kennen gelernt, noch dazu bloß als Bühnenfigur, und ich mußte beständig an diese denken, wie sie da so stark und mutig dem Landvogt in den Bügel fällt. Ganz so wirkt Comtesse Armgard! Ich möchte beinah' sagen, es läßt sich an ihr wahrnehmen, daß ihre Mutter eine Schweizerin war. Und dazu der alte Graf! Wie ein Zwillingbruder von Papa; derselbe Bismarckkopf, dasselbe humane Wesen, dieselbe Freundlichkeit, dieselbe gute Laune. Papa ist aber ausgiebiger und auch wohl origineller. Vielleicht hat der verschiedene Lebensgang diese Verschiedenheiten erst geschaffen. Papa sitzt nun seit richtigen dreißig Jahren in seinem Kuppiner Winkel fest, der Graf war ebenso lange draußen! Ein Botchaftsrat ist eben was andres als ein Ritterchaftsrat, und an der Themse wächst man sich anders aus als am Stechlin, — unsern Stechlin dabei natürlich in Ehren. Aber die

Verwandtschaft bleibt. Und der alte Diener, den sie Jeserich nennen, der ist nun schon ganz und gar unser Engelke vom Kopf bis zur Zeh'. Aber was am verwandtesten ist, das ist doch die gesamte Hausatmosphäre, das Freie. Papa selbst würde zwar darüber lachen — er lacht über nichts so sehr wie über Liberalismus —, und doch kenne ich keinen Menschen, der innerlich so frei wäre, wie gerade mein guter Alter. Zugeben wird er's freilich nie und wird in dem Glauben sterben: ‚Morgen tragen sie einen echten alten Junker zu Grabe.‘ Das ist er auch, aber doch auch wieder das volle Gegenteil davon. Er hat keine Spur von Selbstsucht. Und diesen schönen Zug (ach, so selten), den hat auch der alte Graf. Nebenher freilich ist er Weltmann, und das giebt dann den Unterschied und das Uebergewicht. Er weiß — was sie hierzulande nicht wissen oder nicht wissen wollen —, daß hinterm Berge auch noch Leute wohnen. Und mitunter noch ganz andre.“

*

Das waren die Worte, die Woldemar in sein Tagebuch eintrug. Von allem, was er gesehen, war er angenehm berührt worden, auch von Haus und Wohnung. Und dazu war guter Grund da, mehr als er nach seinem ersten Besuche wissen konnte. Das von der gräflichen Familie bewohnte Haus mit seinen Loggien und seinem diminutiven Hof und Garten teilte sich in zwei Hälften, von denen jede noch wieder ihre besondern Annexe hatte. Zu der Beletage gehörte das zur Seite gelegene pittoreske Hof- und Stallgebäude, drin der gräfliche Kutscher, Herr Imme, residierte, während zu dem die zweite Hälfte des Hauses bildenden Hochparterre noch das kleine niedrige Souterrain gerechnet wurde, drin, außer Portier Hartwig selbst, seine Frau, sein Sohn Rudolf und seine Nichte Hedwig wohnten. Letztere freilich nur zeitweilig, und zwar immer dann, wenn sie, was allerdings ziemlich häufig vorkam, mal wieder ohne Stellung war. Die Wirtin des Hauses, Frau Hagelversicherungssekretär Schickedanz, hätte diesen gelegentlichen Aufenthalt der Nichte Hartwigs eigentlich beanstanden müssen, ließ es aber gehen, weil Hedwig ein heiteres, quickes und sehr anstelliges Ding war und manches

besaß, was die Schickedanz mit der Ungehörigkeit des ewigen Dienstwechsels wieder ausjöhnte.

Die Schickedanz, eine Frau von sechzig, war schon verwitwet, als im Herbst fünfundsichtig die Barbys einzogen, Comtesse Armgard damals erst zehnjährig. Frau Schickedanz selbst war um jene Zeit noch in Trauer, weil ihr Gatte, der Versicherungsekretär, erst im Dezember des vorausgegangenen Jahres gestorben war, „drei Tage vor Weihnachten“, ein Umstand, auf den der Hilfsprediger, ein junger Kandidat, in seiner Rede beständig hingewiesen und die gewollte Wirkung auch richtig erzielt hatte. Allerdings nur bei der Schickedanz selbst und einigermaßen auch bei der Frau Hartwig, die während der ganzen Rede beständig mit dem Kopf genickt und nachträglich ihrem Manne bemerkt hatte: „Ja, Hartwig, da liegt was drin.“ Hartwig selber freilich, der, im Gegensatz zu den meisten seines Standes, humoristisch angeflogen war, hatte für die merkwürdige Fügung von „drei Tage vor Weihnachten“ nicht das geringste Interesse gezeigt, vielmehr nur die Worte gehabt: „Ich weiß nicht, Mutter, was denkst du dir eigentlich? Ein Tag ist wie der andre; mal muß man ran,“ — worauf die Frau jedoch geantwortet hatte: „Ja, Hartwig, das sagst du so; aber wenn du dran bist, dann red'st du anders.“

Der verstorbene Schickedanz hatte, wie der Tod ihn ankam, ein Leben hinter sich, das sich in zwei sehr verschiedene Hälften, in eine ganz kleine unbedeutende und in eine ganz große teilte. Die unbedeutende Hälfte hatte lange gedauert, die große nur ganz kurz. Er war ein Ziegelfreierjohn aus dem bei Potsdam gelegenen Dorfe Kaputt, was er, als er aus dem diesem Dorfnamen entsprechenden Zustande heraus war, in Gesellschaft guter Freunde gern hervorhob. Es war so ziemlich der einzige Wis seines Lebens, an dem er aber zäh festhielt, weil er sah, daß er immer wieder wirkte. Manche gingen so weit, ihm den Wis auch noch moralisch gutzuschreiben und behaupteten: Schickedanz sei nicht bloß ein Charakter, sondern auch eine bescheidene Natur.

Ob dies zutrifft, wer will es sagen! Aber das war sicher, daß er sich von Anfang an als ein aufgeweckter Junge gezeigt hatte. Schon mit sechzehn war er als Hilfschreiber in die deutsch-englische Hagelversicherungsgesellschaft Pluvius eingetreten und hatte mit sechsundsiechzig sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum in eben dieser Gesellschaft gefeiert. Das war aus bestimmten Gründen ein großer Tag gewesen. Denn als Schickedanz ihn erlebte, hieß er nur noch so ganz obenhin „Herr Versicherungsekretär“, war aber in Wahrheit über diesen seinen Titel weit hinausgewachsen und besaß bereits das schöne Haus am Kronprinzenufer. Er hatte sich das leisten können, weil er im Laufe der letzten fünf Jahre zweimal hintereinander ein Viertel vom großen Lose gewonnen hatte. Dies sah er sich allseits als persönliches Verdienst angerechnet und auch wohl mit Recht. Arbeiten kann jeder, das große Los gewinnen kann nicht jeder. Und so blieb er denn bei der Versicherungsgesellschaft lediglich nur noch als verhätscheltens Zierstück, weil es damals wie jetzt einen guten Eindruck

machte, Personen der Art im Dienst oder gar als Teilnehmer zu haben. An der Spitze muß immer ein Fürst stehen. Und Schickedanz war jetzt Fürst. Alles drängte sich an ihn, und seine Stammtischfreunde, die zu seiner zweimal bewährten Glückshand ein unbedingtes Vertrauen hatten, drangen sogar eine Zeitlang in ihn, die Lotterielose für sie zu ziehen. Aber keiner gewann, was schließlich einen Umschlag schuf und einzelne von „bösem Blick“ und schließlich sogar ganz unsinnigerweise von Mogelei sprechen ließ. Die meisten aber hielten es für klug, ihr Uebelwollen zurückzuhalten; war er doch immerhin ein Mann, der jedem, wenn er wollte, Deckung und Stütze geben konnte. Ja, Schickedanz' Glück und Ansehen waren groß, am größten natürlich an seinem Jubiläumstage. Nicht zu glauben, wer alles kam. Nur ein Orden kam nicht, was denn auch von einigen Schickedanzfanatikern sehr mißliebig bemerkt wurde. Besonders schmerzlich empfand es die Frau. „Gott, er hat doch immer so treu gewählt,“ sagte sie. Sie kam aber nicht in die Lage, sich in diesen Schmerz einzuleben, da schon die nächsten Zeiten bestimmt waren, ihr Schwereres zu bringen. Am 21. September war das Jubiläum gewesen, am 21. Oktober erkrankte er, am 21. Dezember starb er. Auf dem Notizzettel, den man damals dem Kandidaten zugestellt hatte, hatte dieser dreimal wiederkehrende „einundzwanzigste“ gefehlt, was alles in allem wohl als ein Glück gelten konnte, weil, entgegengesetztenfalls, die „drei Tage vor Weihnachten“ entweder gar nicht zu stande gekommen oder aber durch eine geteilte Herrschaft in ihrer Wirkung abgeschwächt worden wären.

Schickedanz war bei voller Besinnung gestorben. Er rief, kurz vor seinem Ende, seine Frau an sein Bett und sagte: „Niekchen, sei ruhig. Jeder muß. Ein Testament hab' ich nicht gemacht. Es giebt doch bloß immer Zank und Streit. Auf meinem Schreibtisch liegt ein Briefbogen, drauf hab' ich alles Nötige geschrieben. Viel wichtiger ist mir das mit dem Haus. Du mußt es behalten, damit die Leute sagen können: Da wohnt Frau Schickedanz'. Hausname, Straßename, das ist überhaupt das Beste. Straßename dauert noch länger als Denkmal.“

„Gott, Schickedanz, sprich nicht so viel; es strengt dich an. Ich will es ja alles heilig halten, schon aus Liebe . . .“

„Das ist recht, Niekchen. Ja, du warst immer eine gute Frau, wenn wir auch keine Nachfolge gehabt haben. Aber darum bitte ich dich, vergiß nie, daß es meine Puppe war. Du darfst bloß vornehme Leute nehmen; reiche Leute, die bloß reich sind, nimm nicht; die quängeln bloß und schlagen große Haken in die Thürfüllung und hängen eine Schaukel dran. Ueberhaupt, wenn es sein kann, keine Kinder. Hartwigen unten mußt du behalten; er ist eigentlich ein Klugschmus, aber die Frau ist gut. Und der kleine Rudolf, mein Patentkind, wenn er ein Jahr alt wird, soll er hundert Thaler kriegen. Thaler, nicht Mark. Und der Schullehrer in Kaputt soll auch hundert Thaler kriegen. Der wird sich

wundern. Aber darauf freu' ich mich schon. Und auf dem Invalidenkirchhof will ich begraben sein, wenn es irgend geht. Invalide ist ja doch eigentlich jeder. Und Anno siebzig war ich doch auch mit Liebesgaben bis dicht an den Feind, trotzdem Luchterhand immer sagte: „Nicht so nah ran“. Sei freundlich gegen die Leute und nicht zu sparsam (du bist ein bißchen zu sparsam) und bewahre mir einen Platz in deinem Herzen. Denn treu warst du, das sagt mir eine innere Stimme.“

Diesem allem hatte Niekchen seitdem gelebt. Die Beletage, die leer stand, als Schickedanz starb, blieb noch drei Vierteljahre unbewohnt, trotzdem sich viele Herrschaften meldeten. Aber sie deckten sich nicht mit der Forderung, die Schickedanz vor seinem Hinscheiden gestellt hatte. Herbst fünfundschtzig kamen dann die Barbys. Die kleine Frau sah gleich „ja, das sind die, die mein Seliger gemeint hat.“ Und sie hatte wirklich richtig gewählt. In den fast zehn Jahren, die seitdem verfloßen waren, war es auch nicht ein einziges Mal zu Konflikten gekommen, mit der gräflichen Familie schon gewiß nicht, aber auch kaum mit den Dienerschaften. Ein persönlicher Verkehr zwischen Erdgehoß und Beletage konnte natürlich nicht stattfinden, — Hartwig war einfach der alter ego, der mit Jeserich alles Nötige durchzusprechen hatte. Kam es aber ausnahmsweise zwischen Wirtin und Mieter zu irgend einer Begegnung, so bewahrte dabei die kleine winzige Frau (die nie „viel“ war und seit ihres Mannes Tode noch immer weniger geworden war) eine merkwürdig gemessene Haltung, die jedem mit dem Berliner Wesen Unvertrauten eine Verwunderung abgenötigt haben würde. Niekchen empfand sich nämlich in solchem Augenblicke durchaus als „Macht gegen Macht“. Wie beinah' jedem hierlandes Geborenen, war auch ihr die Gabe wirklichen Vergleichens völlig verjagt, weil jeder echte, mit Spreewasser getaufte Berliner, männlich oder weiblich, seinen Zustand nur an seiner eignen Vergangenheit, nie aber an der Welt draußen mißt, von der er, wenn er ganz echt ist, weder eine Vorstellung hat noch überhaupt haben will. Der autochthone „Kellerwurm“, wenn er fünfzig Jahre später in eine Steglitzer Villa zieht, bildet — auch wenn er seiner Natur nach eigentlich der bescheidenste Mensch ist — eine gewisse Krösusvorstellung in sich aus und glaubt ganz ernsthaft, jenen Gold- und Silberkönigen zuzugehören, die die Welt regieren. So war auch die Schickedanz. Hinter einem Dachfenster in der Georgenkirchstraße geboren, an welchem Dachfenster sie später für ein Weißzeuggeschäft genäht hatte, kam ihr ihr Leben, wenn sie rückblickte, wie ein Märchen vor, drin sie die Rolle der Prinzessin spielte. Dem entsprechend durchdrang sie sich, still aber stark, mit einem Hochgefühl, das sowohl Geld- wie Geburtsgrößen gegenüber auf Ebenbürtigkeit lossteuerte. Sie rangierte sich ein und wies sich, soweit ihre historische Kenntnis das zuließ, einen ganz bestimmten Platz an: Fürst Dolgorucki, Herzog von Devonshire, Schickedanz.

Die Treue, die der Verstorbene noch in seinen letzten Augenblicken ihr nachgerühmt hatte, steigerte

sich mehr und mehr zum Kult. Die Vormittagsstunden jedes Tages gehörten dem hohen Palisander-schrank an, drin die Jubiläumsgeschenke wohlgeordnet standen: ein großer Silberpokal mit einem drachentötenden Sankt Georg auf dem Deckel, ein Album mit photographischen Aufnahmen aller Sehenswürdigkeiten von Kaputt, eine große Hulbigungsadresse mit Aquarellarabesken, mehrere Lieder in Brachdruck (darunter ein Kegellied mit dem Refrain „alle Reine“), Niesensträuße von Sonnenblumen, ein Dreißler mit dem eisernen Kreuz und einem aufgehasteten Gedicht, von einem Damenkomitee herrührend, in dessen Auftrag er, Schickedanz, die Liebesgaben bis vor Paris gebracht hatte. Neben dem Schrank, auf einer Ebenholztafel, stand eine Gipsbüste, Geschenk eines dem Stammisch angehörigen Bildhauers, der darauf hin einen leider ausgebliebenen Auftrag in Marmor erwartet hatte. Fauteuils und Stühle steckten in großblumigen Leberzügen, desgleichen der Kronleuchter in einem Gaze-mantel, und an den Frontfenstern standen, den ganzen Winter über, Maiblumen. Niekchen trug auch Maiblumen auf jeder ihrer Hauben, war überhaupt, seit das Trauerjahr um war, immer hell gekleidet, wodurch ihre Gestalt noch unkörperlicher wirkte. Jeden ersten Montag im Monat war allgemeines Reinsmachen, auch bei Wind und Kälte. Dies war immer ein Tag größter Aufregung, weil jedesmal etwas zerbrochen oder umgestoßen wurde. Das blieb auch so durch Jahre hin, bis das Auftreten von Hedwig, die sich einer sehr geschickten Hand erfreute, Wandel in diesem Punkte schaffte. Die Nippfächer zerbrachen nun nicht mehr, und Niekchen war um so glücklicher darüber, als Hartwigs hübsche Nichte, wenn sie mal wieder den Dienst gekündigt, auch jedesmal was zu erzählen und mit immer neuen und oft sehr intrikaten Geschichten ins Feld zu rücken wußte.

Die Barbys hatten alle Ursache, mit dem Schickedanzschen Hause zufrieden zu sein. Nur eines störte, das war, daß jeden Mittwoch und Sonnabend die Teppiche geklopft wurden, immer gerade zu der Stunde, wo der alte Graf seine Nachmittagsruhe halten wollte. Das verdroß ihn eine Weile, bis er schließlich zu dem Ergebnis kam: „Eigentlich bin ich schuld daran. Warum setz' ich mich in die Hinterstube, statt einfach vorn an mein Fenster? Immer hazardier' ich wieder und denke: heute bleibt es vielleicht ruhig; du willst es doch noch mal versuchen.“

*

Ja, der alte Graf war nicht bloß froh, die Wohnung zu haben, er hielt auch beinah' abergläubisch an ihr fest. So lang er darin wohnte, war es ihm gut ergangen, nicht glänzender als früher, aber sorgenloser. Und das sagte er sich jeden neuen Tag.

Sein Leben, so bunt es gewesen, war trotzdem in gewissem Sinne durchschnittsmäßig verlaufen, ganz so wie das Leben eines preussischen „Magnaten“ — worunter man in der Regel Schlesier versteht; aber es giebt doch auch andre — zu verlaufen pflegt.

Im Juli dreißig, gerade als die Franzosen Algier bombardierten und nebenher das Haus Bourbon



Der Barretzeit in einem Wäpfer Z... Originalzeichnung von J. v. Wodjinski.

endgültig beseitigten, war der Graf auf einem der an der mittleren Elbe gelegenen Barby'schen Güter geboren worden. Auf eben diesem Gute, — das landwirtschaftlich einer von fremder Hand geführten Administration unterstand, — vergingen ihm die Kinderjahre; mit zwölf kam er dann auf die Ritterakademie, mit achtzehn in das Regiment Gardeducors, drin die Barbys standen, solange es ein Regiment Gardeducors gab. Mit dreißig war er Rittmeister und führte eine Schwadron. Aber nicht lange mehr. Auf einem in der Nähe von Potsdam veranstalteten Kavalleriemannöver stürzte er unglücklich und brach den Fuß, unmittelbar unter der Hüfte. Leidlich genesen, ging er nach Nagaz, um dort völlige Wiederherstellung zu suchen, und machte hier die Bekanntschaft eines alten Freiherrn von Planta, der ihn alsbald auf seine Besitzungen einlud. Da diese ganz in der Nähe lagen, nahm er die Einladung nach Schloß Schuder an. Hier blieb er länger als erwartet, und als er das schön gelegene Bergschloß wieder verließ, war er mit der Tochter und Erbin des Hauses verlobt. Es war eine große Neigung, was sie zusammenführte. Die junge Freiin drang alsbald in ihn, den Dienst zu quittieren, und er entsprach dem um so lieber, als er seiner völligen Wiederherstellung nicht ganz sicher war. Er nahm also den Abschied und trat aus dem militärischen in den diplomatischen Dienst über, wozu seine Bildung, sein Vermögen, seine gesellschaftliche Stellung ihn gleichmäßig geeignet erscheinen ließen. Noch im selben Jahre ging er nach London, erst als Attaché, wurde dann Botschaftsrat und blieb in dieser Stellung zunächst bis in die Tage der Aufrichtung des Deutschen Reichs. Seine Beziehungen sowohl zu der heimisch-englischen wie zu der außerenglischen Aristokratie waren jederzeit die besten, und sein Freundschaftsverhältnis zu Baron und Baronin Berchtesgaden entstammte jener Zeit. Er hing an London. Das englische Leben, — an dem er manches, vor allem die geschraubte Kirchlichkeit, beanstandete — war ihm trotzdem außerordentlich sympathisch, und er hatte sich daran gewöhnt, sich als verwachsen damit anzusehen. Auch seine Familie, die Frau und die zwei Töchter — beide, wenn auch in großem Abstände, während der Londoner Tage geboren — teilten des Vaters Vorliebe für England und englisches Leben. Aber ein harter Schlag warf alles um, was der Graf geplant: die Frau starb plötzlich, und der Aufenthalt an der ihm so lieb gewordenen Stätte war ihm vergällt. Er nahm seine Demission, ging zunächst auf die Plantaschen Güter nach Graubünden und dann weiter nach Süden, um sich in Florenz festhaft zu machen. Die Lust, die Kunst, die Heiterkeit der Menschen, alles that ihm hier wohl, und er fühlte, daß er genas, soweit er wieder genesen konnte. Glückliche Tage brachen für ihn an, und sein Glück schien sich noch steigern zu sollen, als sich die ältere Tochter mit dem italienischen Grafen Ghilberti verlobte. Die Hochzeit folgte beinahe unmittelbar. Aber die Fortdauer dieser Ehe stellte sich bald als eine Unmöglichkeit heraus, und ehe ein Jahr um war, war die

Scheidung ausgesprochen. Kurze Zeit danach kehrte der Graf nach Deutschland zurück, das er, seit einem Vierteljahrhundert, immer nur flüchtig und besuchsweise wiedergesehen hatte. Sich auf das eine oder andre seiner Elbgüter zu begeben, widerstand ihm auch jetzt noch, und so kam es, daß er sich für Berlin entschied. Er nahm Wohnung am Kronprinzenufer und lebte hier ganz sich, seinem Hause, seinen Töchtern. Von dem Verkehr mit der großen Welt hielt er sich so weit wie möglich fern, und nur ein kleiner Kreis von Freunden — unter denen auch die durch einen glücklichen Zufall von London nach Berlin verschlagenen Berchtesgadens waren — versammelte sich um ihn. Außer diesen alten Freunden waren es vorzugsweise Hofprediger Frommel, Dr. Wischowitz und seit letztem Frühjahr auch Rittmeister von Stechlin, die den Barby'schen Kreis bildeten. An Woldemar hatte man sich rasch attachiert, und die freundlichen Gefühle, denen er bei dem alten Grafen sowohl wie bei den Töchtern begegnete, wurden von allen Hausbewohnern geteilt. Selbst die Hartwigs interessierten sich für ihn, und wenn er abends an der Portierloge vorüber kam, guckte Hedwig neugierig durch das Fensterchen und sagte: „So einen, — ja, das laß' ich mir gefallen.“

XIII.

Woldemar, als er sich von den jungen Damen im Barby'schen Hause verabschiedet hatte, hatte versprechen müssen, seinen Besuch recht bald zu wiederholen.

Aber was war „recht bald“? Er rechnete hin und her und fand, daß der dritte Tag dem etwa entsprechen würde; das war „recht bald“ und doch auch wieder nicht zu früh. Und so ging er denn, als der Abend dieses dritten Tages da war, auf die Halle'sche Brücke zu, wartete hier die Ringbahn ab und fuhr, am Potsdamer- und Brandenburgerthor vorüber, bis an jene seltsame Reichstagsuferstelle, wo, von mächtiger Giebelwand herab, ein wohl zwanzig Fuß hohes, riesiges Kaffeemädchen mit einem ganz kleinen Häubchen auf dem Kopf freundlich auf die Welt der Vorübergehenden herniederblickt, um ihnen ein Paket Aneipp'schen Malzcaffee zu präsentieren. An dieser echt berlinisch-pittoresken Ecke stieg Woldemar ab, um die von hier aus nur noch kurze Strecke bis an das Kronprinzenufer zu Fuß zurückzulegen.

Es war gegen acht, als er in dem Barby'schen Hause die mit Teppich überdeckte Marmortreppe hinaufstieg und die Klingel zog. Im selben Augenblick, wo Jeserich öffnete, sah Woldemar an des alten Dieners verlegenem Gesicht, daß die Damen aller Wahrscheinlichkeit nach wieder nicht zu Hause waren. Aber eine Verstimmung darüber durfte nicht aufkommen, und so ließ er es geschehen, daß Jeserich ihn bei dem alten Grafen meldete.

„Der Herr Graf lassen bitten.“

Und nun trat Woldemar in das Zimmer des wieder mal von Neuralgie Geplagten ein, der ihm, auf einen dicken Stock gestützt, unter freundlichem Gruß entgegenkam.

„Aber Herr Graf!“ sagte Woldemar und nahm des alten Herrn linken Arm, um ihn bis an seinen Lehnstuhl und eine für den kranken Fuß zurechtgemachte Stellage zurückzuführen. „Ich fürchte, daß ich störe.“

„Ganz im Gegenteil, lieber Stechlin. Mir hoch willkommen. Außerdem hab' ich strikten Befehl, Sie, coûte que coûte, festzuhalten; Sie wissen, Damen sind groß in Ahnungen, und bei Melusine hat es schon geradezu was Prophetisches.“

Woldemar lächelte.

„Sie lächeln, lieber Stechlin, und haben recht. Denn daß sie nun schließlich doch gegangen ist (natürlich zu den Berchtesgadens), ist ein Beweis, daß sie sich und ihrer Prophetie doch auch wieder mißtraut. Aber man ist immer nur klug und weise für andre. Die Doktors machen es ebenso; wenn sie sich selber behandeln sollen, wälzen sie die Verantwortung von sich ab und sterben lieber durch fremde Hand. Aber was sprech' ich nur immer von Melusine. Freilich, wer in unserm Hause so gut Bescheid weiß wie Sie, wird nichts Ueberraschliches darin finden. Und zugleich wissen Sie, wie's gemeint ist. Armgard ist übrigens in Sicht; keine zehn Minuten mehr, so werden wir sie hier haben.“

„Ist sie mit bei der Baronin?“

„Nein, Sie dürfen sie nicht so weit suchen. Armgard ist in ihrem Zimmer, und Doktor Wršchowitz ist bei ihr. Es kann aber nicht lange mehr dauern.“

„Aber ich bitte Sie, Herr Graf, ist die Comtesse krank?“

„Gott sei Dank, nein. Und Wršchowitz ist auch kein Medizindoktor, sondern ein Musikdoktor. Sie haben von ihm rein zufällig noch nicht gehört, weil erst vorige Woche, nach einer langen, langen Pause, die Stunden wieder aufgenommen wurden. Er ist aber schon seit Jahr und Tag Armgard's Lehrer.“

„Musikdoktor? Giebt es denn die?“

„Lieber Stechlin, es giebt alles. Also natürlich auch das. Und so sehr ich im ganzen gegen die Doktorhatscherei bin, so liegt es hier doch so, daß ich dem armen Wršchowitz seinen Musikdoktor beinahe verzeihen muß. Er hat den Titel auch noch nicht lange.“

„Das klingt ja fast wie 'ne Geschichte.“

„Trifft auch zu. Können Sie sich denken, daß Wršchowitz aus einer Art Verzweiflung Doktor geworden ist?“

„Kann. Und wenn kein Geheimnis . . .“

„Durchaus nicht; nur ein Kuriosum. Wršchowitz hieß nämlich bis vor zwei Jahren, wo er als Klavierlehrer, aber als ein höherer (denn er hat auch eine Oper komponiert), in unser Haus kam, einfach Niels Wršchowitz, und er ist bloß Doktor geworden, um den Niels auf seiner Visitenkarte los zu werden.“

„Und das ist ihm auch geglückt?“

„Ich glaube ja, wiewohl es immer noch vorkommt, daß ihn einzelne Niels nennen, entweder aus Zufall oder auch wohl mal aus Schändlichkeit. Und in letzterem Falle sind es immer Kollegen. Denn die Musiker sind die boshaftesten Menschen. In der Regel denkt man, die Prediger und die

Schauspieler seien die schlimmsten. Aber weit gefehlt. Die Musiker sind ihnen über. Und ganz besonders schlimm sind die, die die sogenannte heilige Musik machen.“

„Ich habe dergleichen auch schon gehört,“ sagte Woldemar. „Aber was ist das nur mit Niels? Niels ist doch an und für sich ein hübscher und ganz harmloser Name. Nichts Anzügliches drin.“

„Gewiß nicht. Aber Wršchowitz und Niels! Er litt, glaub' ich, unter diesem Gegensatz.“

Woldemar lachte. „Das kenn' ich. Das kenn' ich von meinem Vater her, der Dubslav heißt, was ihm auch immer höchst unbequem war. Und da reichen wohl nicht hundertmal, daß ich ihn wegen dieses Namens seinen Vater habe verflagen hören.“

„Genau so hier,“ fuhr der Graf in seiner Erzählung fort. „Wršchowitz' Vater, ein kleiner Kapellmeister an der tschechisch-polnischen Grenze, war ein Niels Gade-Schwärmer, woraufhin er seinen Jungen einfach Niels taufte. Das war nun wegen des Kontrastes schon gerade bedenklich genug. Aber das eigentlich Bedenkliche kam doch erst, als der mehr und mehr ein scharfer Wagnerianer werdende Niels Wršchowitz sich zum direkten Niels Gade-Verächter ausbildete. Niels Gade war ihm der Inbegriff alles Trivialen und Unbedeutenden, und dazu kam noch (wie Amen in der Kirche), daß unser junger Freund, wenn er als Niels Wršchowitz vorgestellt wurde, mit einer Art Sicherheit der Phrase begegnete: Niels? Ah, Niels. Ein schöner Name innerhalb unsrer musikalischen Welt. Und hoch erfreulich, ihn hier zum zweiten Male vertreten zu sehen. All das konnte der arme Kerl auf die Dauer nicht aushalten, und so kam er auf den Gedanken, den Vornamen auf seiner Karte durch einen Dokortitel wegzueskamotieren.“

Woldemar nickte.

„Jedenfalls, lieber Stechlin, ersehen Sie daraus zur Genüge, daß unser Wršchowitz, als richtiger Künstler, in die Gruppe gens irritabilis gehört, und wenn Armgard ihn vielleicht aufgefordert haben sollte, zum Thee zu bleiben, so bitt' ich Sie herzlich, dieser Neizbarkeit eingedenk zu sein. Wenn irgend möglich, vermeiden Sie Beziehungen auf die ganze skandinavische Welt, besonders auf Dänemark direkt. Er wittert überall Verrat. Uebrigens, wenn man auf seiner Hut ist, ist er ein feiner und gebildeter Mann. Ich hab' ihn eigentlich gern, weil er anders ist wie andre.“

*

Der alte Graf behielt recht mit seiner Vermutung: Armgard hatte den Doktor Wršchowitz aufgefordert zu bleiben, und als bald nach acht Jeserich eintrat, um den Grafen und Woldemar zum Thee zu bitten, fanden sie beim Eintritt in das Mittelzimmer nicht nur Armgard, sondern auch Wršchowitz vor, der, die Finger ineinander gefaltet, mitten in dem Salon stand und die an der Büfettwand hängenden Bilder mit jenem eigentümlichen Mißausdruck von aufrichtigem Gelangweiltsein und erkünsteltem Interesse musterte. Der Kittmeister hatte dem Grafen wieder seinen Arm geboten; Armgard ging auf Woldemar

zu und sprach ihm ihre Freude aus, daß er gekommen; auch Melusine werde gewiß bald da sein; sie habe noch zuletzt gesagt: „Du sollst sehen, heute kommt Stechlin.“ Danach wandte sich die junge Comtesse wieder Wrshowitz zu, der sich eben in das von Hubert Herfomer gemalte Bild der verstorbenen Gräfin vertieft zu haben schien, und sagte, während sie gegenseitig vorstellte: „Doktor Wrshowitz, Mittmeister von Stechlin.“ Woldemar, seiner Instruktion eingedenk, verbeugte sich sehr artig, während Wrshowitz, ziemlich ablehnend, seinem Gesicht den stolzen Doppelausdruck von Künstler und Hussiten gab.

Der alte Graf hatte mittlerweile Platz genommen, entschuldigte sich, mit der unglücklichen Stellage beschwerlich fallen zu müssen, und bat die beiden Herren, sich neben ihm niederzulassen, während Armgard, dem Vater gegenüber, an der andern Schmalseite des Tisches saß. Der alte Graf nahm seine Tasse Thee, schob den Cognac, „des Thees bessern Teil“, mit einem humoristischen Senfzer beiseit und sagte, während er sich links zu Wrshowitz wandte: „Wenn ich recht gehört habe — so ein bißchen von musikalischem Ohr ist mir geblieben —, so war es Chopin, was Armgard zu Beginn der Stunde spielte . . .“

Wrshowitz verneigte sich.

„Chopin, für den ich eine Vorliebe habe, wie für alle Polen, vorausgesetzt, daß sie Musikanten oder Dichter oder auch Wissenschaftsmenschen sind. Als Politiker kann ich mich mit ihnen nicht befreunden. Aber vielleicht nur deshalb nicht, weil ich Deutscher und sogar Preuße bin.“

„Sehr warr, sehr warr,“ sagte Wrshowitz, mehr gestimmungstüchtig als artig.

„Ich darf sagen, daß ich für polnische Musiker, von meinen frühesten Lieutenantstagen an, eine schwärmerische Vorliebe gehabt habe. Da gab es beispielsweise eine Polonaise von Oginski, die damals so regelmäßig und mit so viel Passion gespielt wurde, wie später der Erbkönig oder die Glocken von Spener. Es war auch die Zeit vom ‚Alten Feldherrn‘ und von ‚Denkst du daran, mein tapferer Lagienta‘.“

„Jawohl, Herr Graf, eine schlechte Zeit, eine sentimentale Zeit. Und warr mir immerdar eine besondere Lust zu sehen, wie das Sentimentale wieder fällt. Immer merr, immer merr. Ich hasse das Sentimentale de tout mon cœur.“

„Worin ich,“ sagte Woldemar, „Herrn Doktor Wrshowitz durchaus zustimme. Wir haben in der Poesie genau dasselbe. Da gab es früher ebenfalls dergleichen, und ich bekenne, daß ich als Knabe für solche Sentimentalitäten geschwärmt habe. Meine besondere Schwärmerie war ‚König Renés Tochter‘, von, wenn ich nicht irre, einem gewissen Henrik Hertz, einem jungen Kopenhagener . . .“

Wrshowitz verfärbte sich, was Woldemar, als er es wahrnahm, zu sofortigem raschen Einlenken bestimmte. „ . . . König Renés Tochter, ein lyrisches Drama. Aber, Gott sei Dank, schon seit lange wieder vergessen. Wir stehen jetzt im Zeichen von Tolstoj und der Kreuzerfonate.“

„Sehr warr, sehr warr,“ sagte der rasch wieder

beruhigte Wrshowitz und nahm nur noch Veranlassung, energisch gegen die Mischung von Kunst und Sektierertum zu protestieren.

Woldemar, großer Tolstojchwärmer, worin er sich durch Lorenzen geführt und unterstützt sah, wollte für den russischen Grafen eine Lanze brechen, aber Armgard, die, wenn derartige Themata berührt wurden, der Salonfähigkeit ihres Freundes Wrshowitz arg mißtraute, war sofort aufrichtig bemüht, das Gespräch auf harmlosere Gebiete hinüberzuspielen. Als ein solches friedenerheißendes Gebiet erschien ihr in diesem Augenblicke ganz eminent die Grafschaft Ruppin, aus deren abgelegenster Nordostecke Woldemar eben wieder eingetroffen war, und so sprach sie denn gegen diesen den Wunsch aus, ihn über seine jüngste Reise Bericht erstatten zu sehen. „Ich weiß wohl, daß ich meiner Schwester Melusine, die voll Neugier und Verlangen ist, auch davon zu hören, einen schlechten Dienst damit leiste; Herr von Stechlin wird es aber nicht verschmähen, wenn meine Schwester wieder da ist, darauf zurückzukommen. Es braucht ja, wenn man plaudert, nicht alles absolut neu zu sein. Man darf sich wiederholen. Papa hat auch einzelnes, das er öfter erzählt.“

„Meine Tochter Armgard,“ lachte der alte Graf, „sagt ‚einzelnes‘, sie meint aber ‚vieles‘.“

„Nein, Papa, ich meine einzelnes. Da giebt es denn doch ganz andre, zum Beispiel unser guter Baron. Und die Baronin sieht auch immer weg, wenn er anfängt. Aber lassen wir den Baron und seine Geschichten, und hören wir lieber von Herrn von Stechlins Ausfluge. Doktor Wrshowitz teilt gewiß meinen Geschmack.“

„Teile vollkommen. Mark Brandenburg wendisches Vorland, Vorland gegen skandinavisches Nordland.“

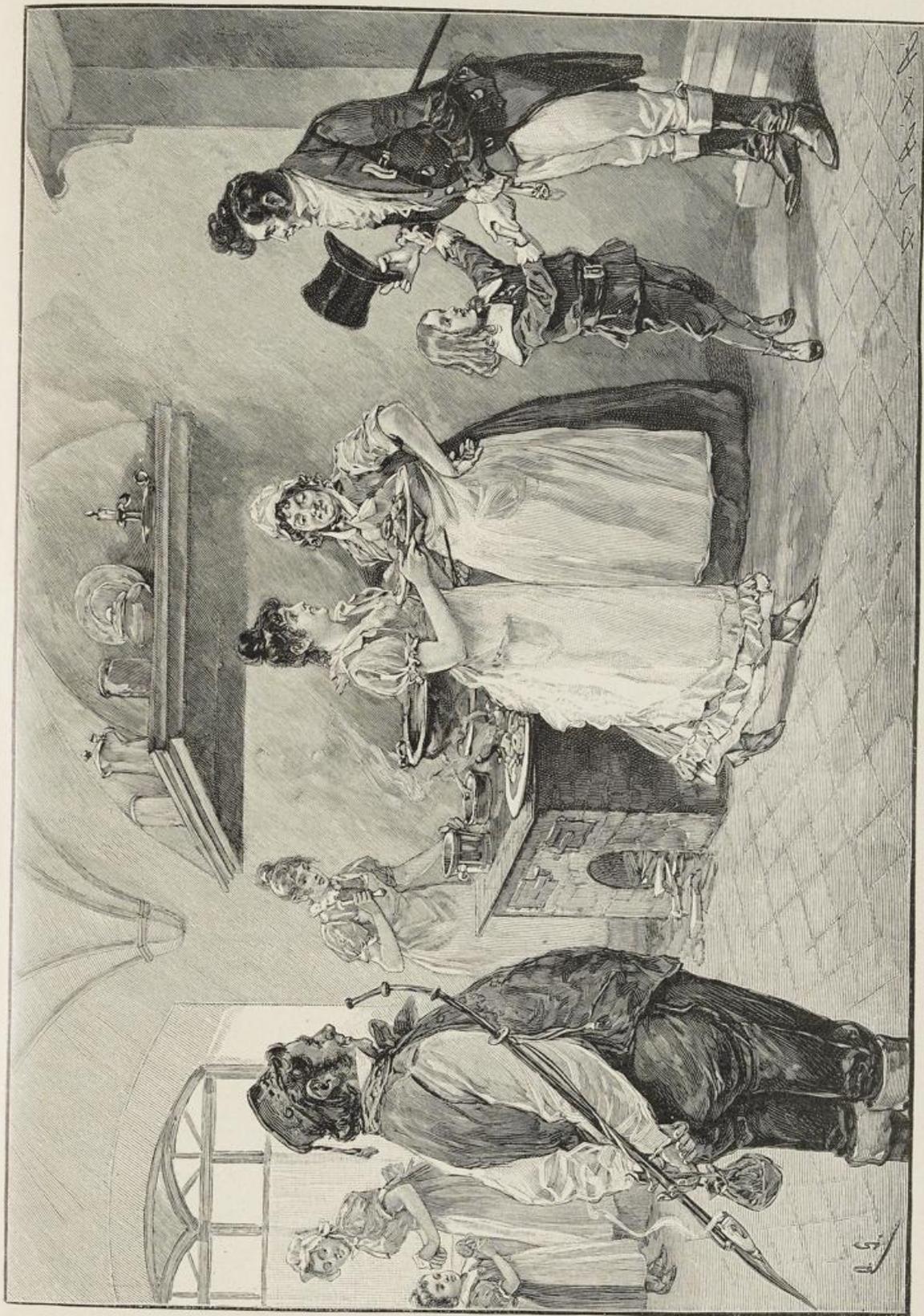
„Also, Herr von Stechlin,“ fuhr Armgard fort, „Sie haben nach diesen Erklärungen unsers Freundes Wrshowitz einen freundlichen Zuhörer mehr, vielleicht sogar einen begeisterten. Auch für Papa nicht' ich mich verbürgen. Wir sind ja eigentlich selber märkisch oder doch beinah' und wissen trotzdem so wenig davon, weil wir immer draußen waren. Ich kenne wohl Saatwinkel und den Grunewald, aber das eigentliche brandenburgische Land, das ist doch etwas andres. Es soll alles so romantisch sein und so melancholisch, Sand und Sumpf und im Wasser ein paar Binsen oder eine Birke, dran das Laub zittert. Ist Ihre Ruppiner Gegend auch so?“

„Nein, Comtesse, wir haben viel Wald und See, die sogenannte mecklenburgische Seenplatte.“

„Nun, das ist auch gut. Mecklenburg, wie mir die Berchtesgadens erst neulich versichert haben, hat auch keine Romantik.“

„Sehr warr. Habe gelesen Stromtid und habe gelesen Franzosentid . . .“

„Und dann glaub' ich auch zu wissen,“ fuhr Armgard fort, „daß Sie Rheinsberg ganz in der Nähe haben. Ist es richtig, und kennen Sie's? Es soll so viel Interessantes bieten. Ich erinnere mich seiner aus meinen Kindertagen her, trotzdem wir damals in London lebten. Oder vielleicht auch gerade deshalb.“



All-Wiener Saichings-Krapfenbäcker. Nach einer Skizze von Th. Scharfetter gezeichnet von W. Gerlach.

Denn es war die Zeit, wo das Carlylesche Buch über Friedrich den Großen immer noch in Mode war, und wo's zum guten Ton gehörte, sich nicht bloß um die Terrasse von Sanssouci zu kümmern, sondern auch um Rheinsberg und den Orden de la générosité. Lebt das alles noch da? Spricht das Volk noch davon?"

"Nein, Comtesse, das ist alles fort. Und überhaupt, von dem großen König spricht niemand mehr, was auch kaum anders sein kann. Der große König war als Kronprinz nur kurze Zeit da, sein Bruder Heinrich aber fünfzig Jahre. Und so hat die Prinz-Heinrichzeit beklagenswerterweise die Kronprinzenzeit ganz erdrückt. Aber beklagenswert doch nicht in allem. Denn Prinz Heinrich war auch bedeutend und vor allem sehr kritisch. Was doch immer ein Vorzug ist."

"Sehr warr, sehr warr," unterbrach hier Wrshowitz.

"Er war sehr kritisch," wiederholte Woldemar. "Namentlich auch gegen seinen Bruder, den König. Und die Malcontenten, deren es auch damals schon die Hülle und Fülle gab, waren beständig um ihn herum. Und dabei kommt immer was heraus."

"Sehr warr, sehr warr . . ."

"Denn zufriedene Hofleute sind allemal öd und langweilig, aber die Frondeurs, wenn die den Mund aufthun, da kann man was hören."

"Gewiß," sagte Armgard. "Aber trotzdem, Herr von Stechlin, ich kann das Frondieren nicht leiden. Frondeur ist doch immer nur der gewohnheitsmäßig Unzufriedene, und wer immer unzufrieden ist, der taugt nichts. Immer Unzufriedene sind düntelhaft und oft boshaft dazu, und während sie sich über andre lustig machen, lassen sie selber viel zu wünschen."

"Sehr warr, sehr warr, gnädigste Comtesse," verbeugte sich Wrshowitz. "Aber, wollen verzeihn, ich bin doch für Frondeur. Frondeur ist Kritikk, und wo Gutes sein will, muß sein Kritikk. Deutsche Kunst viel Kritikk. Erst muß sein Kunst, gewiß, gewiß, aber gleich danach muß sein Kritikk. Kritikk ist wie große Revolution. Kopf ab aus Prinzipp. Kunst muß haben ein Prinzipp. Und wo Prinzipp is, is Kopf ab."

Alles schwieg, so daß dem Grafen nichts übrig blieb, als etwas verspätet seine halbe Zustimmung auszudrücken. Armgard ihrerseits beeilte sich, auf Rheinsberg zurückzukommen, das ihr trotz des fatalen Zwischenfalls mit „Kopf ab“, im Vergleich zu vielleicht wiederkehrenden Musikgesprächen, immer noch als ein Nothafen erschien.

"Ich glaube," sagte sie, "neben manchem andern auch mal von der Frauenfeindschaft des Prinzen gehört zu haben. Er soll — irre ich mich, so werden Sie mich korrigieren — ein sogenannter Misogyne gewesen sein. Etwas durchaus Krankhaftes in meinen Augen oder doch mindestens etwas sehr Sonderbares."

"Sehr sonderbarr," sagte Wrshowitz, während sich, unter Hinblick auf Armgard, sein Gesicht huldigend verklärte.

"Wie gut, lieber Wrshowitz," fuhr Armgard fort, "daß Sie, mein Wort bestätigend, für uns

arme Frauen und Mädchen eintreten. Es giebt immer noch Ritter, und wir sind ihrer so sehr bedürftig. Denn wie mir Melusine erzählt hat, sind die Weiberfeinde sogar stolz darauf, Weiberfeinde zu sein, und behandeln ihr Denken und Thun als eine höhere Lebensform. Kennen Sie solche Leute, Herr von Stechlin? Und wenn Sie solche Leute kennen, wie denken Sie darüber?"

"Ich betrachte sie zunächst als Unglückliche."

"Das ist recht."

"Und zum zweiten als Kranke. Der Prinz, wie Comtesse schon ganz richtig ausgesprochen haben, war auch ein solcher Kranker."

"Und wie äußerte sich das? Oder ist es überhaupt nicht möglich, über das Thema zu sprechen?"

"Nicht ganz leicht, Comtesse. Doch in Gegenwart des Herrn Grafen und nicht zu vergessen auch Doktors Wrshowitz, der so schön und so ritterlich gegen die Misogynität Partei genommen, unter solchem Beistande will ich es doch wagen."

"Das ist recht. Denn ich brenne vor Neugier."

"Und will auch nicht länger ängstlich um die Sache herumgehen. Unser Rheinsberger Prinz war ein richtiger Prinz aus dem vorigen Jahrhundert. Die jetzigen sind Menschen; die damaligen waren nur Prinzen. Eine der Passionen unsers Rheinsberger Prinzen — wenn man will, eine Art Abzweigung von dem, was schon gesagt wurde — war eine geheimnisvolle Vorliebe für jungfräuliche Tote, besonders Bräute. Wenn eine Braut im Rheinsbergischen, am liebsten auf dem Lande, gestorben war, so lud er sich dabei zu Gast. Und eh' der Geistliche noch da sein konnte (den vermied er), erschien er und stellte sich an das Fußende des Sarges und starrte die Tote an. Aber sie mußte geschnitten sein und aussehen wie das Leben."

"Aber das ist ja schrecklich," brach es beinahe leidenschaftlich aus Armgard hervor. "Ich mag diesen Prinzen nicht und seine ganze Fronde nicht. Denn die müssen ebenso gewesen sein. Das ist ja Blasphemie, das ist ja Gräberschändung, — ich muß das Wort ansprechen, weil ich so empört bin und nicht anders kann."

Der alte Graf sah die Tochter an, und ein Freudenstrahl unlenktete sein gutes altes Gesicht. Auch Wrshowitz empfand so was von unbedingter Huldigung, bezwang sich aber und sah, statt auf Armgard, auf das Bild der Gräfin-Mutter, das von der Wand niederblickte.

Nur Woldemar blieb ruhig und sagte: "Comtesse, Sie gehen vielleicht zu weit. Wissen Sie, was in der Seele des Prinzen vorgegangen ist? Es kann etwas Infernales gewesen sein, aber auch etwas andres. Wir wissen es nicht. Und weil er nebenher unbedingt große Züge hatte, so bin ich dafür, ihm das in Rechnung zu stellen."

"Bravo, Stechlin," sagte der alte Graf. "Ich war erst Armgard's Meinung. Aber Sie haben recht, wir wissen es nicht. Und so viel weiß ich noch von der Juristerei her, in der ich, wohl oder übel, eine Gastrolle gab, daß man in zweifelhaften Fällen in favorem entscheiden muß. Uebrigens geht eben

die Klingel. An bester Stelle wird ein Gespräch immer unterbrochen. Es wird Melusine sein. Und so sehr ich gewünscht hätte, sie wäre von Anfang an mit dabei gewesen, wenn sie jetzt so mit einem Male dazwischen fährt, ist selbst Melusine eine Störung.“

Es war wirklich Melusine. Sie trat, ohne draußen abgelegt zu haben, ins Zimmer, warf das schottische Cape, das sie trug, in eine Sofa-Ecke und schritt, während sie noch den Hut aus dem Haare nestelte, bis an den Tisch, um hier zunächst den Vater, dann aber die beiden andern Herren zu begrüßen. „Ich seh' euch so verlegen, woraus ich schließe, daß eben etwas Gefährliches gesagt worden ist. Also etwas über mich.“

„Aber, Melusine, wie eitel.“

„Nun, dann also nicht über mich. Aber über wen? Das wenigstens will ich wissen. Von wem war die Rede?“

„Vom Prinzen Heinrich. Aber von dem ganz alten, der schon fast hundert Jahre tot ist.“

„Da konntet Ihr auch was Besseres thun.“

„Wenn du wüßtest, was uns Stechlin von ihm erzählt hat, und daß er — nicht Stechlin, aber der Prinz — ein Misogyne war, so würdest du vielleicht anders sprechen.“

„Misogyne. Das freilich ändert die Sache. Ja, lieber Stechlin, da kann ich Ihnen nicht helfen, davon muß ich auch noch hören. Und wenn Sie mir's abschlagen, so wenigstens was Gleichwertiges.“

„Gräfin Melusine, was Gleichwertiges giebt es nicht.“

„Das ist gut, sehr gut, weil es so wahr ist. Aber dann bitt' ich um etwas zweiten Ranges. Ich sehe, daß Sie von Ihrem Ausfluge erzählt haben, von Ihrem Papa, von Schloß Stechlin selbst oder von Ihrem Dorf und Ihrer Gegend. Und davon möcht' ich auch hören, wenn es auch freilich nicht an das andre herauzreichet.“

„Ach, Gräfin, Sie wissen nicht, wie bescheiden es mit unserm Stechliner Erdemwinkel bestellt ist. Wir haben da, von einem Pastor abgesehen, der beinahe Sozialdemokrat ist, und des weiteren von einem Oberförster abgesehen, der eine Prinzessin, eine Typpe-Büchsenstein, geheiratet hat . . .“

„Aber das ist ja alles großartig . . .“

„Wir haben da, von diesen zwei Sehenswürdigkeiten abgesehen, eigentlich nur noch den Stechlin. Der ginge vielleicht, über den ließe sich vielleicht etwas sagen.“

„Den Stechlin? Was ist das? Ich bin so glücklich, zu wissen“ (und sie machte verbindlich eine Handbewegung auf Woldemar zu) „ich bin so glücklich, zu wissen, daß es Stechline giebt. Aber der Stechlin! Was ist der Stechlin?“

„Das ist ein See.“

„Ein See. Das besagt nicht viel. Seen, wenn es nicht gerade der Bierwaldstätter ist, werden immer erst interessant durch ihre Fische, durch Sterlet oder Felschen. Ich will nicht weiter aufzählen. Aber was hat der Stechlin? Ich vermute, Steckerlinge.“

„Nein, Gräfin, die hat er nun gerade nicht.“

Er hat genau das, was Sie geneigt sind am wenigsten zu vermuten. Er hat Weltbeziehungen, vornehme, geheimnisvolle Beziehungen hat er, und nur alles Gewöhnliche, wie beispielsweise Steckerlinge, das hat er nicht, das fehlt ihm.“

„Aber, Stechlin, Sie werden doch nicht den Empfindlichen spielen. Rittmeister in der Garde!“

„Nein, Gräfin. Und außerdem, den wollt' ich sehen, der das Ihnen gegenüber zuwege brächte.“

„Nun dann also, was ist es? Worin bestehen seine vornehmen Beziehungen?“

„Er steht mit den höchsten und allerhöchsten Herrschaften, deren genealogischer Stalender noch über den Gothaischen hinauswächst, auf du und du. Und wenn es in Java rumort oder auf Island, oder der Geiser mal in Doppelhöhe dampft und springt, dann springt auch in unserm Stechlin ein Wasserstrahl auf, und einige (wenn es auch noch niemand gesehen hat), einige behaupten sogar, in ganz schweren Fällen erscheine zwischen den Strudeln ein roter Hahn und krähe hell und weckend in die Nuppiner Grafschaft hinein. Ich nenne das vornehme Beziehungen.“

„Ich auch,“ sagte Melusine. Wrjchowitj aber, dessen Augen immer größer geworden waren, murmelte vor sich hin: „Sehr warr, sehr warr.“

XIV.

Es war zu Beginn der Woche, daß Woldemar seinen Besuch im Barbyschen Hause gemacht hatte. Schon am Mittwoch früh empfing er ein Billet von Melusine.

„Lieber Freund. Lassen Sie mich Ihnen noch nachträglich mein Bedauern aussprechen, daß ich vorgestern nur gerade noch die letzte Scene des letzten Aktes (Geschichte vom Stechlin) mit erleben konnte. Mich verlangt es aber lebhaft, mehr davon zu wissen. In unserer sogenannten großen Welt giebt es so wenig, was sich zu sehen und zu hören verlohnt; das meiste hat sich in die stillen Winkel der Erde zurückgezogen. Allen voraus, wie mir scheint, in Ihre Stechliner Gegend. Ich wette, Sie haben uns noch über vieles zu berichten, und ich kann nur wiederholen, ich möchte davon hören. Unsere gute Baronin, der ich davon erzählt habe, denkt ebenso; sie hat den Zug aller naiven und liebenswürdigen Frauen, neugierig zu sein. Ich, ohne die genannten Vorbedingungen zu erfüllen, bin ihr trotzdem an Neugier gleich. Und so haben wir denn eine Nachmittagspartie verabredet, bei der Sie der große Erzähler sein sollen. In der Regel freilich verläuft es anders wie gedacht, und man hört nicht das, was man hören wollte. Das darf uns aber in unserm guten Vorhaben nicht hindern. Die Baronin hat mir etwas vorgeschwärmt von einer Gegend, die sie ‚Oberpree‘ nannte (die vielleicht auch wirklich so heißt), und wo's so schön sein soll, daß sich die Havelherrlichkeiten daneben verstecken müssen. Ich will es ihr glauben, und jedenfalls werd' ich es ihr nachträglich versichern, auch wenn ich es nicht gefunden haben sollte. Das Ziel unsrer Fahrt — ein Punkt, den übrigens die Berchtesgadens noch

nicht kennen; sie waren bisher immer erheblich weiter flußaufwärts — das Ziel unsrer Reise hat einen ziemlich sonderbaren Namen und heißt das „Gierhäuschen“. Ich werde seitdem die Vorstellung von etwas Oualet nicht los und werde wohl erst geheilt sein, wenn sich mir die so sonderbar benannte Spreeschönheit persönlich vorgestellt haben wird. Also morgen, Donnerstag: Gierhäuschen. Ein „Nein“ giebt es natürlich nicht. Abfahrt vier Uhr, Zannowisbrücke. Papa begleitet uns; es geht ihm seit heut um vieles besser, so daß er sich's zutraut. Vielleicht ist vier etwas spät; aber wir haben dabei, wie mir Lizzi sagt, den Vorteil, auf der Rückfahrt die Lichter im Wasser sich spiegeln zu sehen. Und vielleicht ist auch irgendwo Feuerwerk, und wir sehen dann die Raketen steigen. Armgard ist in Aufregung, fast auch ich. Au revoir. Cines Herrn Rittmeisters wohlaffectionierte

Melusine.“

*

Nun war der andre Nachmittag da, und kurz vor vier Uhr fuhren erst die Berchtesgadens und gleich danach auch die Barbys bei der Zannowisbrücke vor. Woldemar wartete schon. Alle waren in jener heitern Stimmung, in der man geneigt ist, alles schön und reizend zu finden. Und diese Stimmung kam denn auch gleich der Dampfschiffahrtsstation zu statten. Unter lachender Bewunderung der sich hier darbietenden Holzarchitektur stieg man ein Gewirr von Stiegen und Treppen hinab und schritt, unten angekommen, an den um diese Stunde noch leeren Tischen eines hier etablierten „Lokals“ vorüber, unmittelbar auf das Schiff zu, dessen Glocke schon zum erstenmal geläutet hatte. Das Wetter war prachtvoll, flußaufwärts alles klar und sonnig, während über der Stadt ein dünner Nebel lag. Zu beiden Seiten des Hinterdecks nahm man auf Stühlen und Bänken Platz und sah von hier aus auf das verschleierte Stadtbild zurück.

„Da heißt es nun immer,“ sagte Melusine, „Berlin sei so kirchenarm; aber wir werden bald Köln und Mainz aus dem Felde geschlagen haben. Ich sehe die Nikolaikirche, die Petrikirche, die Waisenkirche, die Schloßkuppel, und das Dach da, mit einer Art von chinesischer Deckelmütze, das ist, glaub' ich, der Rathhausturm. Aber freilich, ich weiß nicht, ob ich den mitrechnen darf.“

„Turm ist Turm,“ sagte die Baronin. „Das fehlte auch gerade noch, daß man dem armen alten Berlin auch noch seinen Rathhausturm als Turm abstritte. Man eifersüchtelt schon genug.“

Und nun schlug es vier. Von der Parochialkirche her klang das Glockenspiel, die Schiffsglocke läutete dazwischen, und als diese wieder schwieg, wurde das Brett aufgeklappt, und unter einem schrillen Pfiff setzte sich der Dampfer auf das mittlere Brückendeck zu in Bewegung.

*

Oben, in Nähe der Zannowisbrücke, hielten immer noch die beiden herrschaftlichen Wagen, die's für angemessen erachten mochten, ehe sie selber aufbrachen, zuvor den Ausbruch des Schiffes abzuwarten, und erst als dieses unter der Brücke verschwunden war,

fuhr der gräflich Barbysche Kutscher neben den freiherrlich Berchtesgadenschen, um mit diesem einen Gruß auszutauschen. Beide kannten sich seit lange, schon von London her, wo sie bei denselben Herrschaften in Dienst gestanden hatten. In diesem Punkte waren sie sich gleich, sonst aber so verschieden wie nur möglich, auch schon in ihrer äußeren Erscheinung. Imme, der Barbysche Kutscher, ein ebenso martialisch wie gutmütig dreinschauender Mecklenburger, hätte mit seinem angegrauten Sappenburg ohne weiteres vor eine Gardetruppe treten und den Zug als Tambourmajor eröffnen können, während der Berchtesgadensche, der seine Jugend als Trainer und halber Sportsman zugebracht hatte, nicht bloß einen englischen Namen führte, sondern auch ein typischer Engländer war, hager, fehnig, kurz geschoren und glatt rasiert. Seine Glogaugen hatten etwas Stupidies; er war aber trotzdem klug genug und wußte, wenn's galt, seinem Vorteil nachzugehen. Das Deutsche machte ihm noch immer Schwierigkeiten, trotzdem er sich aufrichtige Mühe damit gab und sogar das bequeme Zuhilfenehmen englischer Wörter vermied, am meisten dann, wenn er sich die Berlinerinnen seiner Bekanntschaft abquälen sah, ihm mit „well, well, Mr. Robinson“ oder gar mit einem geheimnisvollen „indeed“ zu Hilfe zu kommen. Nur mit dem einen war er einverstanden, daß man ihn „Mr. Robinson“ nannte. Das ließ er sich gefallen. „Now, Mr. Robinson,“ sagte Imme, als sie Bock an Bock nebeneinander hielten, „how are you? I hope quite well.“

„Danke, Mr. Imme, danke! Was macht die Frau?“

„Ja, Robinson, da müssen Sie, denk' ich, selber nachsehen, und zwar gleich heute, wo die Herrschaften fort sind und erst spät wiederkommen. Noch dazu mit der Stadtbahn. Wenigstens von hier aus, Zannowisbrücke. Sagen wir also neun; eher sind sie nicht zurück. Und bis dahin haben wir einen guten Stat. Hartwig als dritter wird schon kommen; Portiers können immer. Die Frau zieht ebenso gut auf wie er, und weiter ist es ja nichts. Also klocker fünf; ein „Nein“ gilt nicht; where there is a will, there is a way. Ein bißchen ist doch noch hängen geblieben von dear old England.“

„Danke, Mr. Imme,“ sagte Robinson, „danke! Ja, Stat ist das Beste von all Germany. Komme gern. Stat ist noch besser als Bayrisch.“

„Hören Sie, Robinson, ich weiß doch nicht, ob das zutrifft. Ich denke mir, so beides zusammen, das ist das Wahre. That's it.“

Robinson war einverstanden, und da beide weiter nichts auf dem Herzen hatten, so brach man hier ab und schickte sich an, die Rückfahrt in einem mäßig raschen Trab anzutreten, wobei der Berchtesgadensche Kutscher den Weg über Wolkenmarkt und Schloßplatz, der Barbysche den auf die Neue Friedrichstraße nahm. Jenseits der Friedrichsbrücke hielt sich der letztere dicht am Wasser hin und kam so am bequemsten bis an sein Kronprinzenufer.

*

Der Dampfer, gleich nachdem er das Brückendeck passiert hatte, setzte sich in ein rascheres Tempo,

dabei die linke Flussseite haltend, so daß immer nur eine geringe Entfernung zwischen dem Schiff und den sich dicht am Ufer hinziehenden Stadtbahnbögen war. Jeder Bogen schuf den Rahmen für ein dahinter gelegenes Bild, das natürlich die Form einer Lunette hatte. Mauerwerk aller Art, Schuppen, Säune zogen in buntem Wechsel vorüber, aber in Front aller dieser der Alltäglichkeit und der Arbeit dienenden Dinge zeigte sich immer wieder ein Stück Gartenland, darin ein paar verspätete Malven oder Sonnenblumen blühten. Erst als man die zweitfolgende Brücke passiert hatte, traten die Stadtbahnbögen so weit zurück, daß von einer Uferereinfassung nicht mehr die Rede sein konnte; statt ihrer aber wurden jetzt Wiesen und pappelbesetzte Wege sichtbar, und wo das Ufer quaiartig abfiel, lagen mit Sand beladene Kähne, große Zillen, aus deren Innerem eine baggerartige Vorrichtung die Kies- und Sandmassen in die dicht am Ufer hin etablierten Kalkgruben schüttete. Es waren dies die Berliner Mörtelewerke, die hier die Herrschaft behaupteten und das Uferbild bestimmten.

Unsre Reisenden sprachen wenig, weil unter dem raschen Wechsel der Bilder eine Frage die andre zurückdrängte. Nur als der Dampfer an Treptow vorüber zwischen den kleinen Inseln hin fuhr, die hier mannigfach aus dem Fluß aufwachsen, wandte sich Melusine an Woldemar und sagte: „Lizzi hat mir erzählt, hier zwischen Treptow und Stralau sei auch die ‚Liebesinsel‘; da stürben immer die Liebespaare, meist mit einem Zettel in der Hand, drauf alles stünde. Trifft das zu?“

„Ja, Gräfin, soviel ich weiß, trifft es zu. Solche Liebesinseln giebt es übrigens vielfach in untrer Gegend und kann als Beweis gelten, wie weitverbreitet der Zustand ist, dem abgeholfen werden soll, und wenn's durch Sterben wäre.“

„Das nehm' ich Ihnen übel, daß Sie darüber spotten. Und Armgard wird es noch mehr thun, weil sie gefühlvoller ist als ich. Zudem sollten sie wissen, daß sich so was rächt.“

„Ich weiß es. Aber Sie lesen auch durchaus falsch in meiner Seele. Sicher haben Sie mal gehört, daß der, der Furcht hat, zu singen anfängt, und wer nicht singen kann, nun, der wickelt eben. Uebrigens, so schön ‚Liebesinsel‘ klingt, der Zauber davon geht wieder verloren, wenn Sie sich den Namen des Ganzen hier vergegenwärtigen. Das sich so mächtig hier verbreitende Spreestück heißt der ‚Mummelsburger See.‘“

„Freilich nicht hübsch; das kann ich zugeben. Aber die Stelle selbst ist schön, und Namen bedeuten nichts.“

„Wer Melusine heißt, sollte wissen, was Namen bedeuten.“

„Ich weiß es leider. Denn es giebt Leute, die sich vor ‚Melusine‘ fürchten.“

„Was immer eine Dummheit, aber doch mehr noch eine Huldigung ist.“

Unter diesem Gespräche waren sie bis über die Breitung der Spree hinaus gekommen und fuhren wieder in das schmaler werdende Flußbett ein. An beiden

Ufern hörten die Häuserreihen auf, sich in dünnen Zeilen hinzuziehen, Baumgruppen traten in nächster Nähe dafür ein, und weiter landeinwärts wurden aufgeschüttete Bahndämme sichtbar, über die hinweg die Telegraphenstangen ragten und ihre Drähte von Pfahl zu Pfahl spannten. Hier und da, bis ziemlich weit in den Fluß hinein, stand ein Schilfgürtel, aus dessen Dicksicht vereinzelt Krickenten auflogen.

„Es ist doch weiter, als ich dachte,“ sagte Melusine. „Wir sind ja schon wie in halber Einsamkeit. Und dabei wird es frisch. Ein Glück, daß wir Decken mitgenommen. Denn wir bleiben doch wohl im Freien? Oder giebt es auch Zimmer da? Freilich kann ich mir kaum denken, daß wir zu sechs in einem Gierhäuschen Platz haben.“

„Ach, Frau Gräfin, ich sehe, Sie rechnen auf etwas extrem Idyllisches und erwarten, wenn wir angelangt sein werden, einen Mischling von Kiosk und Hütte. Da harrt Ihrer aber eine grausame Enttäuschung. Das Gierhäuschen ist ein sogenanntes ‚Lokal‘, und wenn uns die Luft anwandelt, so können wir da tanzen oder eine Volksversammlung abhalten. Raum genug ist da. Sehen Sie, das Schiff wendet sich schon, und der rote Bau da, der zwischen den Pappelweiden mit Turm und Erker sichtbar wird, das ist das Gierhäuschen.“

„O weh! Ein Palazzo,“ sagte die Baronin und war auf dem Punkt, ihrer Mißstimmung einen Ausdruck zu geben. Aber ehe sie dazu kam, schob sich das Schiff schon an den vorgebauten Anlegestieg, über den hinweg man, einen Uferweg einschlagend, auf das Gierhäuschen zuschritt. Dieser Uferweg setzte sich, als man das Gartenlokal endlich erreicht hatte, jenseits desselben noch eine gute Strecke fort, und weil die wundervolle Frische dazu einlud, beschloß man, ehe man sich im „Gierhäuschen“ selber niederließ, zuvor noch einen gemeinschaftlichen Spaziergang am Ufer hin zu machen. Immer weiter flusshinaufwärts.

Der Enge des Weges halber ging man zu zweit, voraus Woldemar mit Melusine, dann die Baronin mit Armgard. Erheblich zurück erst folgten die beiden älteren Herren, die schon auf dem Dampfschiff ein politisches Gespräch angeknüpft hatten. Beide waren liberal, aber der Umstand, daß der Baron ein Bayer und unter katholischen Anschauungen aufgewachsen war, ließ doch beständig Unterschiede hervortreten.

„Ich kann Ihnen nicht zustimmen, lieber Graf. Alle Trümpe heut, und zwar mehr denn je, sind in des Papstes Hand. Rom ist ewig und Italien nicht so fest aufgebaut, als es die Welt glauben machen möchte. Der Quirinal zieht wieder aus, und der Vatikan zieht wieder ein. Und was dann?“

„Was dann? Nichts, lieber Baron. Auch dann nicht, wenn es wirklich dazu kommen sollte, was, glaub' ich, ausgeschlossen ist.“

„Sie sagen das so ruhig, und ruhig ist man nur, wenn man sicher ist. Sind Sie's? Und wenn Sie's sind, dürfen Sie's sein? Die letzten Entscheidungen liegen immer bei dieser Papst- und Rom-Frage.“

„Lagen einmal. Aber damit ist es gründlich

vorbei, auch in Italien selbst. Die letzten Entscheidungen, von denen Sie sprechen, liegen heutzutage ganz wo anders, und es sind bloß ein paar Ihrer Zeitungen, die nicht müde werden, der Welt das Gegenteil zu versichern. Alles bloße Nachklänge. Das moderne Leben räumt erbarmungslos mit all dem Ueberkommenen auf. Ob es glückt, ein Nilreich aufzurichten, ob Japan ein England im Stillen Ozean wird, ob China mit seinen vierhundert Millionen Einwohnern aus dem Schlaf aufwacht und, seine Hand erhebend, uns und der Welt zuruft: „Hier bin ich“, allem voraus aber, ob sich der vierte Stand etabliert und stabilisiert (denn darauf läuft doch in ihrem vernünftigen Kern die ganze Sache hinaus) — das alles fällt ganz anders ins Gewicht als die Frage ‚Quirinal oder Vatikan‘. Es hat sich überlebt. Und anstaunenswert ist nur das eine, daß es überhaupt noch so weiter geht. Das ist der Wunder größtes.“

„Und das sagen Sie, der Sie zeitweilig den Dingen so nahe gestanden?“

„Weil ich ihnen so nahe gestanden.“

Auch die beiden voranschreitenden Paare waren in lebhaftem Gespräch.

An dem schon in Dämmerung liegenden östlichen Horizont stiegen die Fabrikschornsteine von Spindlersfelde vor ihnen auf, und die Rauchfahnen zogen in langsamem Zuge durch die Luft.

„Was ist das?“ fragte die Baronin, sich an Woldemar wendend.

„Das ist Spindlersfelde.“

„Kenn' ich nicht.“

„Doch vielleicht, gnädigste Frau, wenn Sie hören, daß in eben diesem Spindlersfelde der für die weibliche Welt so wichtige Spindler seine geheimnisvollen Künste treibt. Besser noch seine verschwiegenen. Denn unsre Damen bekennen sich nicht gern dazu.“

„So, der! Ja, dieser unser Wohlthäter, den wir — Sie haben ganz recht — in unserm Uhdant so gern unterschlagen. Aber dies Unterschlagen hat doch auch wieder sein Verzeihliches. Wir thun jetzt so vieles, was wir, nach einer alten Anschauung, eigentlich nicht thun sollten, weil es nicht recht mehr für uns paßt. Es ist nicht passend, auf einem Pferdebahnperron zu stehen, zwischen einem Schaffner und einer Kiepenfrau, und es ist noch weniger passend, in einem Fünfzigpfennigbazar allerhand Einkäufe zu machen und an der sich dabei aufdrängenden Frage: ‚Wodurch ermöglichen Sie diese Preise?‘ still vorbeizugehen. Unser Freund in Spindlersfelde da drüben degradirt uns vielleicht auch durch das, was er für uns thut. Armgard, wie denken Sie darüber?“

„Ganz wie Sie, Baronin.“

„Und Melusine?“

Diese gab kopfschüttelnd die Frage weiter und drang darauf, daß die beiden älteren Herren, die mittlerweile herangekommen waren, den Ausschlag geben sollten. Aber der alte Graf wollte davon nichts wissen. „Das sind Doktorfragen. Auf derlei Dinge laß' ich mich nicht ein. Ich schlage vor, wir machen lieber kehrt und suchen uns im ‚Gier-

häuschen‘ einen hübschen Platz, von dem aus wir das Leben auf dem Fluß beobachten und hoffentlich auch den Sonnenuntergang gut sehen können.“

Ziemlich um dieselbe Stunde, wo die Barbyschen und Berchtesgadenschen Herrschaften ihren Spaziergang auf Spindlersfelde zu machen, erschien unser Freund Mr. Robinson, von seinem Stallgebäude her, in Front der Lennéstraße, sah erst gewohnheitsmäßig nach dem Wetter und ging dann quer durch den Tiergarten auf das Kronprinzenufer zu, wo die Zimme ihn bereits erwarteten.

Frau Zimme, die, wie die meisten kinderlosen Frauen (und Frauen mit Sappeurbarmännern sind fast immer kinderlos), einen großen Wirtschafts- und Sauberkeitsinn hatte, hatte zu Mr. Robinsons Empfang alles in die schönste Ordnung gebracht, um so mehr, als sie wußte, daß ihr Gast, als ein verwöhnter Engländer, immer der Neigung nachgab, alles Deutsche, wenn auch nur andeutungsweise, zu bemängeln. Es lag ihr daran, ihn fühlen zu lassen, daß man's hier auch verstehe. So war denn von ihr nicht bloß eine wundervolle Kaffeeserviette, sondern auch eine silberne Zuckerdose mit Streufeltuchentellern links und rechts aufgestellt worden. Frau Zimme konnte das alles und noch mehr infolge der bevorzugten Stellung, die sie von langer Zeit her bei den Barbys einnahm, zu denen sie schon als fünfzehnjähriges junges Ding gekommen und in deren Dienst sie bis zu ihrer Verheiratung geblieben war. Auch jetzt noch hingen beide Damen an ihr, und mit Hilfe Lizsis, die, so diskret sie war, doch gerne plauderte, war Frau Zimme jederzeit über alles unterrichtet, was im Vorderhause vorging. Daß der Mittelmeister sich für die Damen interessierte, wußte sie natürlich wie jeder andre, nur nicht — auch darin wie jeder andre —, für welche.

Ja, für welche?

Das war die große Frage, selbst für Mr. Robinson, der regelmäßig, wenn er die Zimme sah, sich danach erkundigte. Dazu kam es denn auch heute wieder und zwar sehr bald nach seinem Eintreffen.

Eine große Familientasse mit einem in Front eines Tempel seinen Bogen spannenden Amor war vor ihn hingestellt worden, und als er dem Streufeltuchen (für den er eine so große Vorliebe hatte, daß er regelmäßig erklärte, so was gäb' es in den vereinigten drei Königreichen nicht) — als er dem Streufel liebevoll und doch auch wieder maßvoll zugesprochen hatte, betrachtete er das Bild auf der großen Tasse, zeigte, was bei seiner Augenbeschaffenheit etwas Komisches hatte, schelmisch lächelnd auf den bogenspannenden Amor und sagte: „Hier hinten ein Tempel und hier vorn ein Lorbeer. Und hier this little fellow with his arrow. Ich möchte mir die Frage gestatten — Sie sind eine so kluge Frau, Frau Zimme —: wird er den Pfeil fliegen lassen oder nicht, und wenn er den Pfeil fliegen läßt, ist es die Priesterin, die hier neben dem Lorbeer steht, oder ist es eine andre?“

„Ja, Mr. Robinson,“ sagte Frau Zimme, „darauf ist schwer zu antworten. Denn erstens wissen wir

nicht, was er überhaupt vorhat, und dann wissen wir auch nicht: wer ist die Priesterin? Ist die Comtesse die Priesterin, oder ist die Gräfin die Priesterin? Ich glaube, wer schon verheiratet war, kann wohl eigentlich nicht Priesterin sein."

"Ach," sagte Imme, in dem sich, was gelegentlich vorkam, der naturwüchsige Mecklenburger regte, "sein kann alles. Ueber so was wächst Gras. Ich glaube, es ist die Gräfin."

Robinson nickte. "Glaub' ich auch. And what's the reason, dear Mrs. Imme? Weil Wittib vor Jungfrau geht und meist einen Schritt voraus hat. Ich weiß wohl, es ist immer viel die Rede von virginity, aber widow ist mehr als virgin."

Frau Imme, die nur halb verstanden hatte, verstand doch genug, um zu sichern, was sie übrigens sittsam mit der Bemerkung begleitete, sie habe so was von Mr. Robinson nicht geglaubt.

Robinson nahm es als Huldigung und trat, nachdem er sich mit Erlaubnis der „Lady“ ein kurzes Pfeifchen mit türkischem Tabak angesteckt hatte, an ein Fensterchen, in dessen mit einer kleinen Laubsäge gemachten Blumentasten rote Verbenen blühten, und sagte, während er auf den Hof mit seinen drei Akazienbäumen herunterblickte: „Wer ist denn der hübsche Junge da, der da mit seinem hoop spielt? Hier sagen sie Reifen.“

„Das ist ja Hartwigs Rudolf," sagte Frau Imme. „Ja, der Junge hat viel Ehre. Und wie er da mit dem Reifen spielt und die Hedwig immer hinter ihm her, wiewohl sie doch beinahe seine Mutter sein könnte. Na, ich freue mich immer, wenn ich ausgelassene Menschen sehe, und wenn Hartwig kommt — ich wundere mich bloß, daß er noch nicht da ist —, da können Sie ihm ja sagen, wie hübsch Sie die verwöhnte kleine Nange finden. Das wird ihn freuen; er ist furchtbar eitel. Alle Portiersleute sind eitel. Aber das muß wahr sein, es ist ein reizender Junge.“

Während sie noch so sprachen, erschien Hartwig, auf den Imme, stattdurstig, schon seit einer Viertelstunde gewartet hatte, und keine drei Minuten mehr, so war auch Hedwig da, die sich bis kurz vorher mit ihrem kleinen Cousin Rudolf in dem Hof unten abgeäschert hatte. Beide wurden mit gleicher Herzlichkeit empfangen, Hartwig, weil nach seinem Erscheinen die Skatpartie beginnen konnte, Hedwig, weil Frau Imme nun gute Gesellschaft hatte. Denn Hedwig konnte wundervoll erzählen und brachte jedesmal Neuigkeiten mit. Sie mochte vierundzwanzig sein, war immer sehr sauber gekleidet und von heiter-übermütigem Gesichtsausdruck. Dazu krauses, kastanienbraunes Haar. Es traf sich, daß sie mal wieder außer Dienst war.

„Nun, das ist recht, Hedwig, daß du kommst," sagte Frau Imme. „Rudolfen hab' ich eben erst gefragt, wo du geblieben wärst, denn ich habe dich ja mit ihm spielen sehen; aber solch Junge weiß nie was; der denkt bloß immer an sich, und ob er sein Stück Kuchen kriegt. Na, wenn er kommt, er w's haben; Robinson ist immer so wenig, wie wohl er den Streußel ungeheuer gern mag. Aber

so sind die Engländer, sie sind nicht so zugreiffich, und dann geniert sich Imme auch, und die Hälfte bleibt übrig. Na, jedenfalls ist es nett, daß du wieder da bist. Ich habe dich ja seit deinem letzten Dienst noch gar nicht ordentlich gesehen. Es war ja wohl 'ne Hofrätin? Na, Hofrätinnen, die kenn' ich. Aber es giebt auch gute. Wie war er denn?"

„Na, mit ihm ging es.“

„Deine krausen Haare werden wohl wieder schuld sein. Die können manche nicht vertragen. Und wenn dann die Frau was merkt, dann ist es vorbei.“

„Nein, so war es nicht. Er war ein sehr anständiger Mann. Beinahe zu sehr.“

„Aber, Kind, wie kannst du nur so was sagen? Wie kann einer zu anständig sein?"

„Ja, Frau Imme. Wenn einen einer gar nicht ansieht, das ist einem auch nicht recht.“

„Ach, Hedwig, was du da bloß so red'it! Und wenn ich nich wüßte, daß du gar nich so bist . . . Aber was war es denn?"

„Ja, Frau Imme, was soll ich sagen, was es war; es ist ja immer wieder dasselbe. Die Herrschaften können einen nich richtig unterbringen. Oder wollen auch nich. Immer wieder die Schlafstelle oder, wie manche hier sagen, die Schlafgelegenheit.“

„Aber, Kind, wie denn? Du mußt doch 'ne Gelegenheit zum Schlafen haben.“

„Gewiß, Frau Imme. Und 'ne Gelegenheit, so denkt mancher, ist 'ne Gelegenheit. Aber gerade die, die hat man nich. Man ist müde zum Umfallen, und man kann doch nicht schlafen.“

„Versteht' ich nich.“

„Ja, Frau Imme, das macht, weil Sie von Kindesbeinen an immer bei so gute Herrschaften waren, und mit Lizzi ist es jetzt wieder ebenso. Die hat es auch gut um is, wie wenn sie mit dazu gehörte. Meine Tante Hartwig erzählt mir immer davon. Und einmal hab' ich es auch so gut getroffen. Aber bloß das eine Mal. Sonst fehlt immer die Schlafgelegenheit.“

Frau Imme lachte.

„Sie lachen darüber, Frau Imme. Das ist aber nich recht, daß Sie lachen. Glauben Sie mir, es ist eigentlich zum Weinen. Und mitunter hab' ich auch schon geweint. Als ich nach Berlin kam, da gab es ja noch die Hängeböden.“

„Kenn' ich, kenn' ich; das heißt, ich habe davon gehört.“

„Ja, wenn man davon gehört hat, das ist nich viel. Man muß sie richtig kennen lernen. Immer sind sie in der Küche, mitunter dicht am Herd oder auch gerade gegenüber. Und nun steigt man auf eine Leiter, und wenn man müde ist, kann man auch runter fallen. Aber meistens geht es. Und nu macht man die Thür auf und schiebt sich in das Loch hinein, ganz so wie in einen Backofen. Das ist, was sie 'ne Schlafgelegenheit nennen. Und ich kann Ihnen bloß sagen: auf einem Heuboden ist es besser, auch wenn Mäuse da sind. Und am schlimmsten ist es im Sommer. Draußen sind dreißig Grad, und auf dem Herd war den ganzen Tag Feuer; da ist es denn, als ob man auf den Rost gelegt würde. So war es, als ich

nach Berlin kam. Aber ich glaube, sie dürfen jetzt so was nicht mehr bauen. Polizeiverbot. Ach, Frau Zimme, die Polizei ist doch ein rechter Segen. Wenn wir die Polizei nicht hätten (und sie sind auch immer so artig gegen einen), so hätten wir gar nichts. Mein Onkel Hartwig, wenn ich ihm so erzähle, daß man nicht schlafen kann, der sagt auch immer: „Komm' ich, komm' ich; der Bourgeois thut nichts für die Menschheit. Und wer nichts für die Menschheit thut, der muß abgeschafft werden.“

„Ja, dein Onkel spricht so. Und war es denn bei deinem Hofrat, wo du nun zuletzt warst, auch so?“

„Nein, bei Hofrats war es nicht so. Die wohnten ja auch in einem ganz neuen Hause. Hofrats waren Trockenwohner. Und in dem, was jetzt die neuen Häuser sind, da kommen, glaub' ich, die Hängeböden gar nicht mehr vor; da haben sie bloß noch die Badestuben.“

„Nu, das ist aber doch ein Fortschritt.“

„Ja, das kann man sagen; Badestube als Badestube ist ein Fortschritt oder, wie Onkel Hartwig immer sagt, ein Kulturfortschritt. Er hat meistens solche Wörter. Aber Badestube als Schlafgelegenheit ist kein Fortschritt.“

„Gott, Kind, sie werden dich aber doch nicht in eine Badewanne gepackt haben?“

„I bewahre. Das thun sie schon der Badewanne wegen nicht. Da werden sie sich hüten. Aber . . . Ach, Frau Zimme, ich kann nur immer wieder sagen, Sie wissen nicht Bescheid; Sie hatten es gut, wie Sie noch unverheiratet waren, und nun haben Sie's erst recht gut. Sie wohnen hier wie in einer kleinen Sommerwohnung, und daß es ein bißchen nach Pferde riecht, das schadet nicht; das Pferd ist ein feines und reinliches Tier, und all seine Einrichtungen sind so edel. Man sagt ja auch: das edle Pferd. Und außerdem soll es so gesund sein, fast so gut wie Kuhstall, womit sie ja die Schwindsucht kurieren. Und dazu haben Sie hier den Blick auf die Kugelkaskaden und drüber auf das Marinepanorama, wo man sehen kann, wie alles ist, und dahinter haben Sie den Blick auf die Kunstausstellung, wo es so furchtbar zieht, bloß damit man immer frische Luft hat. Aber bei Hofrats . . . Nein, diese Badestube!“

„Gott, Hedwig, du thust ja, wie wenn es eine Mördergrube oder ein Verbrecherteller gewesen wäre.“

„Verbrecherteller? Ach, Frau Zimme, das ist ja gar nichts. Ich habe Verbrecherteller gesehen, natürlich bloß ganz zufällig. Da trinken sie Weißbier und spielen Sechsendsechzig. Und in einer Ecke wird was anschalderwert, aber davon merkt man nichts.“

„Und die Badestube . . . Warum ist sie dir denn so furchtbar, daß du dich ordentlich schubderst? Der Mensch muß doch am Ende baden können.“

„Ach was, haben! Baden, natürlich. Aber 'ne Badestube ist nie 'ne Badestube. Wenigstens hier nicht. Eine Badestube ist 'ne Kumpfkammer, wo man alles unterbringt, alles, wofür man sonst keinen Platz hat. Und dazu gehört auch ein Dienstmädchen. Meine eiserne Bettstelle, die abends aufgeklappt wurde, stand immer neben der Badewanne, drin alle alten Bier- und Weinflaschen lagen. Und nun drippten

die Neigen aus. Und in der Ecke stand ein Bettsock, drin die Fräuleins ihre Wäsche hinein stopften, und in der andern Ecke war eine kleine Thür. Aber davon will ich zu Ihnen nicht sprechen, weil ich einen Widerwillen gegen Unanständigkeiten habe, weshalb schon meine Mutter immer sagte: „Hedwig, du wirst noch Jesum Christum erkennen lernen“. Und ich muß sagen, das hat sich bei Hofrats denn auch erfüllt. Aber fromm waren sie weiter nicht.“

Während Hedwig noch so weiter klagte, hörte man, daß draußen die Klingel ging, und als Frau Zimme öffnete, stand Rudolf auf dem kleinen Flur und sagte, daß er Vatern holen solle und Hedwigen auch; Mutter müsse weg.

„Na,“ sagte Frau Zimme, „dann komm nur, Rudolf, und is erst ein Stück Streusel und bestell es nachher bei deinem Vater.“

Bald danach nahm sie den Jungen bei der Hand und führte ihn in das Nebenzimmer, wo die drei Männer vergnügt an ihrem Skatisch saßen. Ein großes Spiel war eben gemacht; alles noch in Aufregung.

Robinson, als er Rudolfsen sah, nickte ihm zu und sagte zu Zimme: „Das ist ja der hübsche Junge, den ich vorhin auf dem Hof gesehen habe mit seinem hoop; — nice boy.“

„Ja,“ bestätigte Zimme, „das ist unserm Freund Hartwig seiner.“ Hartwig selber aber rief seinen Jungen heran und sagte: „Na, Rudolf, was giebt's? Du willst mich holen. Du sollst aber auch noch 'ne Freude haben. Kuck dir mal den Herrn da an, der dich so freundlich ansieht. Das ist Robinson.“

„Haha.“

„Ja, Junge, warum lachst du? Glaubst du's nicht, wenn ich dir sage, das ist Robinson?“

„I bewahre, Vater. Robinson, den kenn' ich. Robinson hat 'nen Sonnenschirm und ein Lama. Und der ist auch schon lange dod.“

XV.

Unsre Landpartierer waren im Angesicht von Spindlersfelde nach dem Eierhäuschen zurückgekehrt und hatten sich hier an zwei dicht am Ufer zusammengeriickten Tischen niedergelassen, eine Laube von Baumkronen über sich. Sperlinge häupten umher und warteten auf ihre Zeit. Gleich danach erschien auch ein Kellner, um die Bestellungen entgegenzunehmen. Es entstand dabei die herkömmliche Verlegenheitspause; niemand wußte was zu sagen, bis die Baronin auf den Stamm einer ihr gegenüberstehenden Ulme wies, drauf „Wiener Würstel“ und daneben in noch dickeren Buchstaben das gefällige Wort „Löwenbräu“ stand. In kürzester Frist erschien denn auch der Kellner wieder, und die Baronin hob ihr Seidel und ließ das Eierhäuschen und die Spree leben, zugleich versichernd, „daß man ein echtes Münchner überhaupt nur noch in Berlin trünke“. Der alte Berchtesgaden wollte jedoch nichts davon wissen und drang in seine Frau, lieber mehr nach links zu rücken, um den Sonnenuntergang besser beobachten zu können; „der sei freilich in Berlin ebenfogut wie wo anders“. Die Baronin hielt

Bett-
ofen,
Ehür.
weil
habe,
dwig,
men'.
denn
ich."
hörte
Frau
Flur
digen

nur,
estell

der
die
hen.
h in

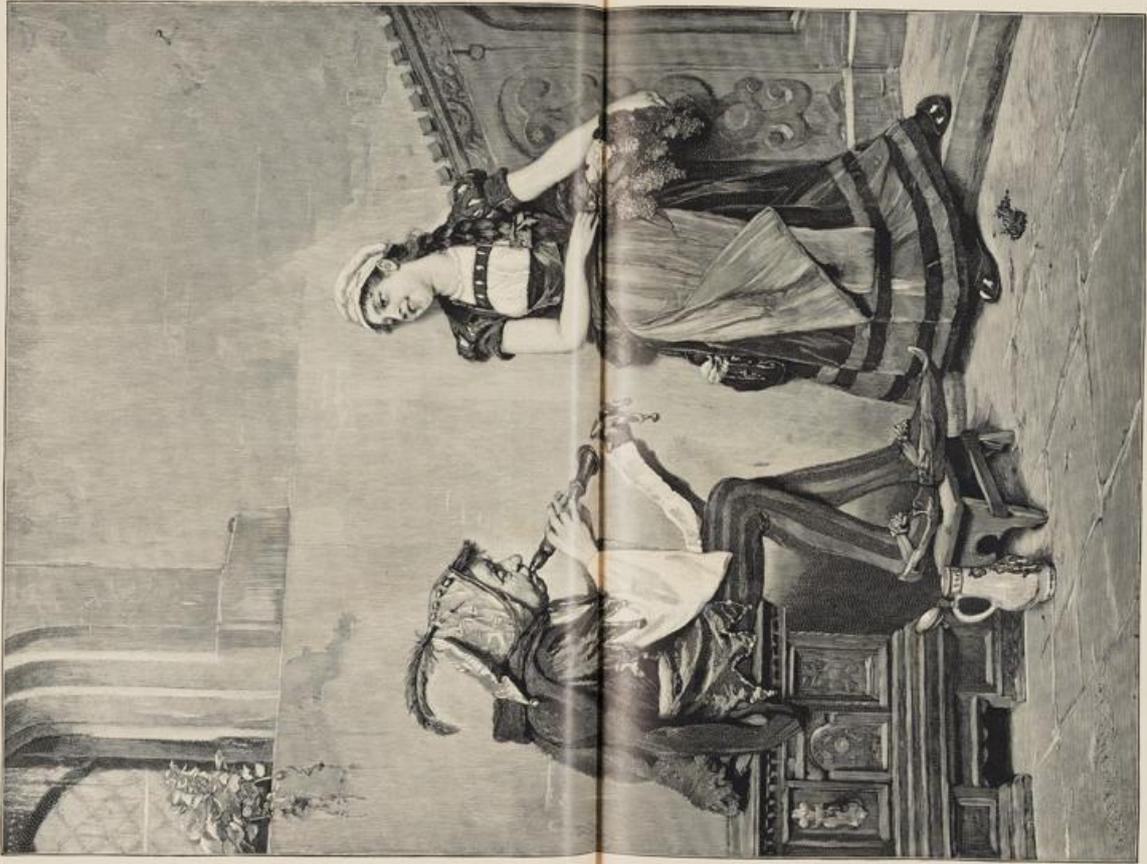
zu
nge,
nem

rund
inen
t's?
'ne
der

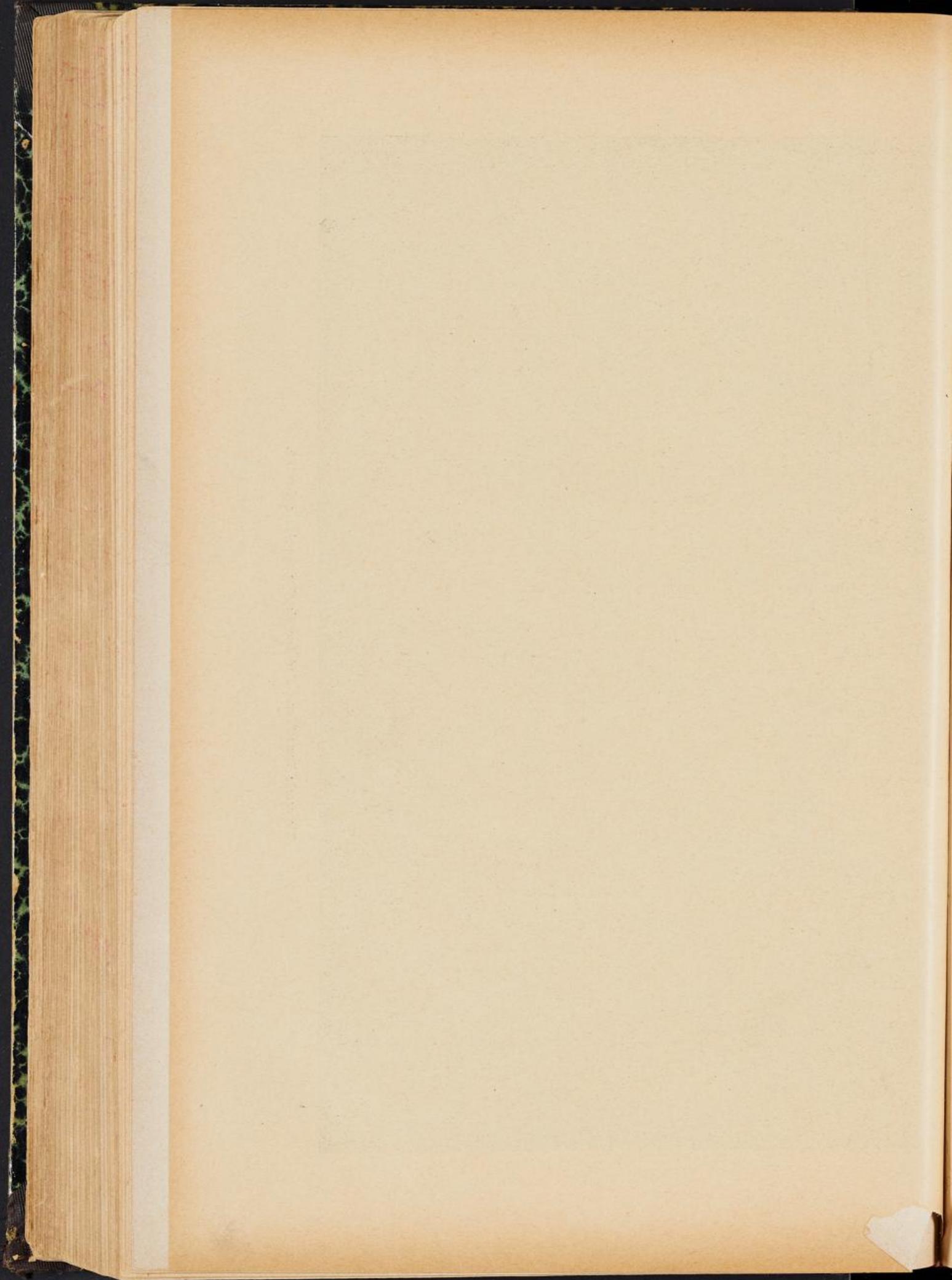
ou's

ich.
ma.

won
ehrt
zu-
ube
her
gien
zu-
gen-
die
den
ben
ort
ien
hob
die
ein
lin
hts
ehr
ng
in
telt



Die neue Bismarckin. Nach dem Gemälde von Fritz Schröder.



aber aus und rührte sich nicht. „Was Sonnenuntergang! Den seh' ich jeden Abend. Ich sitze hier sehr gut und freue mich schon auf die Lichter.“

Und nicht lange mehr, so waren diese Lichter auch wirklich da. Nicht nur das ganze Lokal erhellte sich, sondern auch auf dem drüben am andern Ufer sich hinziehenden Eisenbahndamm zeigten sich allmählich die verschiedenfarbigen Signale, während mitten auf der Spree, wo Schlepddampfer die Rähne zogen, ein verblaßtes Rot aus den Kajütenfenstern hervorglühte. Dabei wurde es kühl, und die Damen wickelten sich in ihre Plaids und Mäntel.

Auch die Herren fröstelten ein wenig, und so trat denn der ersichtlich etwas planende Woldemar nach kurzem Aufundabhschreiten an das in der Nähe befindliche Büffet heran, um da zur Herstellung einer besseren Innentemperatur das Nötige zu veranlassen. Und siehe da, nicht lange mehr, so stand auch schon ein großes Tablett mit Gläsern und Flaschen vor ihnen und dazwischen ein Deckeltrug, aus dem, als man den Deckel aufklappte, der heiße Brajen empor-schlug. Die Baronin, in solchen Dingen die Scharfblickendste, war sofort orientiert und sagte: „Lieber Stechlin, ich beglückwünsche Sie. Das war eine große Idee.“

„Ja, meine Damen, ich glaubte, daß etwas geschehen müsse, sonst haben wir morgen samt und sonders einen akuten Rheumatismus. Und zurück müssen wir doch auch. Auf dem Schiffe, wo solche Hilfsmittel, glaub' ich, fehlen, sind wir allen Unbilben der Elemente preisgegeben.“

„Und Sie konnten wirklich nicht besser wählen,“ unterbrach Melusine. „Schwedischer Punsch, für den ich ein Iking habe. Wie für Schweden überhaupt. Da Doktor Wrschowitz nicht da ist, können wir uns ungekräft einem gewissen Maß von Skandinavismus überlassen.“

„Am liebsten ohne alles Maß,“ sagte Woldemar, „so skandinavisch bin ich. Ich ziehe die Skandinaven den sonst ‚Meistbegünstigten‘ unter den Nationen immer noch vor. Alle Länder erweitern übrigens ihre Spezialgebiete. Früher hatte Schweden nur zweierlei: Mut und Eisen, von denen man sagen muß, daß sie gut zusammen passen. Dann kamen die ‚Säkerhets Ländstickors‘, und nun haben wir den schwedischen Punsch, den ich in diesem Augenblick unbedingt am höchsten stelle. Ihr Wohl, meine Damen.“

„Und das Ihre,“ sagte Melusine, „denn Sie sind doch der Schöpfer dieses glücklichen Moments. Aber wissen Sie, lieber Stechlin, daß ich in Ihrer Aufzählung schwedischer Herrlichkeiten etwas vermisst habe. Die Schweden haben noch eins — oder hatten es wenigstens. Und das war die schwedische Nachtigall.“

„Ja, die hab' ich vergessen. Es fällt vor meine Zeit.“

„Ich könnte,“ lachte die Gräfin, „vielleicht auch sagen: vor meine Zeit. Aber was thut's, ich will mich gerne dazu bekennen, die Lind noch lebhaftig gekannt zu haben. Freilich nicht mehr so eigentlich als schwedische Nachtigall. Und überhaupt unter anderm Namen.“

„Ja, ich erinnere mich,“ sagte Woldemar, „sie hatte sich verheiratet. Wie hieß sie doch?“

„Goldschmidt, ein Name, den man schon um ‚Goldschmidts Töchterlein‘ willen gelten lassen kann. Aber an Jenny Lind reicht er doch nicht heran.“

„Gewiß nicht. Und Sie sagten, Frau Gräfin, Sie hätten sie noch persönlich gekannt?“

„Ja, gekannt und auch gehört. Sie sang damals, wenn auch nicht mehr öffentlich, so doch immer noch in ihrem häuslichen Salon. Diese Bekanntschaft zählt zu meinen liebsten und stolzesten Erinnerungen. Ich war noch ein halbes Kind, aber trotzdem doch mit eingeladen, was mir allein schon etwas bedeutete. Dazu die Fahrt von Hyde-Park bis in die Villa hinaus. Ich weiß noch deutlich, ich trug ein weißes Kleid und einen hellblauen Kaschmirumhang und das Haar ganz aufgelöst. Die Lind beobachtete mich, und ich sah, daß ich ihr gefiel. Wenn man Eindruck macht, das behält man auch später noch. Und nun gar mit vierzehn!“

„Die Lind,“ warf die Baronin hier etwas provokant ein, „soll als Kind sehr häßlich gewesen sein.“

„Ich hätte das Gegenteil vermutet,“ bemerkte Woldemar.

„Und auf welche Veranlassung hin, lieber Stechlin?“

„Weil ich ein Bild von ihr kenne. Wir haben es seit einiger Zeit von einem unsrer besten Maler auf unsrer Nationalgalerie. Aber lange bevor ich es da sah, kannt' ich es schon en miniature, und zwar aus einer im Besitz meines Freundes Lorenzen befindlichen Aquavelle. Diese Kopie hängt über seinem Sofa, dicht unter einer Rubensschen Kreuzabnahme. Wenn man will, eine etwas sonderbare Zusammenstellung.“

„Und das alles in Ihrer Stechliner Pfarre!“ sagte Melusine. „Wissen Sie, Stechlin, daß ich die Thatsache, daß so was überhaupt in einem kleinen Dorfe vorkommen kann, Ihrem berühmten See beinahe gleichstelle? Unsrer schwedische Nachtigall in Ihrem ‚Nuppiner Winkel‘, wie Sie selbst beständig sich auszubrüden lieben. Die Lind! Und wie kam Ihr Pastor dazu?“

„Die Lind war, glaub' ich, seine erste Liebe. Sehr wahrscheinlich auch seine letzte. Lorenzen saß damals noch auf der Schulbank und schlug sich mit Stundengehen durch. Aber er hörte die Diva trotzdem jeden Abend und wußte sich auch, trotz bescheidenster Mittel, das Bildchen zu verschaffen. Fast grenzt es ans Wunderbare. Freilich verlaufen die Dinge meist so. Wär' er reich gewesen, so hätt' er sein Geld anderweitig verthan und die Lind vielleicht nie gehört und gesehen. Nur die Armen bringen die Mittel auf für das, was jenseits des Gewöhnlichen liegt; aus Begeisterung und Liebe fließt alles. Und es ist etwas sehr Schönes, daß es so ist in unserm Leben. Vielleicht das Schönste.“

Das will ich meinen,“ sagte die Gräfin. „Und ich dank' es Ihnen, lieber Stechlin, daß Sie das gesagt haben. Das war ein gutes Wort, das ich Ihnen nicht vergessen will. Und dieser Lorenzen war Ihr Lehrer und Erzieher?“

„Ja, mein Lehrer und Erzieher. Zugleich mein Freund und Berater. Der, den ich über alles liebe.“

„Gehen Sie darin nicht zu weit?“ lachte Melusine.

„Vielleicht, Gräfin, oder sag' ich lieber: gewiß. Und ich hätte dessen eingedenk sein sollen, gerade heut und gerade hier. Aber so viel bleibt: ich liebe ihn sehr, weil ich ihm alles verdanke, was ich bin, und weil er reinen Herzens ist.“

„Reinen Herzens,“ sagte Melusine. „Das ist viel. Und Sie sind dessen sicher?“

„Ganz sicher.“

„Und von diesem Unikum erzählen Sie uns erst heute! Da waren Sie neulich mit dem guten Wrschowiz bei uns und haben uns allerhand Schreckliches von Ihrem misogynen Prinzen wissen lassen. Und während Sie den in den Vordergrund stellen, halten Sie diesen Pastor Lorenzen ganz gemüthlich in Reserve. Wie kann man so grausam sein und mit seinen Berichten und Redekünsten so launenhaft operieren! Aber holen Sie wenigstens nach, was Sie versäumt haben. Die Fragen drängen sich ordentlich. Wie kam Ihr Vater auf den Einfall, Ihnen einen solchen Erzieher zu geben? Und wie kam ein Mann wie dieser Lorenzen in diese Gegenden? Und wie kam er überhaupt in diese Welt? Es ist so selten, so selten.“

Armgard und die Baronin nickten.

„Ich bekenne, mich quält die Neugier, mehr von ihm zu hören,“ fuhr Melusine fort. „Und er ist unverheiratet? Schon das allein ist immer ein gutes Zeichen. Durchschnittsmenschen glauben sich so schnell wie möglich verewigen zu müssen, damit die Herrlichkeit nicht ausstirbt. Ihr Lorenzen ist eben in allem, wie mir scheint, ein Ausnahmemensch. Also beginnen.“

„Ich bin dazu besten Willens, Frau Gräfin. Aber es ist zu spät dazu, denn das helle Licht, das Sie da sehen, das ist bereits unser Dampfer. Wir haben keine Wahl mehr, wir müssen abbrechen, wenn wir nicht im Gierhäuschen ein Nachtquartier nehmen wollen. Unterwegs ist übrigens Lorenzen ein wundervolles Thema, vorausgesetzt, daß uns der Anblick der Liebesinsel nicht wieder auf andre Dinge bringt. Aber hören Sie . . . der Dampfer läutet schon . . . wir müssen eilen. Bis an die Anlegestelle sind noch mindestens drei Minuten!“

*

Und nun war man glücklich auf dem Schiff, auf dem Woldemar und die Damen ihre schon auf der Einfahrt innegehabten Plätze sofort wieder einnahmen. Nur die beiden in ihre Plaids gewickelten alten Herren schritten auf Deck auf und ab und sahen, wenn sie vorn am Bugspriet eine kurze Mast machten, auf die vielen hundert Lichter, die sich von beiden Ufern her im Fluß spiegelten. Unten im Maschinenraum hörte man das Klappern und Stampfen, während die Schiffschraube das Wasser nach hinten schleuderte, daß es in einem weißen Schaumstreifen dem Schiffe folgte. Sonst war alles still, so still, daß die Damen ihr Gespräch unterbrachen. „Armgard, du bist so schweigsam,“ sagte

Melusine, „finden Sie nicht auch, lieber Stechlin? Meine Schwester hat noch keine zehn Worte gesprochen.“

„Ich glaube, Gräfin, wir lassen die Comtesse. Manchem kleidet es zu sprechen, und manchem kleidet es zu schweigen. Jedes beisammensein braucht einen Schweiger.“

„Ich werde Nutzen aus dieser Lehre ziehen.“

„Ich glaub' es nicht, Gräfin, und vor allem wünsch' ich es nicht. Wer könnt' es wünschen?“

Sie drohte ihm mit dem Finger. Dann schwieg man wieder und sah auf die Landschaft, die da, wo der am Ufer hinlaufende Straßenzug breite Lücken aufwies, in tiefem Dunkel lag. Urpölslich aber stieg gerade aus dem Dunkel heraus ein Lichtstreifen hoch in den Himmel und zerstob da, wobei rote und blaue Leuchtugeln langsam zur Erde niedersielen.

„Wie schön,“ sagte Melusine. „Das ist mehr, als wir erwarten durften; Ende gut, alles gut, — nun haben wir auch noch ein Feuerwerk. Wo mag es sein? Welche Dörfer liegen da hinüber? Lieber Stechlin, Sie sind ja so gut wie ein Generalstäbler, Sie müssen es wissen. Ich vermute Friedrichsfelde. Reizendes Dorf und reizendes Schloß. Ich war einmal da; die Dame des Hauses ist eine Schwester der Frau von Hülßen. Ist es Friedrichsfelde?“

„Vielleicht, gnädigste Gräfin. Aber doch nicht wahrscheinlich. Friedrichsfelde gehört nicht in die Reihe der Vororte, wo Feuerwerke sozusagen auf dem Programm stehen. Ich denke, wir lassen es im Ungewissen und freuen uns der Sache selbst. Sehen Sie, jetzt beginnt es erst recht eigentlich. Die Rakete, die wir da vorhin gesehen haben, das war nur Vorspiel. Jetzt haben wir erst das Stück. Es ist zu weit ab, sonst würden wir das Knattern hören und die Kanonenschläge. Wahrscheinlich ist es Sedan oder Düppel oder der Uebergang nach Aßen. Uebrigens ist die Pyrotechnik eine profunde Wissenschaft geworden.“

„Und es soll auch Personen geben, die ganz dafür leben und ihr Vermögen dafür hinopfern wie früher die Holländer für Tulpen. Tulpen wäre nun freilich nicht mein Geschmack. Aber Feuerwerk!“

„Ja, unbedingt. Und nur schade, daß alle die, die damit zu thun haben, über kurz oder lang in die Luft fliegen.“

„Das ist fatal. Aber es steigert doch auch wieder den Reiz. Sonderbar, gefahrlose Berufe, solche, die sozusagen eine Zipfelmütze tragen, sind mir von jeher ein Greuel gewesen. Interesse hat doch immer nur das va banque: Torpedoboote, Tunnel unter dem Meere, Luftballons. Ich denke mir, das Nächste, was wir erleben, sind Luftschifferschlachten. Wenn dann so eine Gondel die andre entert. Ich kann mich in solche Vorstellungen geradezu verlieben.“

„Ja, liebe Melusine, das seh' ich,“ unterbrach hier die Baronin. „Sie verlieben sich in solche Vorstellungen und vergessen darüber die Wirklichkeiten und sogar unser Programm. Ich muß angesichts dieser doch erst kommenden Luftschifferschlachten daran erinnern, daß heute noch wer anders in der Luft schwebt: Pastor Lorenzen. Von dem

sollte die Rede sein. Freilich, der ist kein Pyrotechniker.“

„Nein,“ lachte Woldemar, „das ist er nicht. Aber als einen Aeronauten kann ich ihn beinahe gelten lassen. Er ist so recht ein Aufsteigemensch, einer aus der wirklichen Oberphäre, genau von daher, wo die Hoffnung zu Haus ist und die Liebe.“

„Ja,“ lachte die Baronin, „die Hoffnung und die Liebe! Wo bleibt aber das Dritte? Das fehlt hier immer. Da müssen S' zu uns kommen. Wir haben noch davon und wissen wenigstens, was wir glauben sollen.“

„Ja, sollen.“

„Sollen, das ist die Hauptsache. Wenn man weiß, was man soll, so find't sich's schon. Aber wo das Sollen fehlt, da fehlt auch das Wollen. Es ist halt a Glück, daß wir Rom haben und den heiligen Vater.“

„Ach,“ sagte Melusine, „wer's Ihnen glaubt, Baronin! Aber lassen wir die heißen Fragen und hören wir lieber von dem, den ich — ich bin beschämt darüber — in so wenig verbindlicher Weise vergessen konnte, von unserm Wundermann mit der Studentensiebe, von dem Säulenheiligen, der reinen Herzens ist, und vor allem von dem Schöpfer und Nährvater unsers Freundes Stechlin. Eh bien, was ist es mit ihm? An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, — das könnt' uns beinahe genügen. Aber ich bin doch für ein Weiteres. Und so denn attention au jeu. Unser Freund Stechlin hat das Wort.“

„Ja, unser Freund Stechlin hat das Wort,“ wiederholte Woldemar, „so sagen Sie gütigst, Frau Gräfin. Aber dem nachkommen ist nicht so leicht. Vorhin, da war ich im Zuge. Jetzt wieder damit anfangen, das hat seine Schwierigkeiten. Und dann erwarten die Damen immer eine Liebesgeschichte, selbst wenn es sich um einen Mann handelt, den ich, was diese Dinge betrifft, so wenig versprechend eingeführt habe. Sie gehen also, wie heute schon mehrfach (ich erinnere nur an das Gierhäuschen) einer grausamen Enttäuschung entgegen.“

„Keine Ausflüchte!“

„Nun, so sei's denn. Ich will es aber auf einem Umwege versuchen und Ihnen einfach schildern, wie meine letzte Begegnung mit Lorenzen verlief. Er war, als ich bei ihm eintrat, in ersichtlich großer Erregung und zwar über ein Büchlehen, das er in Händen hielt.“

„Und ich will raten, was es war,“ unterbrach Melusine.

„Nun?“

„Ein Buch von Tolstoj. Etwas mit viel Opfer und Entfagung. Anpreisung von Askese.“

„Sie sind auf dem richtigen Wege, Gräfin, nur nicht geographisch. Es handelt sich nämlich nicht östlich um einen Russen, sondern westlich um einen Portugiesen.“

„Um einen Portugiesen,“ lachte die Baronin. „O, ich kenne welche. Sie sind alle so klein und gelblich. Und einer fand einen Seeweg. Freilich schon lange her. Ist es nicht so?“

„Gewiß, Frau Baronin, es ist so. Nur der, um den es sich hier handelt, das ist keiner mit einem Seeweg, sondern bloß ein Dichter.“

„Ach, dessen erinnere ich mich auch, ja ich habe sogar seinen Namen auf der Zunge. Mit einem großen C fing er an. Aber Calderon war es nicht.“

„Nein, Calderon nicht, — der wohnte nebenan. Und es war überhaupt kein alter, sondern ein neuer. Und er hieß Joao de Deus.“

„Joao de Deus,“ wiederholte die Gräfin. „Schon der Name. Sonderbar. Und was war es mit dem?“

„Ja, was war es mit dem? Dieselbe Frage that ich auch, und ich habe nicht vergessen, was Lorenzen mir antwortete: ‚Dieser Joao de Deus,‘ so etwa waren seine Worte, ‚war das, was ich sein möchte, wonach ich suche, seit ich zu leben, wirklich zu leben angefangen, und wovon es beständig draußen in der Welt heißt, es gäbe dergleichen nicht mehr. Aber es giebt dergleichen noch, es muß es geben oder doch wieder geben. Unse ganze Gesellschaft (und nun gar erst das, was sich im Besonderen so nennt) ist aufgebaut auf dem Ich. Das ist ihr Fluch, und daran muß sie zu Grunde gehen. Die zehn Gebote, das war der Alte Bund; der neue Bund aber hat ein andres Gebot, und das heißt: Und du hättest der Liebe nicht...‘

„So etwa sprach er und noch manches andre, bis ich ihn unterbrach. Aber, Lorenzen, das sind Allgemeinheiten. Sie wollten mir Persönliches von Joao de Deus erzählen. Was ist es mit dem? Wer war er? Lebt er? Oder ist er tot?“

„Er ist tot, aber seit kurzem erst, und von seinem Tode spricht das kleine Heft hier. Höre, was da steht: ‚Und als er nun tot war, da gab es eine Landesstrauer, und alle Schulen in der Hauptstadt waren geschlossen, und die Minister und die Leute vom Hof und die Gelehrten und die Handwerker, alles folgte dem Sarge dicht gedrängt, und die Fabrikarbeiterinnen hoben schluchzend ihre Kinder in die Höh‘ und zeigten auf den Toten und sagten: Un Santo, un Santo. Und sie thaten so und sagten so, weil er für die Armen gelebt hatte und nicht für sich.‘“

„Das ist schön,“ sagte Melusine.

„Ja, das ist schön,“ wiederholte Woldemar, „und ich darf hinzusetzen, in dieser Geschichte haben Sie nicht bloß den Joao de Deus, sondern auch meinen Freund Lorenzen. Er ist vielleicht nicht ganz wie sein Ideal. Aber Liebe giebt Oberbürtigkeit.“

„Und so schlag' ich denn vor,“ sagte die Baronin, „daß wir den mit dem C, dessen Name mir übrigens gleich einfallen wird, vorläufig absetzen und statt seiner den neuen mit dem D leben lassen. Und natürlich unsern Lorenzen dazu.“

„Ja, leben lassen,“ lachte Woldemar. „Aber worin? Les jours de fête...“ und er wies auf das Gierhäuschen zurück.

„In dieser Notlage wollen wir uns helfen, so gut es geht, und uns statt andrer Beschwörung einfach die Hände reichen, selbstverständlich über Kreuz, hier erst Stechlin und Armgard und dann Melusine und ich.“

Und wirklich, sie reichten sich in heiterer Fretlichkeit die Hände.
 „Gleich demnach aber traten die beiden alten Herren an die Gruppe heran, und der Baron sagte: „Das ist ja wie Mülli.“
 „Nein, nein. Das, Freiheit! Was ist Freiheit gegen Liebe!“
 „So, hat's denn eine Belobung gegeben?“
 „Nein... noch nicht,“ lachte Relafine.

XVI.
 Der andre Morgen rief Woldegar zeitig zum Dienst. Als er um neun Uhr auf sein Zimmer zurückkehrte, fand er auf dem Frühstückstisch Zeitungen und Briefe. Darunter war einer mit einem ziemlich großen Siegel, der fast schlecht und der Brief überaus von sehr unheimlicher Erscheinung, ein bloß zusammengelegter Quarrbogen. Woldegar, nach Aufschneisen und Handschrift liest noch mühsam, wobei er von weis der Brief kam, schob ihn während früh den Tisch brachte, befehle, und erst als er eine Taste genommen und länger als nötig dabei verweilt hatte, griff er wieder nach dem Brief und drehte ihn zwischen Daumen und Zeigefinger. „Ich bitte dir, nach dem gestrigen Abend, heute früh etwas anderes gewünscht.“ Und während er das so vor sich hin sprach, fanden ihm die letzten Augenblicke wieder vor der Seele. Die Tante hatte, hieß denn er das Kloster verließ, noch einmal vertraulich seine Hand angenommen und ihm bei der Gelegenheit ausgesprochen, was sie seit lange beabsichtigte.
 „Das Jungschelenteden, Woldegar, kann nicht. Dein Vater war auch schon zu alt, als er sich verheiratete. Ich will nicht in deine Geheimnisse eindringen, aber ich möchte doch fragen dürfen: wie sieht es da aus?“
 „Nun, ein Anfang ist gemacht. Aber doch erst obenhin.“
 „Berlinerin?“
 „Ja und nein. Die junge Dame lebt seit einer Reihe von Jahren in Berlin und hielt unsere Stadt über Germa. Inwieweit ist die Berlinerin. Aber eigentlich ist sie doch feine; sie wurde drüben in London geboren, und ihre Mutter war eine Schweizerin.“

„Was Gottes willen!“
 „Ich glaube, liebe Tante, du machst die falsche Vorstellung von einer Schweizerin. Du denkst



Eine neue Welt. Nach dem Gemälde von C. v. Seegen.

sie die auf einer Alce und mit einem Wilschfel.“
 „Ich denke sie mir gar nicht, Woldegar. Ich weiß nur, daß es ein wildes Land ist.“

„Ein freies Land, liebe Tante.“
 „Ja das kennst man. Und wenn du das Spiel einigermassen in der Hand hast, so bezeichne' ich dich...“

weil, was dein Spiel, und ängstige mich doch beinahe. Wenn es nicht Klänge giebt, so giebt es wenigstens Verkümmungen. Und die sind mir so wichtig noch fäulter...
 „Aber was hilft es!“
 „Und um was er den Brief auf und los.“

„Ich nehme an, mein lieber Woldegar, daß du meine letzten Worte noch in Erinnerung hast. Die liegen auf den Mat und die Seite können sich auch in dieser Frage die Deinet nicht auf, halte dich, wenn es sein kann, an das Rechte. Schon unter Provinzen sind so sehr verschieden. Ich sehe dich über solche Worte lächeln, aber ich bleibe doch dabei. Was ich aber meine, das geht es nur noch in unfer Mat und in unfer alten Hochbergs und Schwedensprovinz, ja, da verschiede noch reiner als bei uns. Ich will nicht angefahren, wie's bei Schilleren zu sehen auf dem abigen Gesamtgebiete steht, aber doch wenigstens ein paar Anmerkungen will ich machen. Ich habe sie von allen Seiten gesehen. Da sind zum Beispiel die rheinischen jungen Damen, also die von Köln und Baden; nun ja, die mögen ganz gut sein, aber sie sind fastlich, und wenn sie nicht hochstolz sind, kann sind sie noch andres, was der Vater erst erbelet wurde. Neben den rheinischen haben wir dann die westfälischen. Aber die liebe ich reden. Aber Schilleren. Die schlesischen Herrschaften, die sich immer auch Waganten nennen, sind alle so gut wie polnisch und leben von den und haben die höchsten Verhältnisse; immer ganz jung, da macht es sich am leichtesten. Und dann sind da noch weiterhin die preussischen, das heißt die silesischen, wo ich am aller meisten ansetzt. Nun, die kenn' ich, die sind ganz wie ihre Väter Hüllen und Schlägen aus und befehlen alles. Und je reicher sie sind, desto schlimmer. Und nun wirst du fragen, warum ich gegen andre so streng und so sehr für meine Mat bin, ja freilich für unfer Mittelmarkt. Deshalb, mein lieber Woldegar, weil wir in unfer Mittelmarkt nicht so bloß äußerlich in der Mitte liegen, sondern weil wir auch in allem die rechte Mitte haben und halten. Ich habe mal gehört, unter mittelbischen Land sei da a Land, bei dem es nie Hellige gehen, denn man aber auch keine Negere

An dieser Stelle war das Gespräch mit der Tante, weil eine Störung kam, auf andre Dinge hingewiesen worden, und man hielt er ihren Brief in Händen und zeigte, das Siegel zu brechen. „Ich

verbraunt habe. Sieh, das ist das, worauf es ankommt, Mittelzustand, — darauf baut sich das Glück auf. Und dann haben wir hier noch zweierlei: in unserer Bevölkerung die reine Lehre und in unserm Adel das reine Blut. Die, wo das nicht zutrifft, die kennt man. Einige meinen freilich, das, was sie das ‚Geistige‘ nennen, das litte darunter. Das ist aber alles Thorheit. Und wenn es litte (es leidet aber nicht), so schadet das gar nichts. Wenn das Herz gesund ist, ist der Kopf nie ganz schlecht. Auf diesen Satz kannst Du Dich verlassen. Und so bleibe denn, wenn Du suchst, in unsrer Mark und vergiß nie, daß wir das sind, was man so ‚brandenburgische Geschichte‘ nennt. Am eindringlichsten aber laß Dir unsre Rheinsberger Gegend empfohlen sein, von der mir selbst Koseleger — trotzdem seine Feinde behaupten, er betrachte sich hier bloß wie in Verbannung und sehne sich fort nach einer Berliner Domstelle — von der mir selbst Koseleger sagte: ‚Wenn man sich die preußische Geschichte genau ansieht, so findet man immer, daß sich alles auf unsre alte, liebe Grafschaft zurückführen läßt; — da liegen die Wurzeln unsrer Kraft.‘ Und so schließe ich denn mit der Bitte: heirate heimisch und heirate lutherisch. Und nicht nach Geld (Geld erniedrigt), und halte Dich dabei versichert der Liebe Deiner Dich herzlich liebenden Tante und Patin Adelheid von St.“

Woldemar lachte. „Heirate heimisch und heirate lutherisch — das hör‘ ich nun schon seit Jahren. Und auch das dritte höre ich immer wieder: ‚Geld erniedrigt‘. Aber das kenn‘ ich. Wenn’s nur recht viel ist, kann es schließlich auch eine Chinesin sein. In der Mark ist alles Geldfrage. Geld — weil keins da ist — spricht Person und Sache heilig und, was noch mehr sagen will, befriedigt zuletzt auch den Eigensinn einer alten Tante.“

Während er lachend so vor sich hin sprach, überflog er noch einmal den Brief und sah jetzt, daß eine Nachschrift an den Rand der vierten Seite getrigelt war. „Eben war Kaysler hier, der mir von der am Sonnabend in unserm Kreise stattfindenden Nachwahl erzählte. Dein Vater ist aufgestellt worden und hat auch angenommen. Er bleibt doch immer der alte. Gewiß wird er sich einbilden, ein Opfer zu bringen, — er litt von Jugend auf an solchen Einbildungen. Aber was ihm ein Opfer bedünkte, waren, bei Lichte besehen, immer bloß Eitelkeiten. Deine A. von St.“

XVII.

Es war so, wie die Tante geschrieben: Dubslaw hatte sich als konservativen Kandidaten aufstellen lassen, und wenn für Woldemar noch Zweifel darüber gewesen wären, so hätten einige am Tage darauf von Lorenzen eintreffende Zeilen diese Zweifel beseitigt. Es hieß in Lorenzens Brief:

„Seit Deinem letzten Besuch hat sich hier allerlei Großes zugetragen. Noch am selben Abend erschienen Gundermann und Koseleger und drangen in Deinen Vater, zu kandidieren. Er lehnte zunächst natürlich ab; er sei weltfremd und verstehe nichts davon. Aber damit kam er nicht weit. Koseleger, der — was ihm auch später noch von Nutzen sein wird — immer

ein paar Anekdoten auf der Pfanne hat, erzählte ihm sofort, daß vor Jahren, als ein von Bismarck zum Finanzminister Ausersehener sich in gleicher Weise mit einem ‚Ich verstehe nichts davon, Durchlaucht‘ aus der Affaire habe ziehen wollen, er einfach der bismarckisch-prompten Antwort begegnet sei: ‚Darum wähle ich Sie ja gerade, mein Lieber, — eine Geschichte, der Dein Vater natürlich nicht widerstehen konnte. Kurzum, er hat eingewilligt. Von Herumreisen ist selbstverständlich Abstand genommen worden, ebenso vom Nebenhalten. Schon nächsten Sonnabend haben wir Wahl. In Rheinsberg, wie immer, fallen die Würfel. Ich glaube, daß er siegt. Nur die Fortschrittler können in Betracht kommen und allenfalls die Sozialdemokraten, wenn vom Fortschritt (was leicht möglich ist) einiges abbröckelt. Unter allen Umständen schreibe Deinem Papa, daß Du Dich seines Entschlusses freutest. Du kannst es mit gutem Gewissen. Bringen wir ihn durch, so weiß ich, daß kein Besserer im Reichstag sitzt, und daß wir uns alle zu seiner Wahl gratulieren können. Er sich persönlich allerdings auch. Denn sein Leben hier ist zu einsam, so sehr, daß er, was doch sonst nicht seine Sache ist, mitunter darüber klagt. Das war das, was ich Dich wissen lassen mußte. ‚Sonst nichts Neues vor Paris.‘ Krippenstapel geht in großer Aufregung einher; ich glaube, wegen unsrer auf Donnerstag in Stechlin selbst angelegten Vorversammlung, wo er mutmaßlich seine herkömmliche Rede über den Bienenstaat halten wird. Empfehle mich Deinen zwei liebenswürdigen Freunden, besonders Szako. Wie immer, Dein alter Freund Lorenzen.“

Woldemar, als er gelesen, wußte nicht recht, wie er sich dazu stellen sollte. Was Lorenzen da schrieb, „daß kein Besserer im Hause sitzen würde“, war richtig; aber er hatte trotzdem Bedenken und Sorge. Der Alte war durchaus kein Politiker, er konnte sich also stark in die Nesseln setzen, ja vielleicht zur komischen Figur werden. Und dieser Gedanke war ihm, dem Sohne, der den Vater schwärmerisch liebte, sehr schmerzlich. Außerdem blieb doch auch immer noch die Möglichkeit, daß er in dem Wahlkampf unterlag.

*

Diese Bedenken Woldemars waren nur allzu berechtigt. Es stand durchaus nicht fest, daß der alte Dubslaw, so beliebt er selbst bei den Gegnern war, als Sieger aus der Wahlschlacht hervorgehen müsse. Die Konservativen hatten sich freilich daran gewöhnt, Rheinsberg-Wutz als eine „Hochburg“ anzusehen, die der staatserkhaltenden Partei nicht verloren gehen könne, diese Vorstellung aber war ein Irrtum, und die bisherige Aderenz gegen den alten Kortschädel wurzelte lediglich in etwas Persönlichem. Nun war ihm Dubslaw an Ansehen und Beliebtheit freilich ebenbürtig, aber das mit der ewigen persönlichen Rücksichtnahme mußte doch mal ein Ende nehmen, und das Anrecht, das sich der alte Kortschädel ersehen hatte, mit diesem mußte es vorbei sein, eben weil sich’s um einen Neuen handelte. Kein Zweifel, die gegnerischen Parteien regten sich, und es lag genau so, wie

Lorenzen an Woldemar geschrieben, daß ein Fortschrittler, aber auch ein Sozialdemokrat gewählt werden könne.

Wie die Stimmung im Kreise wirklich war, das hätte der am besten erfahren, der im Vorübergehen an der Comptoirthür des alten Baruch Hirschfeld gehört hätte.

„Laß dir sagen, Isidor, du wirst also wählen den guten alten Herrn von Stechlin.“

„Nein, Vater. Ich werde also nicht wählen den guten alten Herrn von Stechlin.“

„Warum nicht? Ist er doch ein lieber Herr und hat das richtige Herz.“

„Aber das falsche Prinzip.“

„Isidor, sprich mir nicht von Prinzip. Ich habe dich gesehen, als du hast schmarmiert mit dem Mariechen von nebenan und hast ihr aufgebunden das Schürzenband, und sie hat dir gegeben einen Klaps. Du hast gebuhlt um das christliche Mädchen. Und du buhlt jetzt, wo die Wahl kommt, um die öffentliche Meinung. Und das mit dem Mädchen, das hab' ich dir verziehen. Aber die öffentliche Meinung verzieh' ich dir nicht.“

„Aber Vater, das ist ja doch die neue Zeit. Und wenn ich wähle, wähl' ich für die Menschheit.“

„Geh mir, Isidor, die kenn' ich. Die Menschheit, die will immer haben, aber sie will nicht geben. Und jetzt wollen sie auch noch teilen.“

„Laß sie teilen, Vater.“

„Gott der Gerechte, was meinst du, was du kriegst? Nicht den zehnten Teil.“

Und ähnlich ging es in den andern Ortschaften. In Wutz sprach Fix für das Kloster und die Konservativen im allgemeinen, ohne dabei Dubslaw in Vorschlag zu bringen, weil er wußte, wie die Domina zu ihrem Bruder stand. Ein Linkskandidat aus Gremmen schien denn auch in der Wutzer Gegend die Oberhand gewinnen zu sollen. Noch gefährlicher für die ganze Grafschaft war ein Wanderapostel aus Berlin, der von Dorf zu Dorf zog und die kleinen Leute dahin belehrte, daß es ein Unflut sei, von Adel und Kirche was zu erwarten. Die verträuteten immer bloß auf den Himmel. Aber achtstündige Arbeitszeit und Lohnerhöhung und Sonntagspartie nach Finkenkrug, — das sei das Wahre.

So zerplitterte sich's allerorten. Aber wenigstens um den Stechlin herum hoffte man der Sache noch Herr werden und alle Stimmen auf Dubslaw vereinigen zu können. Im Dorfkrug wollte man zu diesem Zwecke beraten, und Donnerstag sieben Uhr war dazu festgesetzt.

*

Der Stechliner Krug lag an dem Plage, der durch die Kreuzung der von Wutz her heranziehenden Kastanienallee mit der eigentlichen Dorfstraße gebildet wurde, und war unter den vier hier gelegenen Gehäusern das stattlichste. Vor seiner Front standen ein paar uralte Linden, und drei, vier Stehtruppen waren bis dicht an die Hauswand heran geschoben, aber alle ganz nach links hin, wo sich Kellern und Gaststube befanden, während nach der rechten Seite

hin der große Saal lag, in dem heute Dubslaw, wenn nicht für die Welt, so doch für Rheinsberg-Wutz, und wenn nicht für Rheinsberg-Wutz, so doch für Stechlin und Umgegend proklamiert werden sollte. Dieser große Saal war ein fünffenstriger Längsraum, der schon manchen Schottischen erlebt, was er in seiner Erscheinung auch heute nicht zu verleugnen trachtete. Denn nicht nur waren ihm alle seine blanken Wandleuchter verblieben, auch die mächtige Vahgeige, die jedesmal wegzuschaffen viel zu mühsam gewesen wäre, guckte, schräg gestellt, mit ihrem langen Halse von der Musikkempore her über die Brüstung fort.

Unter dieser Empore, quer durch den Saal hin, stand ein für das Komitee bestimmter länglicher Tisch mit Tischdecke, während auf den links und rechts sich hinziehenden Bänken einige zwanzig Vertrauensmänner saßen, denen es hinterher oblag, im Sinne der Komiteebeschlüsse weiter zu wirken. Diese Vertrauensmänner waren meist wohlhabende Stechliner Bauern, untermischt mit offiziellen und halbamtlichen Leuten aus der Nachbarschaft: Förster und Waldhüter und Vormänner von den verschiedenen Glas- und Teeröfen. Zu diesen gesellte sich noch ein Dorfinspektor, ein Vermessungsbeamter, ein Steueroffiziant und schließlich ein geschetterter Kaufmann, der jetzt Agent war und die Post besorgte. Natürlich war auch Landbriefträger Brose da samt der gesamten Sicherheitsbehörde: Fußgendarm Lucke und Wachtmeister Pyterke von der reitenden Gendarmerie. Pyterke gehörte nur halb mit zum Revier (es war das immer ein streitiger Punkt), erschien aber trotzdem mit Vorliebe bei Versammlungen derart. Es gab nämlich für ihn nichts Vergnüglicheres, als seinen Kameraden und Amtsgenossen Lucke bei solcher Gelegenheit zu beobachten und sich dabei seiner ungeheuren, übrigens durchaus berechtigten Ueberlegenheit als schöner Mann und ehemaliger Gardékürassier bewußt zu werden. Lucke war ihm der Inbegriff des Komischen, und wenn ihn schon das rote, verkupferte Gesicht an und für sich amüsierte, so viel mehr noch der gefärbte Schuhbürstenbackenbart, vor allem aber das Augenspiel, mit dem er den Verhandlungen zu folgen pflegte. Seine Miene sagte beständig: „An mir hängt es.“ Dabei war er ein höchst gutmütiger Mann, der nie mehr als nötig aufschrie und auch nur selten auflöste.

Der Saal hatte nach dem Flur hin drei Thüren. An der Mittelthür standen die beiden Gendarmen und rückten sich zurecht, als sich der Vorsitzende des Komitees mit dem Glockenschlag sieben von seinem Platz erhob und die Sitzung für eröffnet erklärte. Dieser Vorsitzende war natürlich Oberförster Stagler, der heute, statt des bloßen schwarz-weißen Bandes, sein bei St. Marie-aux-Chenes erworbenes Eisernes Kreuz in Substanz eingeknüpft hatte. Neben ihm saßen Superintendent Roseleger und Pastor Lorenzen, an der linken Schmalseite Krippenstapel, an der rechten Schulze Kluckhuhn, letzterer auch dekoriert, und zwar mit der Duppelmedaille, trotzdem er bei Duppel in der Reserve gestanden. Er scherzte gern darüber und sagte, während er seine beneidenswerten

Zähne zeigte: „Ja, Kinder, so geht es. Bei Alsen war ich, aber bei Düppel war ich nicht, und dafür hab' ich nu die Düppelmedaille.“

Schulze Kluckhuhn war überhaupt eine humoristisch angeflogene Persönlichkeit, Liebling des alten Dubslaw, und trat immer, wenn sich die alten Kriegerbundsleute von sechsundsechzig und siebenzig aufs hohe Pferd setzen wollten, für die von vierundsechzig ein. „Ja, vierundsechzig, Kinder, da fing es an. Und aller Anfang ist schwer. Aufzuziehen ist immer die Hauptsache; das andre kommt dann schon wie von selbst.“ Ein alter Globfower, der bei Spichern mitgestürmt und sich durch besondere Tapferkeit hervorgethan hatte, war denn auch, bloß weil er einer von Anno siebenzig war, ein Gegenstand seiner besonderen Bemängelungen. „Ich will ja nicht sagen, Lübbecke, daß es bei Spichern gar nichts war; aber gegen Düppel (wenn ich auch nicht mit dabei gewesen), gegen Düppel war es gar nichts. Wie war es denn bei Spichern, wovon du so viel red'st, als ob sich vierundsechzig daneben verstecken müßte? Bei Spichern, da waren Menschen oben, aber bei Düppel, da waren Schanzen oben. Und ich sage dir, Schanzen mit'm Turm drin. Da pfeift es ganz anders. Das heißt, von Pfeifen war schon eigentlich gar keine Rede mehr.“ Eine Folge dieser Anschauung war es denn auch, daß in den Augen Kluckhuhns der Pionier Klinkt, der bei Düppel unter Opferung seines Lebens den Pallisadenpfehl von Schanze drei weggesprengt hatte, der eigentliche Held aller drei Kriege war und alles in allem nur einen Nivalen hatte. Dieser eine Nivale stand aber drüben auf Seite der Dänen und war überhaupt kein Mensch, sondern ein Schiff und hieß Rolf Krake. „Ja, Kinder, wie wir da so rüber gondelten, da lag nun das schwarze Biest immer dicht neben uns und sah aus wie 'n Sarg. Und wenn es gewollt hätte, so wär' es auch alle mit uns gewesen und bloß noch plumps in den Alsenfund. Und weil wir das wußten, schossen wir immer drauf los, denn wenn einem so zu Mute ist, dann schießt der Mensch immer zu.“

Ja, Rolf Krake war eine fatale Sache für Kluckhuhn gewesen. Aber dasselbe schwarze Schiff, das ihm damals so viel Furcht und Sorge gemacht hatte, war doch auch wieder ein Segen für ihn geworden, und man durfte sagen, sein Leben stand seitdem im Zeichen von Rolf Krake. Wie Gundermann immer der Sozialdemokratie das „Wasser abstellen“ wollte, so verglich Kluckhuhn alles zur Sozialdemokratie Gehörige mit dem schwarzen Ungetüm im Alsenfund. „Ich sag' euch, was sie jetzt die soziale Revolution nennen, das liegt neben uns wie damals Rolf Krake; Bebel wartet bloß, und mit eins segt er dazwischen.“

Schulze Kluckhuhn war in der ganzen Stechliner Gegend sehr angesehen, und als er jetzt mit seiner Medaille so dasaß, dicht neben Koseleger, war er sich dessen auch wohl bewußt. Aber gegen Krippenstapel, den er als Schulpauker und Dienenvater eigentlich nicht für voll ansah, kam er bei dieser Gelegenheit doch nicht an; Krippenstapel hatte heute ganz seinen großen Tag, so sehr, daß selbst Kluckhuhn seinen Ton herabstimmen mußte.

Kayler, ein entschiedener Nichtredner, begann, als er sich mit seinem Notizenzettel, auf dem verschiedene Sätzeanfänge standen, erhoben hatte, mit der Versicherung, daß er den so zahlreich Anwesenden, unter denen vielleicht auch einige Andersdenkende seien, für ihr Erscheinen danke. Sie wüßten alle, zu welchem Zweck sie hier seien. Der alte Kortschädel sei tot, „er ist in Ehren hingegangen“, und es handle sich heute darum, dem alten Herrn von Kortschädel im Reichstag einen Nachfolger zu geben. Die Grafschaft habe immer konservativ gewählt; es sei Ehrensache, wieder konservativ zu wählen. „Und ob die Welt voll Teufel wär.“ Es liege der Grafschaft ob, dieser Welt des Abfalls zu zeigen, daß es noch „Stätten“ gebe. Und hier sei eine solche Stätte. „Wir haben, glaub' ich,“ so schloß er, „niemand an diesem Tisch, der das Parlamentarische voll beherrscht, weshalb ich bemüht gewesen bin, das, was uns hier zusammengeführt hat, schriftlich niederzulegen. Es ist ein schwacher Versuch. Jeder thut, so viel er kann, und der Brombeerstrauch hat eben nur seine Beeren. Aber auch sie können den durstigen Wanderer erfrischen. Und so bitte ich denn unsern politischen Freund, dem wir außerdem für die Erforschung dieser Gegenden so viel verdanken, ich bitte Herrn Lehrer Krippenstapel, uns das von mir Aufgesetzte vorlesen zu wollen. Ein pro memoria. Man kann es vielleicht so nennen.“

Kayler, unter Verneigung, setzte sich wieder, während sich Krippenstapel erhob. Er blätterte wie ein Rechtsanwalt in einer Anzahl von Papieren und sagte dann: „Ich folge der Aufforderung des Herrn Vorsitzenden und freue mich, berufen zu sein, ein Schriftstück zur Verlesung zu bringen, das unser aller Gefühle — ich glaube von den Einschränkungen, die unser Herr Vorsitzender gemacht, absehen zu dürfen — unser aller Gefühle zum Ausdruck bringt.“

Und nun setzte Krippenstapel seine Hornbrille auf und las. Es war ein ganz kurzes Schriftstück und enthielt eigentlich dasselbe, was Kayler schon gesagt hatte. Die Betonungen Krippenstapels sorgten aber dafür, daß der Beifall reichlicher war, und daß die Schlußwendung „und so vereinigen wir uns denn in dem Sage: was um den Stechlin herum wohnt, das ist für Stechlin,“ einen ungeheuren Beifall fand. Pyterke hob seinen Helm und stieß mit dem Pallasch auf, während Lucke sich umsah, ob doch vielleicht ein einzelner Nebelwölkchen zu notieren sei. Nicht um ihn direkt anzuzeigen, aber doch zur Kenntnisnahme. Brose, der (wohl eine Folge seines Berufs) unter dem ungewohnten langen Stillstehen gelitten hatte, nahm im Vorsur, wie zur Niederkämpfung seiner Beinnervosität, eine Art Probegeschwindschritt rasch wieder auf, während Kluckhuhn sich von seinem Stuhl erhob, um Kayler erst militärisch und dann unter gewöhnlicher Verbeugung zu begrüßen, wobei seine Düppelmedaille dem Kaylerschen Eisernen Kreuz entgegenpendelte. Nur Koseleger und Lorenzen blieben ruhig. Um des Superintendenten Mund war ein leiser ironischer Zug.

Dann erklärte der Vorsitzende die Sitzung für geschlossen; alles brach auf, und nur Lucke sagte zu



Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Bei der Toilette. Nach dem Gemälde von A. Perez.

Brose: „Wir bleiben noch, Brose; morgen wird es Lauferei genug geben.“

„Denk' ich auch. Aber lieber laufen als hier so stille stehen.“

Draußen, unter dem Gezweig der alten Linden, standen mehrere Kaleschewagen, aber der des Superintendenten fehlte noch, weil Koseleger eine viel längere Sitzung erwartet und darauf hin seinen Wagen erst zu zehn Uhr bestellt hatte. Bis dahin war noch eine hübsche Zeit; der Superintendent indessen schien nicht unzufrieden darüber, und seines Amtsbruders Arm nehmend, sagte er: „Lieber Lorenzen, ich muß mich, wie Sie sehen, bei Ihnen zu Gaste laden. Als Unverheirateter werden Sie, so hoffe ich, über die Störung leicht hinkommen. Die Ehe bedeutet in der Regel Segen, aber die Nichteheliche hat auch ihre Segnungen. Unsere guten Frauen entschlagen sich dieser Einsicht, und dieser unbedingte Glauben an sich und ihre Wichtigkeit hat oft was Nührendes.“

Lorenzen, der sich — bei völliger Würdigung der Gaben seines ihm vorgefetzten und zugleich gern einen spöttischen Ton anschlagenden Amtsbruders — im allgemeinen nicht viel aus ihm machte, war diesmal doch mit allem einverstanden und nickte, während sie, schräg über den Platz fort, auf die Pfarre zuschritten.

„Ja, diese Einbildungen,“ fuhr Koseleger fort, zu dessen Lieblingsgesprächen dies Thema gehörte. „Gewiß ist es richtig, daß wir samt und sonders von Einbildungen leben, aber für die Frauen ist es das tägliche Brot. Sie maltrahieren ihren Mann und sprechen dabei von Liebe, sie werden maltrahiert und sprechen erst recht von Liebe; sie sehen alles so, wie sie's sehen wollen, und vor allem haben sie ein Talent, sich mit Tugenden auszurüsten (erlassen Sie mir, diese Tugenden aufzuzählen), die sie durchaus nicht besitzen. Unter diesen meist nur in der Vorstellung existierenden Tugenden befindet sich auch die der Gastlichkeit, wenigstens hierlandes. Und nun gar unsere Pfarrmütter! Eine jede hält sich für die heilige Elisabeth mit den bekannten Broten im Korb. Haben Sie übrigens das Bild auf der Wartburg gesehen? Unter allen Schwindischen Sachen steht es mir so ziemlich obenan. Und in Wahrheit, um auf unsere Pfarrmütter zurückzukommen, liegt es doch so, daß ich mich bei pastorlichen Junggesellen immer am besten aufgehoben gefühlt habe.“

Lorenzen lachte. „Wenn Sie nur heute nicht widerlegt werden, Herr Superintendent.“

„Ganz undenkbar, lieber Lorenzen. Ich bin noch nicht lang in dieser Gegend, in meinem guten Quaden-Hennersdorf da drüben, aber wenn auch nicht lange, so doch lange genug, um zu wissen, wie's hier herum aussieht. Und Ihr Renommee... Sie sollen so was von einem Feinschmecker an sich haben. Kann ich mir übrigens denken. Sie sind Aesthetikus, und das ist man nicht ungestraft, am wenigsten in Bezug auf die Zunge. Ueberhaupt das Aesthetische. Für manchen freilich ein Unglück. Das Haus hier vor uns ist wohl Ihr Schulhaus? Weißgestrichen und kein Feschen Gardine, das ist immer

'ne preussische Schule. So wird bei uns die Volksseele für das, was schön ist, groß gezogen. Aber es kommt auch was dabei heraus! Mitunter wundert's mich nur, daß sie die Bauten aus der Zeit Friedrich Wilhelms I. nicht mehr konservieren. Eigentlich war das doch das Ideal. Graue Wand, hundert Löcher drin und unten großes Hauptloch. Und natürlich ein Schilderhaus daneben. Letzteres die Hauptsache. Schade, daß so was verloren geht. Uebrigens rettet hier der grüne Staketenzaun das Ganze... Wie heißt doch der Lehrer?“

„Krippenstapel.“

„Richtig, Krippenstapel. Kagler nannte ihn ja während der Sitzung mit einer Art Plomb. Ich erinnere mich noch, wie mir der Name wohlthat, als ich ihn das erste Mal hörte. So heißt nicht jeder. Wie kommen Sie mit dem Manne aus?“

„Sehr gut, Herr Superintendent.“

„Freut mich aufrichtig. Aber es muß ein Kunststück sein. Er hat ein Gesicht wie 'ne Gule. Dabei so was Steifseinenes und zugleich Selbstbewußtes. Der richtige Lehrer. Meiner in Quaden-Hennersdorf war ebenso. Aber er läßt nun schon ein bißchen nach.“

Unter diesen Worten waren sie bis an die Pfarre gekommen, in der man, ohne daß ein Bote vorausgeschickt worden wäre, doch schon wußte, daß der Herr Superintendent mit erscheinen würde, — nur wenige Minuten, die trotzdem für Frau Kulicke (eine Lehrerswitwe, die Lorenzen die Wirtschaft führte) ausgereicht hatten, alles in Schick und Ordnung zu bringen. Auf dem länglichen Hausflur, an dessen äußerstem Ende man gleich beim Eintreten die blinkblaufe Küche sah, brannten ein paar helle Paraffinkerzen, während rechts daneben, in der offenstehenden Studierstube, eine große Lampe mit grünem Wilschirm ein gedämpftes Licht gab. Lorenzen schob den Sofatisch, darauf Zeitungen hoch aufgeschichtet lagen, ein wenig zurück und bat Koseleger, Platz zu nehmen. Aber dieser, eben jetzt das große Bild bemerkend, das in beinahe reicher Umrahmung über dem Sofa hing, nahm den ihm angebotenen Platz nicht gleich ein, sondern sagte, sich über den Tisch vorbeugend: „Ah, gratuliere, Lorenzen. Kreuzabnahme; Rubens. Das ist ja ein wunderschöner Stich. Oder eigentlich Aquatinta. Dergleichen wird hier wohl im siebenmeiligen Umkreis nicht oft betroffen werden, nicht einmal in dem etwas herausgepufften Rheinsberg; in Rheinsberg war man für Watteau'sche Reifrockdamen auf einer Schaufel, aber nicht für Kreuzabnahmen und dergleichen. Und stammt auch sicher nicht aus dem sogenannten Schloß Ihres lebenswürdigen alten Herrn drüben, Niesentate mit Glaskugel davor. Ach, wenn ich diese Glaskugeln sehe. Und dann das hier! Wissen Sie, Lorenzen, das Bild ruft mir eine schöne Stunde meines Lebens zurück, einen Reisetag, wo ich mit Großfürstin Wera vom Haag aus in Antwerpen war. Da sah ich das Bild in der Galerie. Gleich am Eingang. Waren Sie da?“

Lorenzen verneinte.

„Das wäre was für Sie. Dieser Rubens.“

Es heißt immer, daß er nur Flämänderinnen hätte malen können. Nun, das wäre wohl auch nicht das Schlimmste gewesen. Aber er konnte mehr. Sehen Sie den Christus. Und hier die Gestalt der Maria. Wohl jedem, der draußen war, und zu dem die Welt mal in andern Zungen redete! Hier blüht der Bilderbogen, Türke links, Russe rechts. Ach, Lorenzen, es ist traurig, hier versauern zu müssen.“

Als er so gesprochen, ließ er sich, vor sich hinstarrend, in die Sofa-Ecke nieder, ganz wie in andre Zeiten verloren, und sah erst wieder auf, als ein junges Ding ins Zimmer trat, groß und schlank und blond, und Lorenzen verlegen und errötend etwas zuflüsterte.

„Meine gute Frau Kulicke,“ sagte Lorenzen, „läßt eben fragen, ob wir unsern Imbiß im Nebenzimmer nehmen wollen? Ich möchte beinahe glauben, es ist das beste, wir bleiben hier. Es heißt zwar, ein Eßzimmer müsse kalt sein. Nun, das hätten wir nebenan. Ich persönlich finde jedoch das Temperierte besser. Aber ich bitte, bestimmen zu wollen, Herr Superintendent.“

„Temperiert. Mir aus der Seele gesprochen. Also wir bleiben, wo wir sind. . . Aber sagen Sie mir, Lorenzen, wer war das entzückende Geschöpf? Wie ein Bild von Knaus. Halb Prinzeß, halb Rotkäppchen. Wie alt ist sie denn?“

„Siebzehn. Eine Nichte meiner guten Frau Kulicke.“

„Siebzehn. Ach, Lorenzen, wie Sie zu beneiden sind. Immer solche Menschenblüte zu sehn. Und siebzehn, sagen Sie. Ja, das ist das Eigentliche. Sechzehn hat noch ein bißchen den Eierstachel- und Ginfegnungscharakter, und achtzehn ist schon wieder alltäglich. Achtzehn kann jeder sein. Aber siebzehn. Ein wunderbarer Mittelzustand. Und wie heißt sie?“

„Elfriede.“

„Auch das noch.“

Lorenzen wiegte den Kopf und lächelte.

„Ja, Sie lächeln, Lorenzen, und wissen nicht, wie gut Sie's haben in dieser Ihrer Waldpfarre. Was ich hier sehe, heimelt mich an, das ganze Dorf, alles. Wenn ich mir da beispielsweise den Tisch wieder vergegenwärtige, dran wir, drüben im Krug, vor einer halben Stunde gegessen haben, an der linken Seite dieser Krippenstapel (er sei, wie er sei) und an der rechten Seite dieser Molf Krake. Das sind ja doch lauter Größen. Denn das Groteske hat eben auch seine Größen und nicht die schlechtesten. Und dazu dieser Kähler mit seiner Grmntrud. All das haben Sie dicht um sich her und dazu dies Kind, diese Elfriede, die hoffentlich nicht Kulicke heißt, — sonst bricht freilich mein ganzes Begeisterungsgebäude wieder zusammen. Und nun nehmen Sie mich, Ihren Superintendenten, das große Kirchenlicht dieser Gegenden! Alles nackte Prosa, widerhaarige Kollegen und Amtsbrüder, die mir nicht verzeihen können, daß ich im Haag war und mit einer Großfürstin über Land fahren konnte. Glauben Sie mir, Großfürstinnen, selbst wenn sie Mängel haben (und sie haben Mängel), sind mir immer noch lieber als das Landgewächs von Quaden-Hennersdorf, und mitunter ist mir zu Mut, als gäbe es keine Weltordnung mehr.“

„Aber Herr Superintendent. . .“

„Ja, Lorenzen, Sie sehen ein überraschtes Gesicht auf und wundern sich, daß einer, für den die hohe Klerisei so viel gethan und ihn zum Superintendenten in der gesegneten Mittelmark und der noch gesegneten Grafschaft Ruppin gemacht hat, — Sie wundern sich, daß solch zehnmal Glücklicher solchen Hochverrat redet. Aber bin ich ein Glücklicher? Ich bin ein Unglücklicher. . .“

„Aber Herr Superintendent. . .“

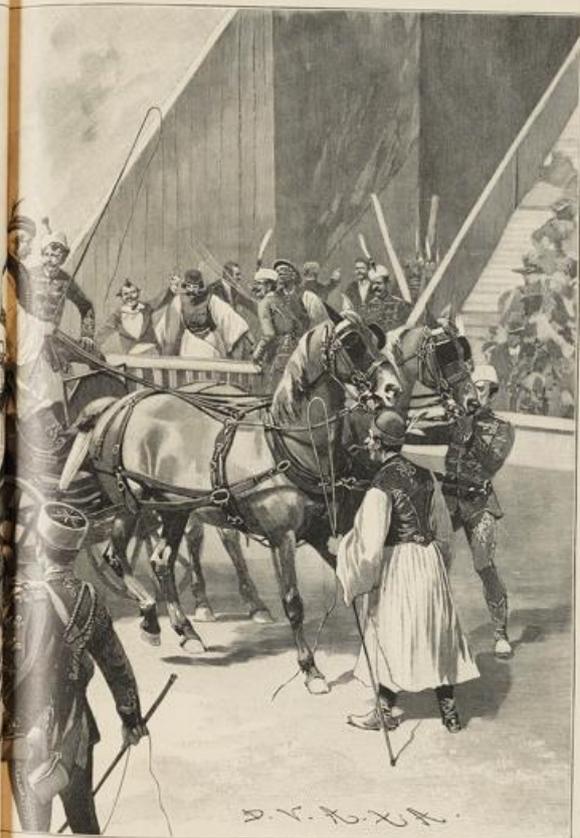
„. . . Und möchte, daß ich eine Hundertundfünfzig-Seelen-Gemeinde hätte, sagen wir auf dem 'toten Mann' oder in der Tuchler Heide. Sehen Sie, dann wär' es vorbei, dann wüßt' ich bestimmt: 'du bist in den Skat gelegt'. Und das kann unter Umständen ein Trost sein. Die Leute, die Schiffbruch gelitten und nun in einer Isolierzelle sitzen und Tüten klieben oder Wolle zupfen, das sind nicht die Unglücklichsten. Unglücklich sind immer bloß die Halben. Und als einen solchen habe ich die Ehre mich Ihnen vorzustellen. Ich bin ein Halber, vielleicht sogar in dem, worauf es ankommt; aber lassen wir das, ich will hier nur vom allgemein Menschlichen sprechen. Und daß ich auch in diesem Menschlichen ein Halber bin, das quält mich. Ueber das andre küm' ich vielleicht weg.“

Lorenzens Augen wurden immer größer.

„Sehen Sie, da war ich also — verzeihen Sie, daß ich immer wieder darauf zurückkomme — da war ich also mit siebenundzwanzig im Haag und kam in die vornehme Welt, die da zu Hause ist. Und da war ich denn heut in Amsterdam und morgen in Scheveningen und den dritten Tag in Gent oder in Brügge. Brügge, Reliquienschein, Hans Menning, — so was müßten Sie sehn. Was sollen uns die ewigen Markgrafen oder gar die faule Grete? Mancher, ich weiß wohl, ist zum Eremiten geboren. Ich aber nicht. Ich bin von der andern Seite; meine Seele hängt an Leben und Schönheit. Und nun spricht da draußen all dergleichen zu einem, und man trinkt sich damit und hat einen Ehrgeiz, nicht einen kindischen, sondern einen echten, der höher hinauf will, weil man da wirken und schaffen kann, für sich gewiß, aber auch für andre. Danach dürstet einen. Und nun kommt der Becher, der diesen Durst stillen soll. Und dieser Becher heißt Quaden-Hennersdorf. Das Dorf, das mich umgiebt, ist ein großes Bauerndorf, aufgesteifte Leute, geschwollen und hartherzig, und natürlich so trocken und trivial, wie die Leute hier alle sind. Und noch stolz darauf. Ach, Lorenzen, immer wieder, wie beneide ich Sie!“

Während Koseleger noch so sprach, erschien Frau Kulicke. Sie schob die Zeitungen zurück, um zwei Couverts legen zu können, und nun brachte sie den Rotwein und ein Cabaret mit Brötchen. In dünngeschliffene große Gläser schenkte Lorenzen ein, und die beiden Amtsbrüder stießen an „auf bessere Zeiten“. Aber sie dachten sich sehr Verschiedenes dabei, weil sich der eine nur mit sich, der andre nur mit andern beschäftigte.

„Wir könnten, glaub' ich,“ sagte Lorenzen, „neben den 'besseren Zeiten' noch dies und das leben



Sprung über einen Landwägen im Circus Suiß zu Berlin. — Die Szene von E. Hofang gezeichnet von Adolf Wald.

lassen. Zunächst Ihr Wohl, Herr Superintendent. Und zum zweiten auf das Wohl unsers guten alten Stechlin, der uns doch heute zusammengeführt. Ob wir ihn durchbringen? Ragler that so sicher und Kluckhuhn und Krippenstapel nun schon ganz gewiß. Aber ich habe trotzdem Zweifel. Die Konservativen — ich kann kaum sagen ‚unsre Parteigenossen‘, oder doch nur in sehr bedingtem Sinne — die Konservativen sind in sich gespalten. Es giebt ihrer viele, denen unser alter Stechlin um ein gut Teil zu flau ist. ‚Fortiter in re, suaviter in modo,‘ hat neulich einer, der sich auf Bildung ausspielt, von dem Alten gesagt, und von ‚suaviter‘, wenn auch nur ‚in modo‘, wollen alle diese Herren nichts wissen. Unter diesen Ultras ist natürlich auch Gundermann auf Siebenmühlen, der Ihnen vielleicht bekannt geworden ist...“

„Versteht sich. War neulich bei mir. Ein Mann von drei Redensarten, von denen die zwei besten aus der Wassermüllersphäre genommen sind.“

„Nun, dieser Gundermann, wie immer die Dummen, ist zugleich Intrigant, und während er vorgiebt, für unsern guten alten Stechlin zu werben, tropft er den Leuten Gift ins Ohr und erzählt ihnen, daß er senil sei und keinen Schneid habe. Der alte Stechlin hat mehr Schneid als sieben Gundermanns. Gundermann ist ein Bourgeois und ein Parvenu, also so ziemlich das Schlechteste, was einer sein kann. Ich bin schon zufrieden, wenn dieser Zänmerling unterliegt. Aber um den Alten bin ich besorgt. Ich kann nur wiederholen: es liegt nicht so günstig für ihn, wie die Gegend hier sich einbildet. Denn auf das arme Volk ist kein Verlaß. Ein Versprechen und ein Kornus, und alles schnappt ab.“

„Ich werde das meine thun,“ sagte Koseleger mit einer Mischung von Pathos und Wohlwollen. Aber Lorenzen hatte dabei den Eindruck, daß sein Quaden-Hemmersdorfer Superintendent bereits ganz andern Bildern nachhing. Und so war es auch. Was war für Koseleger diese traurige Gegenwart? Ihn beschäftigte nur die Zukunft, und wenn er in die hineinjah, so sah er einen langen, langen Korridor mit Oberlicht und am Ausgang ein Klingelschild mit der Aufschrift: „Dr. Koseleger, Generalsuperintendent.“

*

So ziemlich um dieselbe Stunde, wo die beiden Amtsbrüder „auf bessere Zeiten“ anstießen, hielt Raglers Birschwagen — die Sterne blinkten schon — vor seiner Oberförsterei. Das Blaffen der Hunde, das, solange der Wagen noch weit ab war, unausgesetzt über die Waldwiese hingeklungen war, verzehrte sich mit einem Male jetzt in winseliges Geheul und wunderliche Freudentöne. Ragler sprang aus dem Wagen, hing den Hut an einen im Flur stehenden Ständer (von den ewigen „Geweißen“ wollte er als feiner Mann nichts wissen) und trat gleich danach in das an der linken Flurseite gelegene, matt erleuchtete Wohnzimmer seiner Frau. Das gedämpfte Licht ließ sie noch blässer erscheinen, als sie war. Sie hatte sich, als der Wagen hielt, von ihrem Sofaplatz erhoben und kam ihrem Manne, wie sie regelmäßig zu thun pflegte,

wenn er aus dem Walde zurückkam, zu freundlicher Begrüßung entgegen. Ein als Weihnachtsgeschenk für eine jüngere Schwester bestimmtes Batisttuch, in das sie eben die letzte Zacke der Ippe-Büchsensteinschen Krone hineinsteckte, hatte sie, bevor sie sich vom Sofa erhob, aus der Hand gelegt. Sie war nicht schön, dazu von einem lymphatisch-sentimentalen Ausdruck, aber ihre stattliche Haltung und mehr noch die Art, wie sie sich kleidete, ließen sie doch als etwas durchaus Apartes und beinahe Fremdländisches erscheinen. Sie trug, nach Art eines Morgenrockes, ein glatt herabhäufiges, leis gelbgetöntes Wollkleid und als Eigentümlichstes einen aus demselben gelblichen Wollstoff hergestellten Kopfpuz, von dem es unsicher blieb, ob er einen Turban oder eine Krone darstellen sollte. Das Ganze hatte etwas Gewolltes, war aber neben dem Auffälligen doch auch wieder kleidbar. Es sprach sich ein Talent darin aus, etwas aus sich zu machen.

„Wie glücklich bin ich, daß du wieder da bist,“ sagte Ermyntud. „Ich habe mich recht gebangt, diesmal nicht um dich, sondern um mich. Ich muß dies egoistischerweise gestehen. Es waren recht schwere Stunden für mich, die ganze Zeit, daß du fort warst.“

Er küßte ihr die Hand und führte sie wieder auf ihren Platz zurück. „Du darfst nicht stehen, Ermyntud. Und nun bist du auch wieder bei der Stickerie. Das strengt dich an und hat, wie du weißt, auf alles Einfluß. Der gute Doktor sagte noch gestern, alles sei im Zusammenhang. Ich seh' auch, wie blaß du bist.“

„O, das macht der Schirm.“

„Du willst es nicht wahr haben und mir nichts sagen, was vielleicht wie Vorwurf klingen könnte. Ich mache mir aber den Vorwurf selbst. Ich mußte hier bleiben und nicht hin zu dieser Stechliner Wahlversammlung.“

„Du mußt es hin, Wladimir.“

„Ich rechne es dir hoch an, Ermyntud, daß du so sprichst. Aber es wäre schließlich auch ohne mich gegangen. Koseleger war da, der konnte das Präsidium nehmen so gut wie ich. Und wenn der nicht wollte, so konnte Torfinspektor Gzelius einspringen. Oder vielleicht auch Krippenstapel. Krippenstapel ist doch zuletzt der, der alles macht. Jedenfalls liegt es so, wenn es der eine nicht ist, ist es der andre.“

„Ich kann das zugeben. Wie könnte sonst die Welt bestehen? Es giebt nichts, was uns so Demut predigte wie die Wahrnehmung von der Entbehrlichkeit des einzelnen. Aber darauf kommt es nicht an. Worauf es ankommt, das ist Erfüllung unsrer Pflicht.“

Ragler, als er dies Wort hörte, sah sich nach einem Etwas um, das ihn in den Stand gesetzt hätte, dem Gespräch eine andre Wendung zu geben. Aber, wie stets in solchen Momenten, das, was retten konnte, war nicht zu finden, und so sah er denn wohl, daß er einem Vortrage der Britzeßin über ihr Lieblingsthema „von der Pflicht“ verfallen sei. Dabei war er eigentlich hungrig.

Ermyntrud wies auf ein Taburett, das sie mittlerweise neben ihren Sessaplatz geschoben, und sagte: „Daß ich immer wieder davon sprechen muß, Wladimir. Wir leben eben nicht in der Welt um unsert-, sondern um anderer willen. Ich will nicht sagen um der Menschheit willen, was eitel klingt, wie wohl es eigentlich wohl so sein sollte. Was uns obliegt, ist nicht die Lust des Lebens, auch nicht einmal die Liebe, die wirkliche, sondern lediglich die Pflicht . . .“

„Gewiß, Ermyntrud. Wir sind einig darüber. Es ist dies außerdem auch etwas speziell Preussisches. Wir sind dadurch vor andern Nationen ausgezeichnet, und selbst bei denen, die uns nicht begreifen oder übelwollen, dämmert die Vorstellung von unsrer daraus entspringenden Ueberlegenheit. Aber es giebt doch Unterschiede, Grade. Wenn ich statt zu der Stechliner Wählerversammlung lieber zu Doktor Sponholz oder zur alten Stintin in Kloster Wuy (die ja schon früher einmal dabei war) gefahren wäre, so wäre das doch vielleicht das Bessere gewesen. Es ist ein Glück, daß es noch mal so vorübergegangen. Aber darauf darf man nicht in jedem Falle rechnen.“

„Nein, darauf darf man nicht in jedem Falle rechnen. Aber man darf darauf rechnen, daß, wenn man das Pflichtgemäße thut, man zugleich auch das Rechte thut. Es hängt so viel an der Wahl unsers alten trefflichen Stechlin. Er steht außerdem sittlich höher als Kortschädel, dem man, trotz seiner siebzig, allerhand nachsagen durfte. Stechlin ist ganz intakt. Etwas sehr Seltenes. Und einem sittlichen Prinzip zum Siege zu verhelfen, dafür leben wir doch recht eigentlich. Dafür lebe wenigstens ich.“

„Gewiß, Ermyntrud, gewiß.“

„In jedem Augenblicke seiner Obliegenheiten eingedenk sein, ohne bei Neigung oder Stimmung anzufangen, das hab' ich mir in feierlicher Stunde gelobt, du weißt, in welcher, und du wirst mir das Zeugnis ausstellen, daß ich diesem Gelöbniß nachgekommen . . .“

„Gewiß, Ermyntrud, gewiß. Es war unser Fundament . . .“

„Und wenn es sich um eine sittliche Pflicht handelte, wie doch heute ganz offenbar, wie hätt' ich da sagen wollen: bleibe. Ich wäre mir klein vorgekommen, klein und untreu.“

„Nicht untreu, Ermyntrud.“

„Doch, doch. Es giebt viele Formen der Untreue. Das Persönliche hat sich der Familie zu bequemen und unterzuordnen und die Familie wieder der Gesellschaft. In diesem Sinne bin ich erzogen, und in diesem Sinne that ich den Schritt. Verlange nicht, daß ich in irgend etwas diesen Schritt zurückthue.“

„Nie.“

Das kleine Dienstmädchen, eine Heideläufertochter, deren starrs Haar, von keiner Bürste gezähmt, immer weit abstand, erschien in diesem Augenblicke, meldend, daß sie das Theezeug gebracht habe.

Kayler nahm seiner Frau Arm, um sie bis in das zweite, nach dem Hof hinaus gelegene Zimmer zu führen. Als er aber wahrnahm, wie schwer ihr

das Gehen wurde, sagte er: „Ich freue mich, dich so sprechen zu hören. Immer du selbst. Ich bin aber doch in Unruhe und will morgen früh zur Frau schicken.“

Sie nickte zustimmend, während ein halb zärtlicher Blick den guten Kayler streifte, der, solange das ihm nur zu wohlbekannte Gespräch über Pflicht gedauert hatte, von Minute zu Minute verlegener geworden war.

XIX.

Und nun war Wahltagmorgen. Kurz vor acht erschien Lorenzen auf dem Schloß, um in Dubslavs schon auf der Rampe haltenden Kaleschewagen einzusteigen und mit nach Rheinsberg zu fahren. Der Alte, bereits gestriefelt und gepornt, empfing ihn mit gewohnter Herzlichkeit und guter Laune. „Das ist recht, Lorenzen. Und nun wollen wir auch gleich aufsteigen. Aber warum haben Sie mich nicht an Ihrem Pfarrgarten erwartet? Muß ja doch dran vorüber“ — und dabei schob er ihm voll Sorglichkeit eine Decke zu, während die Pferde schon anrückten. „Uebrigens freut es mich trotzdem (man widerspricht sich immer), daß Sie nicht so praktisch gewesen und doch lieber gekommen sind. Es ist 'ne Politesse. Die Menschen sind jetzt so schrecklich unpoliert und geradezu unmanierlich . . . Aber lassen wir's; ich kann es nicht ändern, und es grämt mich auch nicht.“

„Weil Sie gütig sind und jene Heiterkeit haben, die, menschlich angesehen, so ziemlich unser Bestes ist.“

Dubslav lachte. „Ja, so viel ist richtig; Kopfhängerei war nie meine Sache, und wäre das verdammte Geld nicht . . . Hören Sie, Lorenzen, das mit dem Mammon und dem goldnen Kalb, das sind doch eigentlich alles sehr feine Sachen.“

„Gewiß, Herr von Stechlin.“

„. . . Und wäre das verdammte Geld nicht, so hätt' ich den Kopf noch weniger hängen lassen, als ich gethan. Aber das Geld. Da war, noch unter Friedrich Wilhelm III., der alte General von der Marwitz auf Friedersdorf, von dem Sie gewiß mal gehört haben, der hat in seinen Memoiren irgendwo gesagt: er hätte sich aus dem Dienst gern schon früh auf sein Gut zurückgezogen und sei bloß geblieben um des Schlechtesten willen, was es überhaupt gäbe, um des Geldes willen — und das hat damals, als ich es las, einen großen Eindruck auf mich gemacht. Denn es gehört was dazu, das so ruhig auszusprechen. Die Menschen sind in allen Stücken so verlogen und unehrlich, auch in Geldsachen, fast noch mehr als in Tugend. Und das will was sagen. Ja, Lorenzen, so ist es . . . Na, lassen wir's, Sie wissen ja auch Bescheid. Und dann sind das schließlich auch keine Betrachtungen für heute, wo ich gewählt werden und den Triumphator spielen soll. Uebrigens geh' ich einem totalen Kladderadatsch entgegen. Ich werde nicht gewählt.“

Lorenzen wurde verlegen, denn was Dubslav da zuletzt sagte, das stimmte nur zu sehr mit seiner eignen Meinung. Aber er mußte wohl oder übel, so schwer es ihm wurde, das Gegenteil versichern. „Ihre Wahl, Herr von Stechlin, steht, glaub' ich,

fest; in unsrer Gegend wenigstens. Die Globjower und Dagower gehen mit gutem Beispiel voran. Lauter gute Leute."

"Vielleicht. Aber schlechte Musikanten. Alle Menschen sind Wetterfahnen, ein bißchen mehr, ein bißchen weniger. Und wir selber machen's auch so. Schwapp, sind wir auf der andern Seite."

"Ja, schwach ist jeder, und ich mag mich auch nicht für alle und jeden verbürgen. Aber in diesem speziellen Falle... Selbst Koseleger schien mir voll Zuversicht und Vertrauen, als er am Donnerstag noch mit mir plauderte."

"Koseleger voll Vertrauen! Na, dann geht es gewiß in die Brüche. Wo Koseleger Amen sagt, das ist schon so gut wie letzte Delung. Er hat keine glückliche Hand, dieser Ihr Amtsbruder und Vorgesetzter."

"Ich teile leider einigermaßen Ihre Bedenken gegen ihn. Aber was vielleicht mit ihm veröhnen kann, er hat angenehme Formen und durchaus etwas Verbindliches."

"Das hat er. Und doch, so sehr ich sonst für Formen und Verbindlichkeiten bin, nicht für seine. Man soll einem Menschen nicht seinen Namen vorhalten. Aber Koseleger! Ich weiß immer nicht, ob er mehr Kose oder mehr Leger ist; vielleicht beides gleich. Er ist wie 'ne Kaiserorte, süß, aber ungesund. Nein, Lorenzen, da bin ich doch mehr für Sie. Sie taugen auch nicht viel, aber Sie sind doch wenigstens ehrlich."

"Vielleicht," sagte Lorenzen. "Uebrigens hat Koseleger inmitten seiner Verbindlichkeiten und schönen Worte doch auch wieder was Freies, beinah' Gewagtes und ist mir da neulich mit Bekenntnissen gekommen, fast wie ein Charakter."

Dubslav lachte hell auf. "Charakter. Aber Lorenzen. Wie können Sie sich so hinter's Licht führen lassen. Ich verwette mich, er hat Ihnen irgend was über Ihre 'Gaben' gesagt; das ist jetzt so Lieblingswort, das die Pastoren immer gegenseitig brauchen. Es soll bescheiden und unpersönlich klingen und sozusagen alles auf Inspiration zurückführen, für die man ja, wie für alles, was von oben kommt, am Ende nicht kann. Es ist aber gerade dadurch das Hochmütigste... War es so was? Hat er meinen klugen Lorenzen, eh' er sich als 'Charakter' ausspielte, durch solche Schmeicheleien eingefangen?"

"Es war nicht so, Herr von Stechlin. Sie thun ihm hier ausnahmsweise unrecht. Er sprach überhaupt nicht über mich, sondern über sich und machte mir dabei Konfessionen. Er gestand mir beiseitsweise, daß er sich unglücklich fühle."

"Warum?"

"Weil er in Quaden-Hennersdorf deplaciert sei."

"Deplaciert. Das ist auch solch Wort; das kenn' ich. Wenn man durchaus will, ist jeder deplaciert, ich, Sie, Krippenstapel, Engelfe. Ich müßte Präses von einem Stammtisch oder vielleicht auch ein Badedirektor sein, Sie Missionar am Kongo, Krippenstapel Kustos an einem märkischen Museum, und Engelfe, nun der müßte gleich selbst hinein,

Nummer hundertdreizehn. Deplaciert! Alles bloß Eitelkeit und Größenwahn. Und dieser Koseleger mit dem Konfistorialratskinn! Er war Galopin bei 'ner Großfürstin; das kann er nicht verzeihen, damit will er's nun zwingen, und in seinem Aerger und Unmut spielt er sich auf den Charakter aus und versteigt sich, wie Sie sagen, bis zu Konfessionen und Gewagtheiten. Und wenn er nun reüssierte (Gott verhüt' es), so haben Sie den Scheiterhaufenmann comme il faut. Und der erste, der 'rauf muß, das sind Sie. Denn er wird sofort das Bedürfnis spüren, seine Gewagtheiten von heute durch irgend ein Brandopfer wieder wett zu machen."

Unter diesem Gespräche waren sie schließlich aus dem Walde heraus und näherten sich einem beinah' meilenlangen und bis an den Horizont sich ausdehnenden Stück Bruchland, über das mehrere mit Kropfweiden und Silberpappeln besetzte Wege strahlenförmig auf Rheinsberg zuliefen. Alle diese Wege waren belebt, meist mit Fußgängern, aber auch mit Fuhrwerken. Eins davon, aus gelblichem Holz, das hell in der Sonne blinkte, war leicht zu erkennen.

"Da fährt ja Nagler," sagte Dubslav. "Ueber-rascht mich beinah'. Es ist nämlich, was Sie vielleicht noch nicht wissen werden, wieder was ein-passiert; er schickte mir heute früh einen Boten mit der Nachricht davon, und daraus schloß ich, er würde nicht zur Wahl kommen. Aber Ermintrud mit ihrer grandiosen Pflichtvorstellung wird ihn wohl wieder fortgeschickt haben."

"Ist es wieder ein Mädchen?" fragte Lorenzen.

"Natürlich, und zwar das siebente. Bei sieben (freilich müssen es Jungen sein) darf man, glaub' ich, den Kaiser zu Gevatter laden. Uebrigens sind auch mehrere tot, und alles in allem ist es wohl möglich, daß sich Ermintrud über das beständige, 'bloß Mädchen' so ihre Gedanken macht."

(Fortsetzung folgt.)

's Kammerl.

(Niederösterreichisch.)

Kammerl, a schmal's,
Und ob'n stößt ma' sih an,
Und a Tischl steht drin
Und a Trucha knapp dran.

An der Mauer ganz hint'
Hängen Leibeln und Rößl',
Im Fenster san Bluman,
Mit mehr wia zwoa Stöckl'.

Und a Bett is noh z'seh'n
Und a Spiagerl, a floans,
Denn das Kammerl, däs g'hört
Halt eb'n grad ner für oans.

So armselt' als 's is,
Ih bring's nit aus mein' Sinn,
Denn a Himmel is 's doh,
's schlaft a Engerl ja drinn.

J. G. Srimberger.

Die Pelzrobbe und der Robbengang im Beringmeer.

Die Konferenz, die jüngst zwischen Vertretern Russlands, Japans und der Vereinigten Staaten in Washington stattfand, gelangte zur Annahme eines Vertrages, welcher der Vernichtung der Pelzrobbe durch Verbot des Fanges auf hoher See vorbeugen soll. Nach aller Wahrscheinlichkeit wird der Vertrag noch im Laufe dieses Winters von den drei beteiligten Staaten ratifiziert werden. Gegenwärtig wird auch zwischen den Vereinigten Staaten einerseits und Kanada und England andererseits über dieselbe Frage weiter verhandelt, und es sind Ansichten vorhanden, daß man endlich Mittel und Wege finden wird,



Strandmeißer* auf dem Auslug

der raschen Vertilgung der wertvollen Pelzrobbe Einhalt zu thun. Die Pelzrobbe (*Callorhinus ursinus*) wurde zuerst von dem deutsch-russischen Naturforscher Georg Wilhelm Steller, der Vitus Bering 1741 auf dessen Entdeckungsexpedition begleitete, beschrieben und erhielt von ihm den Namen Seebär. Diese Robbenart bewohnt die kälteren Gewässer sowohl der Südbsee wie des nördlichen Stillen Ozeans. Früher war sie sogar viel zahlreicher auf den Inseln um den südlichen Teil Südamerikas und Afrikas als im Norden, aber das Vernichtungswerk war dort schon 1830 beinahe fertig; die Jäger waren jahraus, jahrein



Ein „Harem“

auf die Inseln gekommen und hatten mit Keulen Männchen, Weibchen, Junge niedergemacht. Die Beute ergab zwischen sechzehn bis siebzehn Millionen Felle. Jetzt sind nur noch wenige Robben in jenen Gegenden übrig geblieben, viele Inseln sind von den Tieren sogar ganz verlassen.

Im Norden finden die Robben ihr Sommerheim und ihre Brutstätten in drei verschiedenen Gegenden; im Beringmeer, auf den amerikanischen Pribylowinseln (St. Paul und St. Georg) und auf den russischen Kommandorski-Inseln (Bering- und Kupferinsel); im Oboiskischen Meer



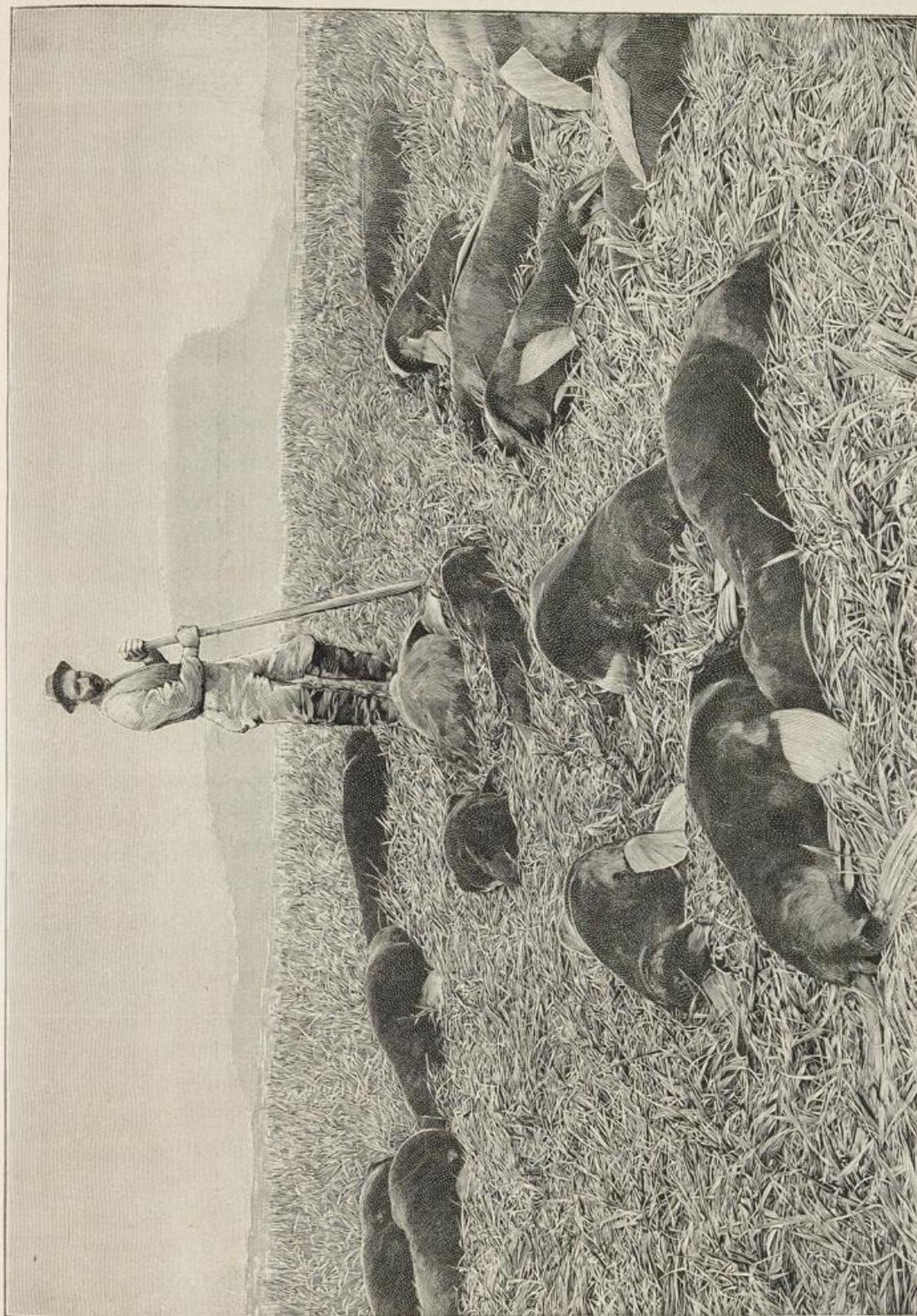
Ein der Mutter beraubter Pelzrobbe-Säugling.

auf der Robbeninsel und auf einigen der Kurileninseln. Die Robbeninsel bewohnen nur noch wenige Robben, und auf den Kurilen sind sie anscheinend ganz verschwunden. Die Robben sind auch während ihrer Winterwanderungen wie auf ihren Brutstätten in drei verschiedene Herden getrennt. Die amerikanische Herde, die bei weitem die größte ist, verläßt die Pribylowinseln im November und Dezember und schwimmt an der nordamerikanischen Küste entlang bis nach San Francisco hinunter; die russische an der Ostküste Japans bis nach Yokohama,



Auf dem „Paradeplatz“ der Pelzrobbe im Beringmeer.

Robben-
auf-
er Ku-
Die
be-
r noch
Robben,
en Ku-
ste an-
ng ver-
Die
d auch
er Win-
ngen
ihren
in drei
Herden
e ame-
ede, die
t die
verläßt
winself
er und
und
m der
mischen
ig bis
Gran-
er; die
er Ost-
is bis
hama,



Fellen der Felsrobben.



während die kleinen Nester der ochotskischen Herde ihre Winterreise im Japanischen Meere machen.

Die Bribylowinseln liegen im südöstlichen Teile des Beringmeeres, ungefähr 300 Kilometer westlich vom Festlande und nördlich ebenso weit entfernt von den Aleuten. Die Inseln sind fast fortwährend mit Nebel umhüllt, der Himmel ist sehr selten zu sehen. Ein amerikanischer Beamter berichtet, daß er während dreißig Monaten nur sechs ganz klare Tage dort erlebt hat. Diese Seltenheit des Sonnenscheins ist es aber gerade, die die Inseln zu einem passenden Aufenthaltsorte für die Robben macht; denn sie vertragen nicht gut das Sonnenlicht und gehen lieber, während die Sonne scheint, ins Meer, um sich im Halbdunkel der Wellen vor dem starken Lichte und der Wärme zu schützen.

sechsmal so schwer wie die Weibchen oder „Kühe“. Beim Betreten der Inseln geht es noch ganz gemächlich zu, aber schon beim Ausschauen der Plätze kommt es zu erbitterten Kämpfen. Die Tiere tragen auch die Zeichen früherer Kämpfe an sich: eines hat ein Auge, ein zweites eine Flosse verloren, und fast alle haben lange Narben auf dem Kopfe oder auf der mächtigen Brust. Nachdem die Strandmeister das Terrain verteilt haben, hören die Kämpfe zeitweilig auf, die Tiere legen sich hin und schlafen fast ununterbrochen, bis kurz vor dem Eintreffen der Kühe.

Ende Mai und Anfangs Juni erscheinen die ersten „Junggejellen“ („bachelors“) oder jüngeren Männchen. Unter ihnen unterscheidet man auch Tiere im Alter von sechs bis sieben Jahren von den noch jüngeren; die älteren



Walgroben-Auh.

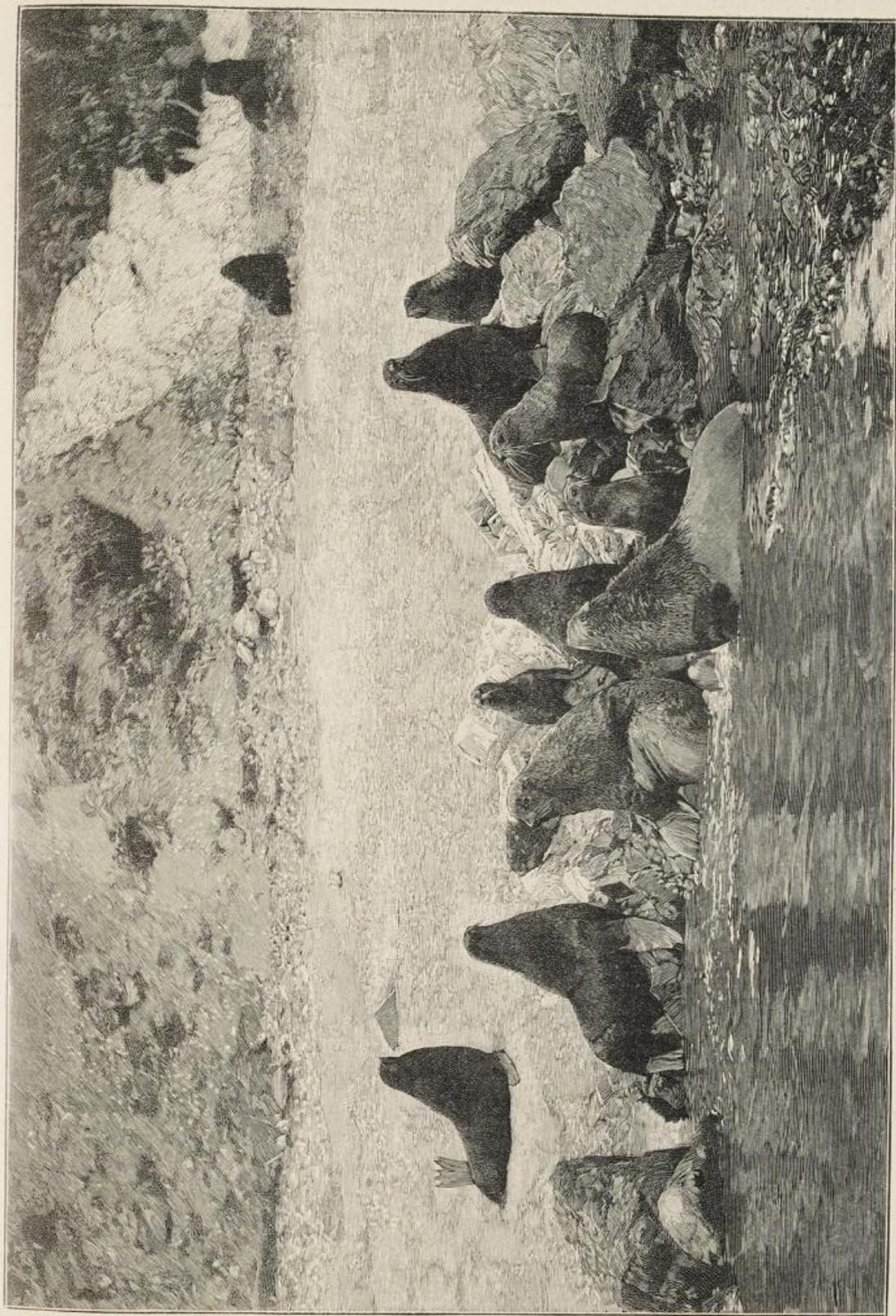
Auf den Inseln befinden sich sieben Brutstätten, zwölf auf St. Paul und fünf auf St. Georg. Diese Brutstätten, deren Abbildungen wir der Liebenswürdigkeit des Professors David Starr-Jordan in San Francisco danken, liegen dicht am Wasser und meist auf einem allmählich abfallenden Abhang, worauf sich viele größere Steinblöcke befinden. Die größten Brutstätten erstrecken sich einige Kilometer am Strande entlang.

Sobald im Frühling die Eisverhältnisse es gestatten, was gewöhnlich zwischen dem 1. und dem 15. Mai der Fall ist, erscheinen die ersten Robben auf den Inseln. Zunächst kommen die alten Männchen ans Land, mächtige, sieben oder mehr Jahre alte Zuchttiere, die für die folgenden drei Monate sozusagen die Gesetze der Brutstätten erlassen. Sie werden „Strandmeister“ („beach masters“) oder „alte Bullen“ („old bulls“) genannt. Die Strandmeister wiegen 400 bis 500 Pfund und sind fünf- bis

nimmt man „Halbbullen“ („half-bulls“). Sie sind voll ausgewachsen, haben aber noch nicht die Kraft und den Mut, sich einen Platz auf den Brutstätten zu erkämpfen, und sind deshalb vom eigentlichen Leben, von den Gefahren und Freuden der Inseln ausgeschlossen. Sie müssen mit den jüngeren „Junggejellen“ auf einem sandigen Abhang, „Paradeplatz“ genannt, hinter oder neben den Brutstätten zusammen hängen, denn es herrscht unter den Tieren ein Kastengeist, wie er strenger kaum unter den Menschen zu finden ist. Die alten Strandmeister züchtigen grausam den Halbbullen, der es wagt, sich den Brutstätten zu nähern. Damit die Junggejellen aber ihren „Paradeplatz“ erreichen können, sind schmale Gassen durch das heilige Land der Strandmeister als neutrales Gebiet gelassen.

Sobald nun die Zeit heranrückt, wo die Kühe erscheinen müssen, werden die alten Strandmeister munter, stoßen eigenartige Töne aus und schauen fortwährend auf das

Beim
t, aber
itterten
rühherer
s eine
n auf
achdem
en die
chlasen
kühe.
ersten
nchen.
er von
älteren



Belrobben auf der Insel St. Paul im Peringmeer.

voll
den
jen,
Ge-
ffen
Ab-
ut-
den
den
zen
ten
de-
ige
ten
sen
as

Meer hinaus. Jetzt heben auch die Kämpfe aufs neue an und werden immer heftiger. Als besonderes Zeichen seiner Wut bläst der rauflustige Strandmeister den Atem in mächtigen Dampfswolken aus.

Endlich, gegen den 10. Juni, tauchen auch die ersten Weibchen aus den Wellen auf. Sobald das Tier aus dem Wasser kommt, sieht es sich um, bis es einen Strandmeister erblickt, den es für den stärksten hält, und dann gefesselt es sich zu ihm. Es ist nämlich Gesetz der Robbeninseln, daß das Weibchen wählt; nachdem es aber einmal seine Wahl getroffen hat, ist dieselbe unwiderruflich, denn das Weibchen kommt in einen „Harem“ und wird dort strenger bewacht als irgend eine Sultane. Schon ehe es den Harem des Ausereorenen erreicht, kommt es zum Muttergießen, denn die andern Strandmeister versuchen, das Weibchen für sich zu gewinnen, und so giebt es erbitterte Kämpfe.

Die Ankunft der Kuh auf der Insel geht einem interessanten Ereignis unmittelbar voran. In einem oder zwei Tagen bekommt sie nämlich ein Junges. Dieses behandelt sie anfangs sehr zärtlich, und auch später — wenn es ihr wieder gestattet ist, ins Meer zu gehen — sucht sie bei ihrer Rückkehr ihren eignen Säugling aus den Tausenden heraus. Wie sie es fertig bekommt, das Tierchen unter so vielen andern wieder zu erkennen, ist ein Geheimnis der Natur; man hat aber wiederholt beobachtet, wie jedes soeben zurückgekehrte Mütterchen auf die Suche geht: sie nähert sich einer Gruppe, schnüffelt jedes Junge an und geht dann weiter, bis sie ihren Säugling findet. Sobald die Jungen ein wenig gehen können, gesellen sie sich in größeren Massen zu einander und spielen wie kleine Hunde stundenlang zusammen; fünf bis sechs Wochen alt, wagen sie sogar ins leichte Wasser am Strande zu gehen und lernen allmählich schwimmen.

Die Harems sind verschieden groß; durchschnittlich enthalten sie fünfzehn bis zwanzig Weibchen, es kommt aber vor, daß ein besonders starker Strandmeister bis siebenzig um sich sammelt, während andre es nur auf eines bringen können. Die Weibchen sitzen dicht zusammen um den eifersüchtigen Strandmeister herum, dieser geht häufig schnaubend, murrend, Atemwolken auspußend, um seine Familie herum, um alle Mitglieder im Zaume zu halten. Das Weibchen bekommt auch mitunter die rohe Kraft seines Herrschers zu fühlen. Wenn es nämlich Anstalt macht, den Harem zu verlassen, packt es der alte Strandmeister mit den Zähnen und drückt es entweder auf die Erde nieder oder wirft es rücklings über den Kopf in den Harem zurück. Dabei kommt es zuweilen vor, daß ein Weibchen dieser brutalen Behandlung erliegt; auch die Säuglinge werden häufig durch die heruntobenden Strandmeister zerdrückt.

So geht es wochenlang auf der ganzen Brutstätte her — überall Liebe und Haß, Kampf und Gebrüll. Der Lärm ist fürchterlich. Ein paar Kilometer entfernt, glaubt man einen herannahenden Eisenbahnzug zu hören. Hinten auf einem nahen Steinhaufen oder einer Felsenwand sitzen vereinzelt Halbbullen und sehen voll Neid und Sehnsucht auf das tolle, brausende Leben herab und geben dabei eine Art Gelächter von sich, was zu bedeuten scheint: „Im nächsten Jahre werden wir's doch wagen!“ Der Halbbulle ist aber noch sehr furchtsam; stößt ein naher Strandmeister einen drohenden Laut nach seiner Richtung aus, so ergreift er die Flucht, wobei er häufig den Abhang herabrollt, bis er ins Meer stürzt.

Das Lauern auf den Felsen hat aber keinen besonderen Zweck. Der Halbbulle weiß, daß sich die Strandmeister bald von ihren Harems entfernen müssen; dann will er herabsteigen und Bekanntschaften unter den Weibchen für das nächste Jahr machen. Die Strandmeister bleiben ununterbrochen auf den Brutstätten von ihrer Ankunft an bis in die ersten Wochen des August oder später — drei

Monate ohne zu essen oder zu trinken. Sie halten das Haremsystem streng aufrecht bis gegen Ende Juli, dann fangen sie wieder an, etwas zu schlafen. Erst nachdem die Natur für die Vermehrung der Rasse gesorgt hat, wird es den Weibchen gestattet, sich von den Harems zu entfernen. Sie gehen dann allmählich ins Meer, um Nahrung (Fische, Kalmare und so weiter) zu suchen, kehren aber anfangs ein paarmal täglich zurück, um ihre Jungen zu säugen. Später machen sie längere Reisen, sogar bis 200 Seemeilen von den Inseln, und kommen dann höchstens einmal in der Woche zurück.

Die Harems werden also allmählich aufgelöst, die Strandmeister werden friedlicher und hören zu kämpfen auf, und es herrscht auf der Brutstätte ein allgemeines Hin- undhergehen. Ermattet und abgemagert durch Kampf und Hunger, schwimmen endlich die Strandmeister auf fünf bis sechs Wochen ins Meer hinaus. Die Halbbullen steigen nunmehr herab und versuchen, sich Harems zu bilden, finden aber bei den Weibchen keine Beachtung.

Während all dieser Vorgänge auf der Brutstätte ist es draußen auf dem „Paradeplatz“ ganz anders zugegangen; dort hat der liebe Friede geherrscht, dort hat man fast die ganze Zeit verschlafen. Aber gerade dort hat sich auch das Tragische in diesem Tierleben ereignet: der Mensch griff mit vernichtender Hand in das Idyll ein.

Die Inseln sind nämlich von den Vereinigten Staaten an eine große Gesellschaft verpachtet, die damit das Recht erwarb, 100 000 Tiere jährlich zu töten. Kein Weibchen darf man erschlagen, nur die Junggefelten im Alter von $2\frac{1}{2}$ bis $3\frac{1}{2}$ Jahren. Wegen des eigenartigen Lebens der Robben ist das Hinzuschlachten der meisten Männchen für die Vermehrung der Rasse nur förderlich, denn die Verhältnisse auf den Brutstätten würden unerträglich werden, wenn dort die Zahl der Strandmeister so groß wäre wie die der Weibchen.

Bevor die Tiere getötet werden, treibt man sie auf einen Schlachtplatz, zwei bis drei Kilometer hinter dem Paradeplatz. Die Männer gehen schon um zwei Uhr morgens, während es noch kühl ist, zum Paradeplatz, schleichen sich geräuschlos zwischen die Junggefelten und die Brutstätten und treiben dann erstere — häufig drei- bis viertausend an der Zahl — ganz langsam landeinwärts auf den Schlachtplatz. Das Treiben ist auf den Brublowinseln sehr bequem, da der Boden hier nur langsam aufsteigt; aber es ist geradezu erstaunlich, was für Terrain-schwierigkeiten die Robben überwinden können. Auf der Kupferinsel zum Beispiel werden sie über steile Berge beinahe 1200 Fuß hoch getrieben.

Der Schlachtplatz liegt gewöhnlich an einem kleinen Teiche, worin die Tiere sich abkühlen können, ehe das blutige Werk beginnt. Neben an steht das „Salzhaus“, wo die Felle eingezogen und aufbewahrt werden. Das Hinzuschlachten ist ganz einfach und geht rasch und systematisch vor sich. Aus der großen Herde werden 20 bis 30 Tiere abgetrennt und auf eine Reihe kräftiger Männer zugetrieben, die mit starken Holzkeulen bewaffnet sind. Wenn die Tiere ganz nah herangekommen sind, sucht man die passenden aus und erlegt sie mit einem Schläge auf den Schädel. Tiere unter zwei Jahren und besonders starke Exemplare, die versprechen, tüchtige Strandmeister zu werden, läßt man laufen; diese finden dann leicht von selbst den Weg ins Meer zurück.

Bis zum Jahre 1889 hatten die Pächter alljährlich 100 000 Robben auf den Inseln getötet, danach war aber der Bestand durch die Raubjagd auf hoher See so sehr zurückgegangen, daß sie ihre Quote nicht mehr erreichen konnten, und sie gewannen deshalb in den sieben Jahren 1890 bis 1896 zusammen nur circa 100 000 Stück. Die Beute der Raubjäger erreichte dagegen 1894 die Höhe von

142000 Stück, ist aber seitdem wegen der raschen Ausrottung der Tiere sehr zurückgegangen, so daß die Jäger im Jahre 1896 nur 73000 und 1897 sogar nur 55000 Stück zu finden vermochten.

Die Jagd auf hoher See übt eine höchst verderbliche Wirkung auf den Robbenbestand aus. Die Jäger töten mit Gewehren zwei- bis dreimal mehr Tiere als sie bergen können, da letztere sehr schnell versinken; und dazu sind noch 70 bis 80 Prozent der erlegten Tiere tragende Weibchen. Diese schlafen sehr viel auf den Wellen. Nachdem sie sich satt gefressen haben, legen sie sich auf den Rücken, ziehen die Flossen über den Leib, schlafen ein und werden erst durch die Harpune oder das Gewehr des Jägers erweckt.

Am grausamsten aber ist die Jagd im Beringmeere, denn hier hat fast jedes Weibchen ihr Junges zu Hause auf den Inseln; der Tod der Mutter führt auch seinen Tod herbei, denn die armen Tierchen sind für ihre Nahrung ganz auf die Muttermilch angewiesen, und kein Mütterchen läßt sich herbei, ein fremdes Junges zu fangen. Deshalb verhungern jedes Jahr Tausende von Säuglingen. Die amerikanischen Beamten schätzten für das Jahr 1894 diese verhungerten Säuglinge auf 20000. Überall lagen die abgemagerten Leichen auf dem Strande herum, während halbverhungerte Tierchen fortwährend am Strande jammerten und auf das Meer hinaus nach der nimmer wiederkehrenden Mutter blickten.

William G. Dreher.



Schlafende Pelgrobben auf hoher See.

„Johannes“.

Drama in 5 Akten und einem Vorspiel von Hermann Sudermann. Zum ersten Male aufgeführt im Deutschen Theater zu Berlin.

Von

Richard Nordhagen.

Schon zwei oder drei Wochen vorher hatte es keine Eintrittskarten mehr gegeben. Tausend Menschen etwa läßt das unfreundliche, enge Bühnenhaus in der Schumannstraße, und zehntausend waren von dem brennenden Wunsch erfüllt, der „Premiere“ beizuwohnen. Der Berliner Kunstsin ist charakteristisch genug, der Sinn fürs Theater, und dieser Sinn bethätigt sich, noch charakteristischer, mit Vorliebe bei den Erstausführungen. Leute, die gern eine Doppelkrone hinwerfen, wenn sie dafür eine dramatische Neuheit mit aus der Taufe heben dürfen, würden für die Wiederholung des ihnen noch unbekanntem Stückes keine zwei Mark opfern, und das auf Grund derselben tief sinnigen Erwägungen, die sie davon abhält, für eine Dichtung in Buchform auch nur fünfzig Pfennig auszugeben. Man muß sagen können, daß man „dabei gewesen“ sei, man muß gesehen worden sein, sonst hat alles keinen Zweck. Er-

freuen sich nun schon die Schöpfungen der Dramatiker des Mittelstandes reger Teilnahme und Aufmerksamkeit, so steigt das Interesse bis zum Siedepunkt, wenn ein hoher Aristokrat der Coulissenwelt zur Feinerprobe läßt. Im Falle „Johannes“ aber war noch mehr geschehen. Seit Monaten, ja seit Jahren hatte das Gong-Gong der Klame fast unaufhörlich gedöhnt, gewiß sehr wider Willen und Wunsch des vornehm gesinnten Dichters. Es scheint, daß „Johannes“ eine ältere, vielleicht eine Jugendarbeit Sudermanns ist, die er jetzt nur sorglich verbessert und abgeschliffen hat. Wenigstens spukte die Meldung, daß er demnächst mit ihr hervortreten werde, schon geraume Zeit durch die Zeitungsblätter. Feste Gestalt nahm sie an, als die ersten Notizen über Hauptmanns „Florjan Geyer“ aufstiegen, und nun kam das vorzüglich liebevolle Gerücht nicht mehr zur Ruhe. Am Ende erging gar in Berlin ein Zensurverbot. Das hatte noch gefehlt. Jetzt begannen die berüchtigt gewordenen Vorlesungen des Dramas in allen größeren Städten Deutschlands, deren durch die Einladung hochgeehrte Teilnehmer programmmäßig jedesmal vor Entzücken außer sich gerieten. Zuletzt ließ der Kaiser selbst das Manuskript einfordern, und das Verbot wurde rückgängig gemacht. Die Neugier und die Sensationslust hatten mittlerweile den Gipfel erklimmt. Und als der große Abend hereingedämmert war, sah er ein überfülltes Parfett, dessen einzelne Plätze dreißig bis hundert Mark geloset hatten, also mit 700 bis 2200 Prozent gehandelt worden waren, ein Erfolg, dessen sich kein Gasglühlicht und kein Treberetrodnungsunternehmen rühmen darf. Auf den oberen Rängen drängte sich das literarische Berlin, soweit es nicht Kritikerdienst that. Fieberhaft gespannte Erwartung überall, nervöse Erregung wie schwüle Gemitterluft — für den Unkundigen der Vorbote eines großen Erfolges, während es den Erfahrenen bedenklich machte. Selbst eine geniale Dichterkraft hätte dieser überreizten Menge gegenüber einen schweren Stand gehabt, und Sudermann darf es nicht nur seiner allerdings unleugbaren Begabung, dem feinen Takte, womit er gewisse Klippen umschiffte, sondern auch der Parteinahme des Publikums für seine von der Polizei verfolgte Muse verdanken, daß ihm eine zermalmende Niederlage erspart blieb.

Wer Sudermanns Können und Streben aufmerksam betrachtet und verfolgt hat, dem mußte es von vornherein als ausgeschlossen erscheinen, daß dieser Dichter dem Johannesstoff auch nur annähernd gerecht werden würde. Es liegt etwas Wahres in der Behauptung, daß der Verfasser der „Ehre“, der „Heimat“, der „Schmetterlingsflucht“ eigentlich nur Paul Lindau fortgesetzt und veredelt habe; selbst in seiner besten und darum am wenigsten gepriesenen Arbeit, „Sodoms Ende“, steht er unleugbar auf den Schultern des jüngeren Dumas, von dem ja Lindau sein Bestes gelernt hat. „Sodoms Ende“ wird fortleben und klassisch genannt werden, wenn Sudermanns übrige Dramen längst keinen Leser mehr finden. In „Sodoms Ende“ hat sich Sudermann rein und ohne störende Beigabe als das gezeigt, was er wirklich ist: als der kluge, die Bühne souverän beherrschende Theatraliker, der vor den bedenklichsten Mitteln nicht zurückschreckt und nicht zurückzukehren braucht; als ein Meister des Wortes und ein unerbittlicher Sozialsatiriker. Niemals ist das Berliner Tiergartenviertel mit so grauem Hohn an den Pranger gestellt, mit so juvenalischer Erbarmungslosigkeit gekennzeichnet worden. Und für solche Aufgabe reichte die Kraft des kalten, klaren Beobachters aus. Hier war die überlegene Skepsis des modernen Berliner Poeten, des in Kants Schule gegangenen Ostpreußen am Platze.

Aber die Johannesmär verlangt ein andres. Den Vorläufer und Herold des Heilandes unwittet schon dieselbe Himmelspoesie wie ihn selbst; der ewige Glanz, der ausgegossen liegt über dem Wunder des Jordanthaales, bricht

auch aus seinen Schwärmeraugen, und auch seine Augen haben die Pforten des Sternenreiches offen gesehen. Vieles ist, das uns die rührende Gestalt des Täufers unendlich lieb und teuer, geheimnisvoll und vertraut zugleich macht. Der finstere Prediger in der Wüste, der drohend eifert und Vernichtung verkündet, und dessen zornvolle Lehre dann spurlos versinkt vor den milden Worten des Welterlösers; der aber doch begnadet ist, ihn zu taufen und als erster unter allen Sterblichen Christi göttliche Sendung zu erkennen. Der weltfremde Geißel, der ein Kleid von Kamelshaares trägt und sich von Heuschrecken und wildem Honig nährt, den aber doch eine Königin und eine Königstochter so brünstig hasßen, wie es nur mit Füssen getretene Liebe vermag. Welche Kästel! Welche Fülle großer, flammender, wunderbarer Gedanken! Was ist natürlicher, als daß sie den Dichter locken? Doch es müßte ein heiliger Dichter sein, ein verträumter Phantast, der sich in den geheimsten Gängen der Menschenseele mit nachtwauderlicher Sicherheit zurecht und zum Ziele findet. Ihm müßte alle Innigkeit des frommen Gläubigen und aller Scharfsinn des Menschenchöpfers eignen. Und dies besonders: er müßte ein Gestalter sein, ein Künstler, dem sich ungezwungen, wie von selbst, Reflexionen und Ideen in Bilder umsetzen.

Das alles vermag Sudermann nicht. Wenn trotzdem seine Arbeit nicht völlig verfehlt genannt werden darf, wenn es ihm trotzdem gelungen ist, Funken aus dem Stein zu schlagen, hier und da plastische Figuren aus dem Marmor heraus zu meißeln, so verrät das die Inbrunst seiner Anstrengungen. Zähneknirschend, man spürt es aller Ecken und Enden, hat er mit dem gewaltigen Stoffe gerungen und sich überanstrengt, ihn zu meistern. Daß er schließlich doch an ihm zusammengebrochen ist, mag litterarischen Knodies Anlaß geben, den Mann zu verspotten, der seiner Kräfte Grenze noch nicht erkannt hat. Erste Kunstfreunde werden mehr die Größe des Vorwurfs als die verzerrte, im Prokrustesbett ausgereckte Kleinheit der Durchführung beachten und dann immer noch ihre respektvolle Reverenz vor Sudermanns Können und künstlerischem Unterfangen machen müssen.

Es lag offenbar im Plane des Dichters, Johannes' allmähliche Entwicklung vom zornigen Zeloten zum heilig-gütigen Apostel der Liebe zu schildern, vom falschen Propheten zum echten Jünger Christi. Er wollte die Tragödie des Vorläufers schreiben, des kleineren Helden, der zu Grunde geht an der Gewalt der Gegensätze, der die alte und die neue Zeit nicht zu versöhnen weiß, weil er der alten zwar geistig entwachsen ist, in der neuen aber noch nicht Wurzel geschlagen hat. Johannes glaubt, daß es genügen werde, zu bessern, zu reformieren, während der Messias doch die Revolution bringt. Er will keine alten Tafeln zerbrechen, nur ihre Inschriften wieder lesbar machen; doch der da kommen soll, wird neue Gesetze geben. Als Johannes das fühlt, sinkt ihm das erhobene Schwert, sinkt ihm der Stein aus der Hand, der den Gotteslästerer und Ehebrecher Herodes zerschmettern sollte; die prophetische Kraft geht von ihm. Sterbend erst erkennt er den Heiland, den Gott der Liebe, dem er unter Dornen und Blitzen, ein Hassender, den Weg zu bereiten gedachte.

Auf den ersten Blick scheint die Johanneslegende ein für Sudermann ungemein geeigneter Stoff, und seine verlockenden Neugierlichkeiten mögen den Dichter auch unwillkürlich angezogen haben. Er, der so gern durch grelle Kontrastierung wirkt, weil er die Gesetze der dramatischen Effekte genau kennt, hatte hier Gelegenheit, zwei verschiedene Welten aufeinanderprallen zu lassen: die in funkelnde Sinnelust verjunktene, mächtig vermodernende Antike und den neuen, asketischen Geist, der später das junge Christentum erfüllte. Welche gewaltigen Gegensätze ergab dieser in Lumpen gekleidete, bleiche, aller irdischen Lust abgewandte

Ginjam aus der Wüste auf der einen Seite, dieser genußsüchtige, orientalische Despot, der blasierte römische Praefex Vitellius, vor allem aber die beiden frontenträgenden Teufelinnen, Herodias und ihre Tochter Salome, auf der andern Seite! Aber was sie entzückt und berauscht, was sie sinnen und zitternd vor Leidenschaft erschauern, das weht trotz seines Bluthauchs eindrucklos an dem Täufer vorüber während er ihnen wieder mit Recht entgegenhalten kann sie verstanden ihn nicht. Die feindlichen Gewalten stoßen aufeinander, bekämpfen sich mit Wut, doch sie erschüttern einander nicht; keine erleidet durch die andre auch nur die leiseste innere Umwandlung. Das kann allenfalls theatralisch wirksam sein, und bei einem so geschickten Techniker wie Sudermann ist es theatralisch wirksam; aber dramatisch im eigentlichen Sinne ist es nun und nimmer. Man hat Sudermann oft vorgeworfen, daß seine Helden jeder inneren Entwicklung entbehren, daß sie am Ende starr und puppenhaft steif auf demselben Punkte stehen, von wo sie ausgegangen sind. Mit dem „Johannes“ hat er diese Behauptung widerlegen wollen, hat sie jedoch statt dessen bekräftigt. Es ist nur nötig, den Kern der Handlung zu analysieren, um sofort die Leblosigkeit, die dramatische Unergiebigkeit der Geschehnisse aufzuweisen. Man erkennt dann, woher es kam, daß die Zuhörer bei der Premiere unmerklich wurden, sobald die Coulissenkunst des Dichters abgelöst wurde von Versuchen, jeiliche Zustände in intimer Detailmalerei zu schildern. Man spürte im Parkett instinktiv, daß diese Anstrengungen vergeblich und deshalb überflüssig und störend waren; sie hatten keine tragfähige Grundlage, und jede Vorbedingung zu gesundem, organismischem Wachstum fehlte.

Salome, die schillernde Giftschlange, die süße Here, die geradewegs aus dem Barzinowstischen Salon in „Sodoms Ende“ stammt, liebt den wilden, düsteren Täufer mit den Gottesaugen und begehrt ihn in verzehrender Leidenschaft. Er aber, der des Theaterkontrastes wegen immer ein Ausbund von Tugend bleiben muß, stößt sie mit harten Worten zurück, und nun heißt sie, von der Mutter noch aufgestachelt, seinen Kopf als Lohn für ihren Tanz. Und der Prophet wird gerichtet, ohne Schuld, als Opfer einer verrückten Laune — was sich in Tragödien immer unvortheilhaft ausnimmt, ja, was die Tragödie vernichtet. Schuld und Sühne werden sich auf den Brettern, die der ersten Muse dienen, in Ewigkeit ergänzen müssen; eine ohne die andre empört unser sittliches Empfinden und läßt uns daran zweifeln, ob wir ein wahres Kunstwerk sehen. Man ist erstaunt, daß der Dichter den sich scheinbar von selbst bietenden Ausweg nicht benutzt, daß er seinen Johannes nicht der bestrickenden Schönheit dieses jungen Weibes, der sich ihm dürstend anbot, hat erliegen lassen. In Sünde mußte der Täufer fallen, um die Macht der Sünde zu verstehen, menschlich mit Menschen fühlen mußte er, um Menschen richten zu können. Die flammenden Worte der Herodias deuten fast gebieterisch auf eine solche Entwicklung hin. Die verbrecherische Liebe hätte dem Eisener erst das Verständnis für sein Größe und lächelnde Hoheit erschlossen; erst wenn er selber der Verzeihung bedürfte, wäre ihm die welterlösende Schönheit des Christentums voll aufgegangen. Durch Nacht wäre er wieder zum Licht emporgedrungen, geläutert und wissend. Sudermann hat den Knoten nicht gelöst und damit jeden wirklichen dramatischen Konflikt vermieden. An der äußeren Handlung, die sich im wesentlichen, in ihren interessanten Vorgängen um Salome, die geschmeidige Tigersage, dreht, nimmt sein Täufer wohl teil; aber nicht wie warmblütige Menschenkinder, wie Schachfiguren stehen sich die beiden gegenüber. So bleibt uns Johannes fremd. Was er erlebt, ist zufällig, hat nichts zu thun mit der inneren Wandlung, die sein Dichter ihn durchmachen läßt; im Gegenteil, diese Geschehnisse lenken davon ab, und man vergißt darüber den Grundplan des Dramas. Nur eine

ganz lockere, auf die Täuschung schwacher Augen berechnete Verbindung hält den äußeren Zusammenhang aufrecht — gebrechliches Zinnlot, das die unverschmolzen nebeneinander liegenden Erzbarren so obenhin vereint. Es ist eine mühselige Häufung von Sensationen und packenden Einzelheiten, die den doch so eintönigen Charakter des Helden immer mehr verwirren, statt zu entschleiern. Und man giebt endlich das Nachgrübeln darüber auf, hält sich dafür an die pomphaften Sardou-Effekte, an denen auch der neueste Sudermann reich ist, und die ihren Eindruck nie verfehlen können, weil sie unmittelbar auf die Nerven fallen.

Ein dämonischer Reiz geht von ihnen aus und erobert selbst den widerstrebenden Zuschauer, der die raffinierte Masche durchschaut und sich von der blendenden Technik, dem unendlichen Fleiß des Theatralikers nicht über die Seelenlosigkeit des Ganzen hinwegtäuschen läßt. Die Kunststüchchen werden fast zur Kunst. Schlechtweg meisterhaft ist in dieser Beziehung der zweite Auszug zu nennen. Allen Haß seines redlichen Herzens, die Erbitterung eines zertretenen Volkes schleudert der Prophet der gefürsteten Bühlerin entgegen, und während Flammen aus seinem Munde gehen und die Getroffene sich unter den sächterlichen Hieben windet, läßt ihre Tochter kein Auge von dem Entsetzlichen, Heißgeliebten. Die schimmernde Pracht des Palastes, die aphrodisische Schönheit seiner Bewohnerinnen bilden den Goldgrund, von dem die erhabene Bettlergestalt des Täufers bezwingend großartig losgeht. Und welch ein Bild ist es, wenn die jungen Rosen von Saron heimlich Rosen niederstreuen auf den düsteren Zeloten. Noch eindruckvoller sind manche Szenen des Schlußaktes, obgleich Sudermann sich hier zuweilen selbst sakrifiziert und die Gestalt des Helden völlig in den Hintergrund schiebt, ohne daß er's selber recht gewahr wird. Salomes Tanz vor Herodes und den vornehmten Gesandten Roms ist ein unvergeßliches Bühnenbild, an dem Sudermann allerdings kein geistiges Eigentumsrecht hat. Kaum minder lebendig wirkt der Moment, da Johannes in Schmutz und Lumpen vor der strahlenden Versammlung sein Todesurteil hört, der Sieger, der lächelnd den Besiegten verzeiht. Und dann das letzte Bild, das heilige Schauer im Herzen erweckt, trotzdem man sich gegen die Profanierung an dieser Stelle, in diesem Werke sträubt: unter dem Hofnarrengeschrei der entzückt jauchsenden Menge, unter dem Gewoge unzähliger Palmenzweige zieht, unsern Augen nicht sichtbar, Christus ein in die Stadt, deren Nichtplatz eben das Blut seines Wegbereiters trinkt. Und schweigend, in bleicher Betroffenheit starren die tafelnden Großen in das rasende Gewühl. Bezeichnend für Sudermanns Art und Vermögen, ein Beweis für die innere Schwäche seiner Darstellung aber ist

Ueber Land und Meer. III. Ott.-Heft. XIV. 8.

es, daß der am feinsten ausgeflügelte Schlager müde verpuffte: als Johannes dem Herodes vorm Tempel entgegentritt und den erhobenen Stein nicht schleudern kann, weil ihm Christi Geist in den Arm fällt, da blieb's still im Parkett, die Symbolik des Dichters ergriff nicht, und der dramatische Höhepunkt des Stückes ward zum Nullpunkte. Alles Brillantgemütel der Sprache, die an Zarathustra gebildet ist, all der überchwengliche Blumen schmuck, der das scenische Gerüst umrannt, verhüllt nicht seine Gebrechlichkeit.

Sudermann ist ehrenvoll an einer Aufgabe gescheitert, deren Schwierigkeiten ihm seiner ganzen Anlage nach nicht klar genug zum Bewußtsein kommen konnten; sie hat ihn nun die Grenzen seiner Kraft kennen gelehrt. Und unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, darf der „Johannes“ vielleicht ein Gewinn für unsere Litteratur genannt werden.



Walter Schott und seine Werke.

Von

Georg Galland.

Die heutige Bedeutung der plastischen Kunst bei uns hat für den Historiker nichts Ueberraschendes und Unbegreifliches. In ihrer Eigenart scharf ausgeprägte Persönlichkeiten, feste und strenge Begriffe für alle Handlungen unsers öffentlichen Lebens, dazu die aus der stolzen Entwicklung unsers vaterländischen Wesens geborene Reigung zum monumentalen Ausdruck — diese und andre Erscheinungen unsrer Zeit haben offenbar zu der künstlerisch hohen Stellung der Arbeit unsrer Bildhauer die Veranlassung gegeben. Und die „Kunststadt“ Berlin, deren Ueberlegenheit auf den Gebieten der Malerei und des Kunstgewerbes anderwärts sicherlich nicht ohne Grund bestritten wird, darf wenigstens auf ihre Bildhauer mit Fug und Recht

stolz sein. Haben doch in den letzten Jahren die Berliner Meißelführer sich nahezu auf allen größeren nationalen Konkurrenzen erste oder zweite Preise geholt, und beweisen doch einige in Amerika jüngst ausgeführte, beziehungsweise noch auszuführende Monumente, daß man sogar im fernen Ausland die Fähigkeit unsrer Kräfte sehr zu schätzen weiß.

Erfreulich und verheißungsvoll ist ferner der Umstand, daß der Schwerpunkt der plastischen Leistungen in den großen Kunstausstellungen der Reichsmetropole nicht etwa in den Werken der älteren Künstler liegt, obwohl unter diesen Namen von bestem Klange, wie R. Vegaß, Siemering, D. Lessing, Eberlein, Hertel, F. Schaper, Hundrieser vorkommen. Jüngere Meister, wie Nik. Geiger, L. Manzel, Peter Breuer, Magnussen, J. Göß, W. Schott — um von den jüngsten nicht erst zu reden — bestimmen von

Jahr zu Jahr immer mehr den frischen Eindruck, den wir jetzt auf den Ausstellungen von der zeitgenössischen Skulptur empfangen. Als einer der am meisten sympathischen Künstler in der Gruppe der Jüngeren hat Walter Schott die Aufmerksamkeit des Publikums neuerdings durch die Figur einer „Ballspielerin“ in hohem Grade gewonnen. Wie einst der Spanier Goya in zwei Gemälden dasselbe Modell bekleidet und unbekleidet darstellte, so hatte auch Schott diese jugendliche Ballspielerin, die in ihrer geduckten Haltung an das Motiv des berühmtesten der antiken Diskuswerfer erinnert, in zweifacher Erscheinung, bekleidet und hüllenlos, auf die Berliner Ausstellung 1897 geschickt.

Wie alle Künstler, die nicht den geraden, bequemen Weg durch die Akademie und die akademischen Meisterateliers nehmen, sondern sich frühzeitig selbstständig und eigenwillig bilden, hat Schott manchmal mit Irrungen und Wirrungen zu kämpfen gehabt, bevor seine Individualität in die rechte Bahn gelangte und sein Talent die sichere technische und künstlerische Höhe erreichte, die seine leztjährigen Arbeiten bekunden.

Walter Schott wurde am 18. September 1861 in Hlenburg am Harz geboren, wo sein Vater Leiter der Kunstgießerei des Grafen Stolberg war. An einer gewissen Anregung zu technischer Beschäftigung hat es mithin in der Heimat dem Knaben, der bis zum fünfzehnten Lebensjahr das Gymnasium zu Wernigerode besuchte, nicht gefehlt. Aber der technische Beruf des Vaters war doch keineswegs das Maßgebende für seine damalige Gedankenrichtung, und niemals wurde in der Familie das Wort „Künstler“ oder „Bildhauer“ mit Bezug auf den Sohn gesprochen. Er wollte anfangs vielmehr See-Offizier werden. Aber die wissen-

schaftlichen Vorstudien, das geduldige Verharren am Schreibtisch des Studierzimmers, während es draußen munter zuzug, sagten ihm wenig zu. Lebhaft, phantasievoll, in der frischen Waldnatur fröhlich aufgewachsen, kamte er keine größere Lust, als sich in Wald und Feld unbeaufsichtigt zu tummeln. Wenn man für Gola als ein wichtiges Moment seiner Entwicklung bezeichnet, daß er

sich monatelang ziellos in den Pariser Gassen herumgetrieben, lange bevor er ein so begehrtter Romanschreiber war und ahnen konnte, daß er es je werden würde, so braucht man auch wohl nicht bei einem Künstler das ungebundene Jugendleben in der freien Gottesnatur zu verheimlichen, das für die Liebe zu jener den Grund legte und den Blick für die Schönheit all ihrer Gebilde schärfte — solange, bis er plötzlich zu Messer und weichem Holzgriff, um im schöpferischen Drange Gestalten und Formen aus totem Material entstehen zu lassen, Menschen und Tierkörper, was ihm gerade einfiel.

Mit der Geburt des Künstlertums ist es genau wie mit der Liebe. Sie ist da, plötzlich, unbewußt, noch ohne die späteren mit dem einen wie mit der andern verknüpften Lebenspläne. Das Begehren fängt erst an mit der ersten ersten Frage: Welchen Weg willst du fortan wandeln? Entscheide-

dich, Knabe! — Diese alte und doch ewig junge Berufsfrage, die der Vater mit dem Sohn erörtert, sie löst ihm die Sprache — und das Geheimnis seiner feuschen Liebe ist damit der Welt preisgegeben. „Bildhauer“ wollte er werden, und der Vater billigte es und schickte ihn nach Hannover in Dopmeyers Atelier. Dieser Meister, dessen Name nur selten über die Provinz hinaus drang, die er mit einigen tüchtigen Monumenten beschenkt hat, erscheint



Kandelaber, Sandsteingruppe im Neuen Palais zu Potsdam.

wie aus ähnlichem Holz geschnitten. Unzweifelhaft sehr begabt, aber ohne strenge künstlerische Schulung und durch die Ungunst der Verhältnisse in seinem Können und Wollen beeinträchtigt, war er auf die Dauer wohl kaum der geeignete Lehrer gerade dieses Schülers. Um 1880 vertauschte deshalb der junge Schott Hannover mit der Reichshauptstadt. Hier blieb ihm nach Lage der Dinge zur weiteren Ausbildung nichts weiter übrig, als bei einem der namhaftesten Berliner Meister als Gehilfe unterzuschlüpfen. Auch unter den Augen von Reinhold Vegas und Fritz Schaper hat er vorübergehend gearbeitet. Seit seiner Selbständigkeit (1884) fehrte sein Name in den Katalogen der Berliner Ausstellungen nicht regelmäßig, aber von Zeit zu Zeit wieder. Das erste Ausstellungsstück war eine Marmorbüste. Das Porträtsfach, auf das er sich von vornherein angewiesen sah, liegt ihm auch ausnehmend gut. Besitzt er doch die schöne Gabe, mit dem natürlichen Feuer seines persönlichen Wesens sein Werk zu durchwärmen. Bald seßelt uns in seinen Büsten ungemein der glückliche Ausdruck seiner kraftvollen sympathischen Männlichkeit, bald der eines vornehmen, liebenswerten Frauencharakters. Man vergleiche nur die in diesem Blatte wiedergegebenen Büsten Kaiser Wilhelms II., des verewigten Fürsten Otto zu Stolberg-Wernigerode, des verstorbenen königlichen Konzertmeisters de Abna mit seinen geschmackvollen, eleganten und feinsinnigen Schöpfungen edler Frauenköpfe und zarter Kinderporträts. Schon in der vor Jahren entstandenen Büste seiner schönen blonden Gattin fand seine Fähigkeit einen künstlerisch hohen Ausdruck, so daß dieser prächtigen Leistung auf mehreren Ausstellungen aufmunternde Anerkennung von Seiten der Kritik wie des Publikums gezollt wurde.

Ein Porträtwerk von Walter Schott hat immer etwas Frappantes in der Auffassung, nichts Kleinliches, im Gegenteil: ein einfach bedeutender Eindruck der dargestellten Persönlichkeit scheint beabsichtigt. Wer zum Beispiel die erwähnte Büste des Deutschen Kaisers in Gardedivisionsuniform betrachtet, wird sich wohl zugesiehen, daß ein zweites so charakteristisches und zugleich repräsentatives

plastisches Bildnis des Herrschers nicht existiert. Dieser Umstand hat dazu beigetragen, daß der Kaiser ihn gern mit Aufträgen belohnt und ihn sogar ab und zu in seinem abgelegenen Atelier in Wilmersdorf, dem zu einer Art Bildhauerkolonie gewordenen Vorort Berlins, aufsucht, um sich persönlich von dem guten Fortgang irgend eines gerade in Arbeit befindlichen Werkes zu überzeugen. Sollte dem kunstfertigen Monarchen nicht Schotts offenbare Hinneigung zum französischen Klassizismus, zum Stil des roi soleil so sympathisch sein? Diese Verwandtschaft der porträtistischen Behandlung des Meisters ist keineswegs aus der Nachahmung entstanden; sie ist vielmehr der kongeniale Ausdruck eines übereinstimmenden künstlerischen Naturells. Schott hat auch die Antike in unsern Museen fleißig studiert und zum Beispiel jener vielbesprochenen Aufgabe der „Tanzenden Mänade“ seine feck gestaltende Kraft geliehen, zunächst erfolglos; sie hat ihn aber noch nachher gejeßelt. Gleichzeitig wies ihn sein Eifer nach Italien, wo das Studium namentlich der gewissenhaften Meister des Quattrocentos seine nie trivial wirkende Realistik verfeinerte und vertiefte. Aber den lebhaftesten, wohl für lange noch vorhaltenden Eindruck brachte er, nach eigenem Geständnis, aus Paris mit, wo ihm die Plastik der dort maßgebenden Meister auch nach der dekorativen Seite hin mächtige Anregungen bot.



Kandelaber, Sandsteingruppe im Neuen Palais zu Potsdam.



Wilhelm bei Bielefeld bei Engländer in Berlin.



Wissenschaftliche Illustration des Kaiser Wilhelm I.



Die Malpighi.



Wilhelm von Zurlauben in Wien.



Augustin in Wien.



Die Schenck, geb. in Wien, Mutter des Kaiser.



Wilhelm von Zurlauben in Wien.

Gerade für das Decorative hatte er bereits früher verschiedene Proben seiner Begabung gegeben, zum Beispiel mit den Kandelabergruppen am Neuen Palais in Potsdam. Nach seinen entzückenden Modellen wurden diese Gruppen um die Stämme hoher eisenbeschmiedeter Kandelaber, die an der Vorderbrüstung der ausgedehnten Schloßfreitreppe sich erheben, als kunstreiche Umhüllung in geädertem Sandstein ausgeführt. Zum Verständnis dieser Bildwerke erwäge man, daß hier die Doppelfiguren von Mars und Venus, Pan und Bacchantin, Satyr und Nymphe, Fama und Jüngling und so weiter, die bald den Stamm neckisch umtanzen, bald sich in toller Liebesschlaume verbergen und haschen, bald bei ernstem Zusammensein an dem ragenden Stamme eine sichere Stütze finden — daß diese Gruppen in Idee und Stimmung sich der idealen fridericianischen Palaßschöpfung anschließen hatten. Aber sie sind trotzdem originell und frisch empfunden, zumal die hüllenlosen Gestalten, die Nymphen und Bacchantinnen mit Grübchen in den Wangen, schwelenden Gliedern, in verwegenen Stellungen und voll strotzender Gesundheit, wie echte Kinder der Muse Walter Schotts.

Wie sehr nun auch dieses decorative Talent für das heute jedem ehrgeizigen Bildhauer so begehrte Gebiet des Monumentalen verwendbar erscheint, traten dennoch Aufgaben solcher Gattung bisher noch wenig an unsern Bildhauer heran. Wer da freilich weiß, welche Opfer an Zeit, Arbeit und Geld der freie Wettbewerb um Denkmäler in unserer Zeit erfordert, wird sich über dieses Zurücktreten Schotts nicht eben wundern, und ebensowenig darf es überraschen, daß einzelne schaffensstüchtige, ja geniale Kräfte sich noch nie-

mals unter den Siegern beizubinden haben, da doch der Erfolg mitunter mehr von der Kunstanschauung der Preisrichter als von dem absoluten Wert der Leistung abhängig ist. Wer sich indes der Konkurrenzmodelle Schotts für das Nationaldenkmal Kaiser Wilhelms I. und für ein Lessingdenkmal noch erinnert, der wird zugestehen, daß in beiden Fällen eine künstlerische Lösung der schwierigen

Aufgaben ernsthaft und glücklich versucht wurde. Der Meister hat übrigens in einer der Reiterfiguren für das Kaiserhaus zu Goslar — als Konkurrent des verstorbenen Lorenz — seine Befähigung für den monumentalen Ausdruck der Plastik schon bewiesen, wie er sie in dem vom Kaiser für die Siegesallee in Berlin bestellten Denkmal Albrechts des Bären demnächst noch erfolgreicher beweisen dürfte.

Die Idee des Monarchen, diese den Tiergarten durchschneidende Allee mit den Standbildern der brandenburgischen Fürsten und je zwei Hermenbüsten der verdientesten Männer aus allen heimischen Geschichtsepochen einzufassen, hat schon viele Federn in Bewegung gesetzt. Sie ist im Grunde genommen nur die Erweiterung einer bereits vom Großen Kurfürsten in dem sogenannten Alabasteraal des



Fürst Otto zu Stolberg-Bernigerode.

alten Berliner Schlosses eintritt verwirklichter Idee, die der Schreiber dieser Zeilen in einer früheren Abhandlung: „Eine Ruhmeshalle des Großen Kurfürsten“, zum erstenmal erläutert hatte. Am besten sind natürlich diejenigen Künstler daran, die an jener Feststraße die durch große Thaten vollständig gewordenen Fürsten zu verbildlichen haben, zumal die aus alter Vergangenheit, deren Gestalt und Züge nicht historisch genau feststehen, sondern der Phantasie mehr oder minder freien Spielraum lassen.

Schott ist glücklicherweise vor eine sehr dankbare Aufgabe gestellt worden. Er führt, wie oben schon gesagt, Albrecht den Bären als ersten Markgrafen von Brandenburg, als den gerüsteten Verfechter des Christentums, in überlebensgroßer Figur vor.

Die Anordnung jeder Gruppe der Siegesallee soll so getroffen werden, daß ein von einer hohen Hecke hinten

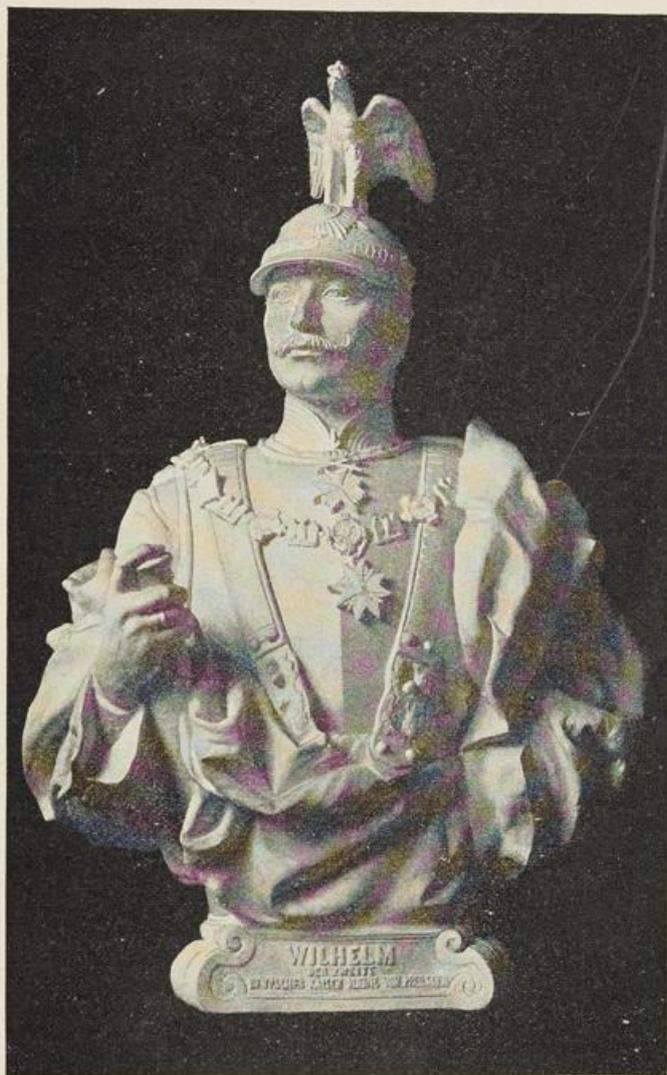
halbrund geschlossener Platz in seiner Mitte das Standbild auf schlichtem Postament mit Inschrift erhält. Eine halbrunde Marmorbank schmiegt sich der grünen Laubconifise an; sie wird durch das erwählte Herrenpaar in drei Teile gegliedert. Die Bank mit ihren ornamentierten abschließenden Wangen, die Postamente der Statue und der beiden Büsten erhalten den historischen Stil des durch die Marmorgruppe vergegenwärtigten Zeitalters. Schott hat hier einen herrlichen Fürstentypus des Mittelalters geschaffen, ihm eine großartige Haltung, edle, aber etwas scharf und hart geschnittene Züge und einen sehr beredten Ausdruck der Mienen gegeben, während er in den beiden Bischofsköpfen ganz verschiedene Typen älterer

Prälaten, höchst interessante Physiognomien von überzeugender Wahrheit bot, die zugleich — wohl um den Kontrast zu dem hochgeborenen Fürsten zu verstärken — die niedere bäuerische Herkunft nicht verleugnen. Ich meine, diese so kraftvoll behandelte Gruppe, von der unsere Leser die Hauptstücke vor Augen haben, wird auch später in Marmor an Ort und Stelle ihre außerordentliche Bildwirkung nicht verleugnen. Was aber den ganzen statuarischen Cyclus der Siegesallee betrifft, so wäre es

durchaus verfehlt, hier den Maßstab des Reinkünstlerischen anzulegen. Er dürfte, wenn das übrige an die Leistung von Schott wenigstens annähernd heranreicht, sicherlich das großartigste Denkmal der höfischen Kunst unsrer Zeit werden.

Zum Schluß gestatte der freundliche Leser nur noch einen flüchtigen Hinweis auf ein paar Arbeiten Schotts,

die ohne Zusammenhang mit den oben besprochenen stehen. Seine anmutige allegorische Gruppe: „Die Linde soll nicht wissen, was die Rechte that“, dargestellt durch ein junges Weib und ein Kind, die Weintrauben penden, gehört jener früheren Thätigkeit an, als er noch ziemlich stark unter Vegas' Einfluß stand. Zwei seiner köstlichen weiblichen Altfiguren tragen Bezeichnungen, wie „Erbliht“, ein pausbädiger Herkulesknabe, der gepreist dastehend zwei Schlangen erwürgt, ein reichmontiertes Jagdhorn mit sehr geschmackvollen Details, und endlich das Modell der bekannten Denkmünze der Centenarfeier für Kaiser Wilhelm den Großen — das sind nur einige weitere Proben der Geschicklichkeit und Vielseitigkeit des Künstlers, die uns noch manche



Kaiser Wilhelm II.

herrlich gereifte Frucht und ihm selbst eine an ehrenvollen Erfolgen reiche Zukunft versprechen.

Spruch.

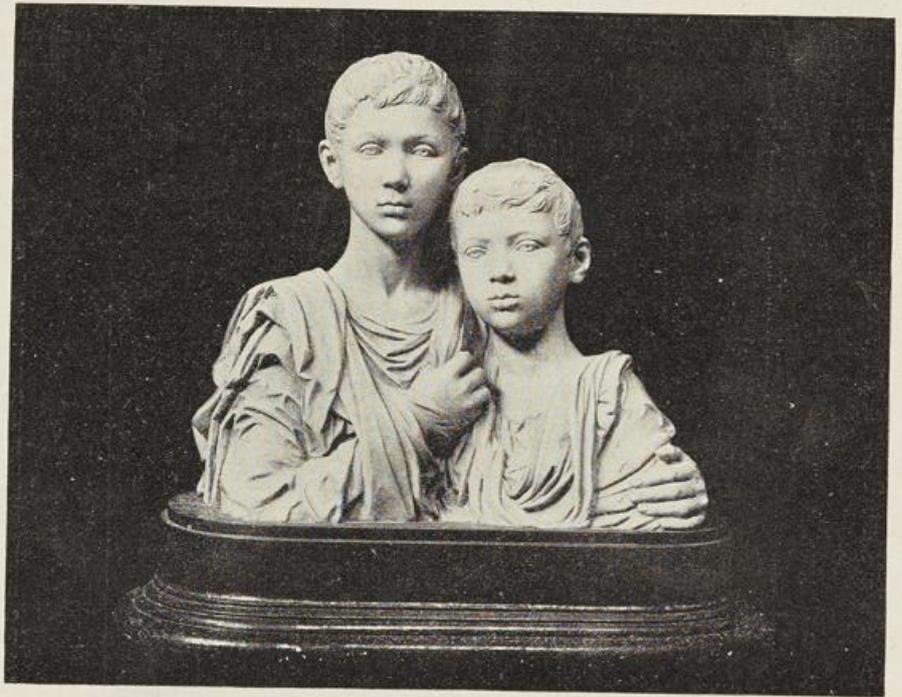
Was trägst du so dem großen Manne nach

Die kleine Blöße?

Vielleicht hat die manch Kleiner nicht, doch ach!

Auch keine Größe.

H. Ester.



Die Geschwister.

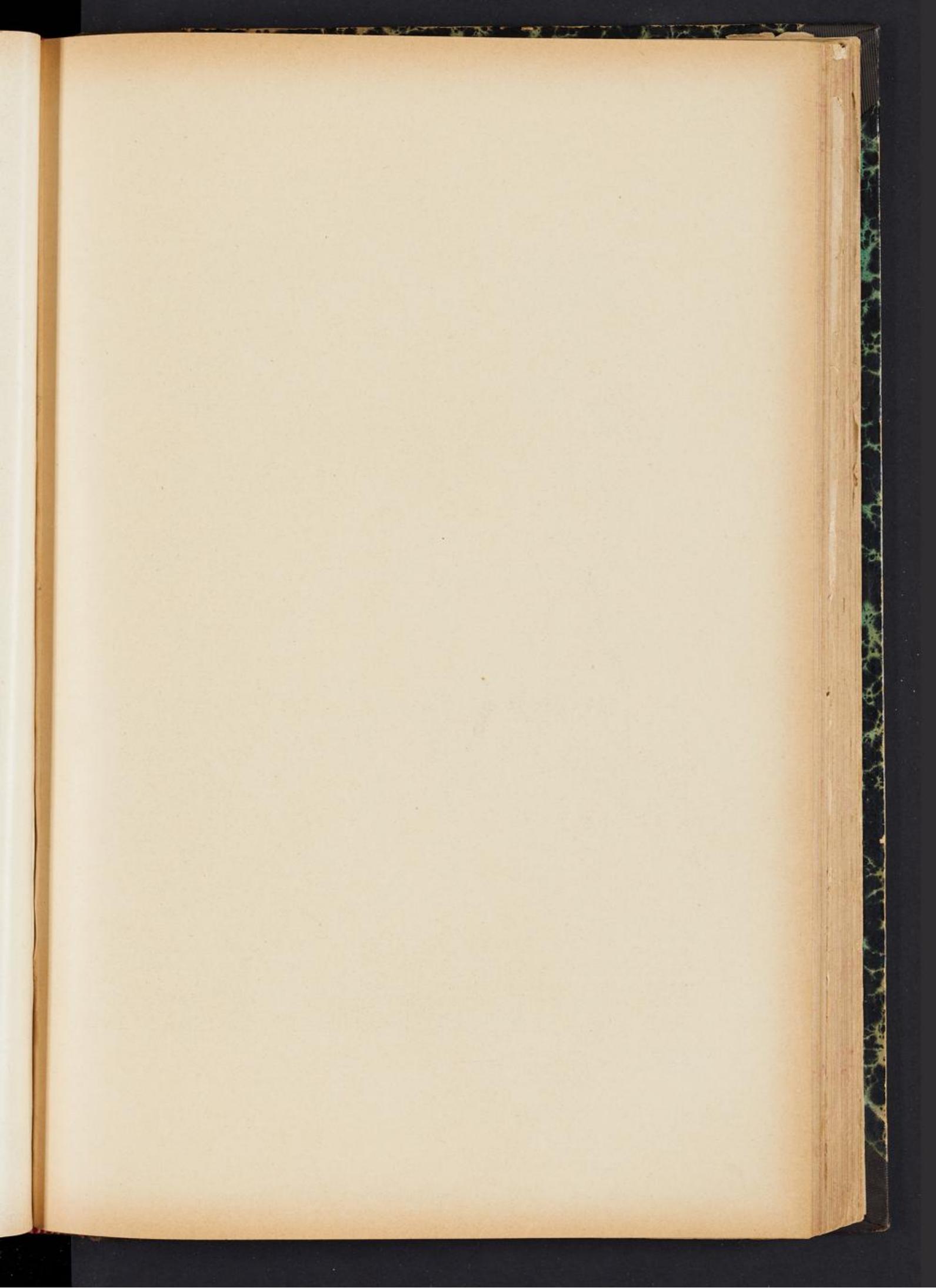


Marmorbank am Denkmal Albrecht des Bären.



Trinhorn.

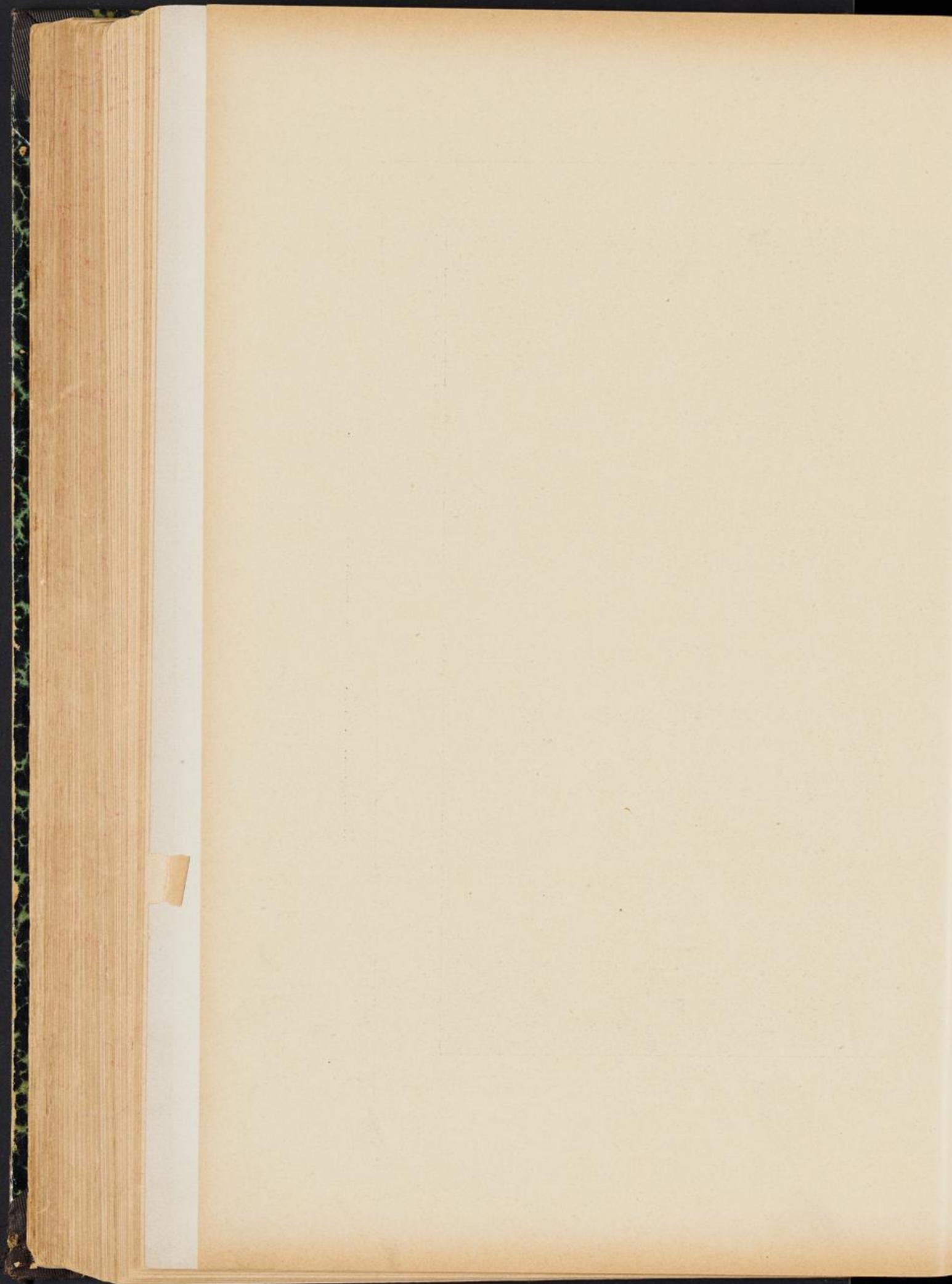
(Zum Artikel: Walter Schott und seine Werke.)





Photographie durch die Photographische Anstalt in Zürich.

Der Hund Sinner, II. Oben. Tisch von Ornamenten von Julius Stern.



Eine Künstlerfahrt nach Sals-Alien.

Humoristische Erzählung

von

Kurt Eckberg.

(Schluß.)

VIII.

Schließlich kam Isidor zurück. Schon von weitem warf er die Arme in die Luft.

„Sie will ihn nicht geben!“ rief er. „Hab' ich gesagt — Frau Goldstein, hab' ich gesagt, was sind Sie für e Chammer! Was nutzt uns der Flügel, wenn er nicht geht zu spielen! Hat sie gesagt, daß sie den Flügel nur geborgt hat fürs Konzert. Eine höfliche Visite sollen Sie machen, Willibald. Und dann will sie sitzen auf der Bühne. Sie will immer was Apartes, die Goldstein. Nu — hat sie doch 's Geld.“

Mecerino machte ein Gesicht, als hätte er eine Priße genommen und wollte niesen. Aber er niesete nicht.

„Ich hab' weiter gesagt, daß Sie den Schlüssel holen wollen mit Gewalt. Nu, is se aufgefahren! Hat sie mir doch geschnitten ein Gesicht.“ Er brachte nachahmend eine Frage zu stande, die mir unvergeßlich bleiben wird. „Hat sie gesagt, Sie möchten nur kommen! Sie würde Ihnen den Schlüssel schon zeigen. Kurz und gut, sie hat mir geschmissen 'raus.“

Die Spaz befand sich nachgerade in einem Stadium der Wut, das Thränen ausbrütet. Auf einem fremden Flügel konzertieren heißt nicht viel weniger als auf einem fremden Pferde Reiterkunststücke machen. Sie war thatsächlich bleich und rannte wie ein wildes Tier auf der Bühne herum.

„Was soll denn werden? Was soll denn werden? Sollen wir nach Hause reisen? — So spiele ich nicht! Ohne Probe spiele ich unter keiner Bedingung!“

Das gab Mecerino den letzten Sporn. Wie ein Ritter, der Mut schöpft, um einer Herzliebsten willen einen Drachen umzubringen, reckte er sich in Schultern und Hüften. Dann holte er Atem wie zu einem sechsartigen Triller.

„Jetzt werde ich mit der Goldstein reden!“

Es klang gewaltig wie eine Kriegsdrommete.

Cohn verwandelte sich in die personifizierte Angst.

„Sie wird Sie auch schmeißen 'raus wie mich!“

Es war, als sei dies der übliche Abschluß jeder Visite bei der Goldstein.

„Das wollen wir sehen!“

Mit einem mächtigen Satz, der an Fra Diavolos Kopfsprung vom Felsen erinnerte, sprang Mecerino in die leeren Stuhlfreien hinunter und brauste aus dem Saale.

Cohn mit Windeseile ihm nach.

„Reden Sie erst mit der Glasphyra, jag' ich! Die Goldstein wird Ihnen gleich grob, wenn Sie nicht höflich sind. Und den Schlüssel kriegen Sie gar nicht.“

„Ich erdroffele sie, wenn's sein muß!“ rief Mecerino fürchterlich und reckte beide Fäuste zum Thürpfeiler empor, unter dem er bereits stand. „Mit meinen Fäusten erdroffele ich sie!“

Eine trostige Wendung — fort war er. Auf offener Bühne konnte so ein Abgang nicht mit mehr Eklat geschehen.

„Er will sie erdroffeln!“ pfiß Cohn im Distant der Angst und rannte auf die Straße. „Sprechen Sie auf alle Fälle erst mit der Glasphyra!“ klang's hinter Mecerino her. —

Wie wieder habe ich Damenkleider so durch die Luft sausen sehen, wie in diesem Augenblicke Späzchens Gewand. Sie sprang von der Bühne — — jach! — könnte man's treffend bezeichnen. Dagegen war Fra Diavolo gar nichts. Vor Erregung bebend, streckte sie mir von unten ihre Hände entgegen.

„Rasch, rasch, Hagemännchen!“

„Was denn?“

„Mecerino nach!“

„Was haben Sie denn?“

„Die schwarze Venus!“

Das war nun einmal der tote Punkt ihrer Vernunft. War sie bei Glasphyra angelangt, versagte die Schwungkraft ihres Verstandes.

Ich mußte springen, ob ich wollte oder nicht; sie zog mich an der Hand von oben nieder. Sie ließ mich auch nicht etwa los. Wie einen Schleppkahn zog sie mich durch das Meer der Stühle. Ich fühlte, wie's ihr in den Fingern prickelte, wie sie nicht erwarten konnte, sich mit mir in Galopp zu setzen, um den Geliebten vor der vermeintlichen Sirene zu retten.

Die Leute sahen uns nach, als wir, zwei Ponties gleich, über die Straße setzten. Späzchen bemerkte

nichts. Sie blickte nicht rechts, nicht links. Den Kopf vorgebeugt, sprengte sie mit eines Schrittes Vorgesprung mit mir dahin.

Wir erreichten ihr Sorgenkind in der offenen Hausthür.

„Na ja, da steht sie schon vor ihm,“ flüsterte sie ingrimmig. „Und was sie für verliebte Augen macht!“

Die „verliebten Augen“ waren groß und schwermütig und zeigten Thränen Spuren. Die Lider waren rot umsäumt. Und — täuschte ich mich? — schimmerte nicht auch die eine Seite des ernstesten Gesichtes purpurn?

Mecerino hatte den Hut gezogen und haspelte soeben eine höfliche Begrüßungsformel, nicht ahnend, daß der Tugendengel ihm schon wieder auf den Fersen war.

Jetzt tauchte er dicht neben ihm auf und fiel ihm auch sogleich ins Wort.

„Bitte — den Schlüssel — zum Flügel.“

Sie war ganz außer Atem.

Glasphyra zögerte einen Moment.

„Den hat meine Tante in Verwahrung.“

„Bitte schön, melden Sie doch dann Herrn Mecerino —“

„Donnerwetter, Spätzchen, was wollen Sie denn hier? Ich kann allein reden und vielleicht besser als Sie.“

„Seien Sie ganz still. Das schadet Ihrer Stimme. Also bitte, Fräulein, melden Sie Herrn Mecerino bei Frau Goldstein.“

Glasphyra machte eine einladende Bewegung und öffnete rechts von sich eine Thür, so daß wir den Einblick in ein Zimmer mit einer gepreßten gelben Plüschmöbelgarnitur hatten. In einem der Fauteuils lag die Goldstein in ihrer blauen Sammettaille. Sie lag da, als wollte sie nach allen Seiten zerfließen. Sie sah noch röter aus als vorhin im Hotel, und ihre Gesichtsmuskeln arbeiteten erregt. Es war mir klar, daß sie Glasphyra eine Scene gemacht hatte.

Ich bemerkte noch, daß Mecerino nur flüchtig an die Krempe seines Hutes faßte und dann denselben auf dem Kopfe behielt. Es war sehr absichtlich. Die Goldstein dagegen prangte ohne Zettkrone, und ihr falscher, schwarzer, toupiertes Scheitel wirkte geradezu abstoßend auf ein Auge, das nicht an Perücken gewöhnt war.

Die Thür schloß sich, als Glasphyra begriff, daß wir dies Zwiegespräch nicht mitgehen wollten.

„Wollen Sie nicht so lange hier eintreten?“ fragte sie.

„Ihr Zimmer?“ fragte die Spatz.

„Ich schlafe hier.“

Wir traten in ein Brunnngemach, dem nichts als der Teppich fehlte, um einer Fürstin als Boudoir dienen zu können. Nur wertvolle Möbel, mittelalterliche italienische Intarsia oder Holzschneiderei. Ein Ueberfluß an wertvollen venetianischen Spiegeln. Damastportieren, die in dem Palast eines Dogen geprunkt haben mochten. Das Himmelbett Renaissance, der Schreibtisch reinsten Empirestil. Die Schreib-

garnitur aus Malachit. Der Fußboden kahl. Dagegen an den Wänden echte alte persische und marokkanische Teppiche, umrahmt von allerhand kostbaren Dekorationsgeräten. Dennoch hatte das Gemach etwas Kaltes, Unwohnliches. In der Ecke war ein einfaches Kleiderregal und eine sehr primitiv verhüllte, einfache Waschtölette. Auch bemerkte ich ein mit grauem Kattun verhangenes Möbel, das aussah wie eine zusammengeklappte eiserne Bettstatt. Am Fenster stand ein großer, schmuckloser Vogelbauer, darin ein Arra seine Turnübungen machte. Der Vogel gab dabei merkwürdige Töne von sich, die an halbersticktes Schluchzen erinnerten und hin und wieder durch einen lautereren Aufschrei unterbrochen wurden. Auch gurgelte er dazwischen keifend unverständliche Worte, aus denen ich allmählich herausverstand: Ist der Levison nicht ein reicher Mann? — Wirst du? wirst du? — (ein Aufschrei.) Gleich sag ja — Du bist e Chammer! (wieder ein Aufschrei.) Kröte!

Die Spatz, die mit offenen Augen und Mund die Kostbarkeiten im Zimmer bestaunte und besüßte, drehte sich plötzlich nervös herum.

„Das ist ja ein unausstehlicher Papagei!“ stieß sie aus. „Dem würd' ich den Hals umdrehen! Man könnte meinen, hinter einem würd' einer gemißhandelt!“

„Kröte!“ schrie der Papagei wieder.

Sie hatte die letzten Worte lachend, wie im Scherz gesprochen, denn Glasphyra, die inzwischen das Haus so fest verriegelt hatte, als ob ganz Kempen nur von Dieben und Räubern bevölkert wäre, kam herein.

„Ich fürchte, meine Tante wird den Flügel vor dem Konzert nicht aufschließen lassen. Sie ist sehr eigen in allem, was ihr gehört,“ sagte sie halb entschuldigend.

„Gerechte Güte, versteht sie denn gar nichts von Musik?“

„Meine Tante?“ In der gedehnten Wiederholung lag eine Verneinung voll Schmerz, Hohn und Geringschätzung.

„Wozu hat sie denn aber den Flügel?“

„Zum Staat,“ versetzte Glasphyra einfach. Sie selber schien es ganz selbstverständlich zu finden, daß man Klaviere wie die Pfauen und Affenpinscher zum Staat hält.

„Nur zum Staat?“ echote die Spatz, halb betäubt von dieser vandalischen Auffassung.

„Vielleicht kann sie ihn auch mal mit Vorteil verkaufen.“

„Weeß Kneppchen! Lassen Sie nur die Motten rein kommen, dann ist der Flügel so ziemlich futsch. — Hat er denn einen schönen Ton?“

„Ich weiß es nicht.“

„Was?!“

„Ich darf nicht darauf spielen.“

„Nu brat mir einer 'n Storch! Warum denn nicht?“

„Ich könnte ihn verderben.“

„Spielen Sie gut?“

„Ich habe nur drei Jahre Unterricht gehabt.“

„Bei wem denn?“

Glasphyra zögerte einen Moment.

„Bei Herrn Stenszewicz,“ sagte sie dann hastig.

Sofort fiel mir das Gespräch der Alten auf dem Hofe ein.

„Kann' ich nicht. Hier in Kempen?“

„In Warschau.“

„Ah — so . . .“ machte die Spaz gedehnt, und die Schuppen sanken ihr förmlich sichtbar von den Augen. Ihr Ton, ihr Blick, ihre Miene sagten deutlich, daß sie mit einem Male Bescheid wußte — zum mindesten Bescheid ahnte.

Glasphyra that gleichgültig. Aber die Spaz ließ nicht locker.

„Das ist wohl ein berühmter Künstler?“

„Ja.“

„Und ein interessanter Mensch?“

Sie zuckte mit keiner Wimper. „Ich kenne ihn nicht näher.“

Der Papagei überschlug sich im Käfig. „Wirst du den Levison nehmen!“ schrie er zornig.

„Das ist wohl ein kluges Tier?“ fragte die Spaz in einem Ton, der deutlich verriet, daß sie den Vogel gräßlich fand.

Glasphyra öffnete den Käfig des Papageis.

„Komm, Batuschka. Neb nicht so viel.“

Nach einem leichten Schlag auf den Schnabel hielt sie ihm die Hand hin. Er kletterte eifertig auf ihrem Arm empor bis auf ihre Schulter, wo er ihre krausen Nackenhärchen durch den Schnabel zog und mit ihrem rosigen Ohrfläppchen spielte. Sie sah auf ihn nieder und liebte ihn durch leichte Bewegungen ihres schönen Hauptes.

„Wo haben Sie ihn her?“ fragte die Spaz, die gleich mir empfand, daß ein so geliebter Gegenstand unbedingt aus einer geliebten Hand stammen mußte.

„Aus Warschau.“

Das war zu dürftig für die Spaz. Sie ahnte den Geber wohl, aber sie wollte ganze Gewißheit haben.

„Vom Händler?“

„Nein. Von einem Bekannten.“

„Namens . . .“

Glasphyra zögerte unentschieden.

„Es ist ein Audenten meines Klavierlehrers,“ sagte sie halbblau.

„Moja kochanka,“ gurgelte der Vogel plötzlich mit einer weichen, zu Herzen gehenden Männerstimme.

Glasphyra lächelte und neigte zärtlich gegen ihn das Haupt. Er schmiegte sich behaglich an ihren dunkel getönten Hals und gab sich träumerisch wohligen-warmen Empfindungen hin. Er sah aus, als hinge er lieben, süßen Erinnerungen nach.

„Süße Glasphyra,“ gurgelte er plötzlich wie vorhin, „küsse mich noch ein einziges Mal.“

Wie sie zusammenfuhr! Wie ihr feurige Blut ins Antlitz schoß! Wie ihre beiden Hände zu gleicher Zeit in unbewusster Hast nach dem Vogel griffen und ihn schon umhüllten, um den Verräter ihrer Geheimnisse zu verbergen und weitere Judiskretionen zu verhüten.

Zum Ueberflus sagte die Spaz: „Ist denn der Herr Stenszewicz verheiratet?“

„Ja,“ schoß es ihr von den Lippen.

„Schade,“ meinte die Spaz bedauernd. Dann zwinkerte sie mir zu. „Das kennt man,“ sprach ihr Blick; „in solchen Fällen sagt man nicht das, was wahr ist, sondern das, was zu dem Kram paßt.“

Jene steckte den Vogel in den Bauer und suchte uns ihr erglühtes Gesicht zu entziehen. „Er spricht nichts wie dummes Zeug,“ murmelte sie kaum verständlich. „Nichts wie dummes Zeug spricht er.“

Da wurde aus Fenster geklopft.

Glasphyra erschrak sichtlich, war indessen sofort beruhigt, als sie Cohns breite Gesichtszüge hinter den Scheiben sah. Nüchtern ging sie, ihn einzulassen.

Kaum gewährte Batuschka den Eintretenden, als er sogleich mit zischender, galliger Stimme ausstieß:

„Ein Schuft ist der Levison. Ich will's ihm eintränken.“

Isidor lachte: „Dem hat die Goldstein schon oft den Hals umdrehen wollen.“

„Und warum thut sie's nicht?“ fragte die Spaz.

„Weil ich ihr hab' gesagt, ich würd' ihr schaffen 'nen Käufer mit hundert Thaler für den Papagei. Sie muß doch den Papagei haben, wenn der Käufer kommt.“ Er grinste.

„Sie hat ihn ja —“

„Er ist mein,“ sagte Glasphyra schroff und trug den unheimlichen Vogel hinaus.

„Stellen Sie ihn ja zu den andern Sachen,“ zischelte Cohn ihr nach; „sonst bleibt er womöglich hier.“

Dann ging er betrachtend und musternd im Zimmer herum. „Es ist ja fast alles neu,“ wendete er sich an die wiederkehrende Glasphyra.

„Alles bis auf die Gardinen.“

„Und einige Bronzen.“

„Joel hat kürzlich ein sehr gutes Geschäft nach Rußland gemacht. Auch nach Goluchow ins Posen'sche sind eine Menge Sachen gegangen. Fürstin Gzar-toriska hat auch gekauft. Das hier haben wir erst seit vierzehn Tagen.“

„Für den großen Teppich wüß' ich 'nen Käufer. Was soll er kosten?“

Sie schlug ein Rechnungsbuch auf, das sie aus dem Schubkasten ihres Waschtisches herausnahm, blätterte, suchte mit dem Finger unter den verzeichneten Gegenständen und nannte einen Preis.

Cohn wiegte den Kopf. Jetzt konnte es die Spaz vor Frageucht nicht mehr aushalten.

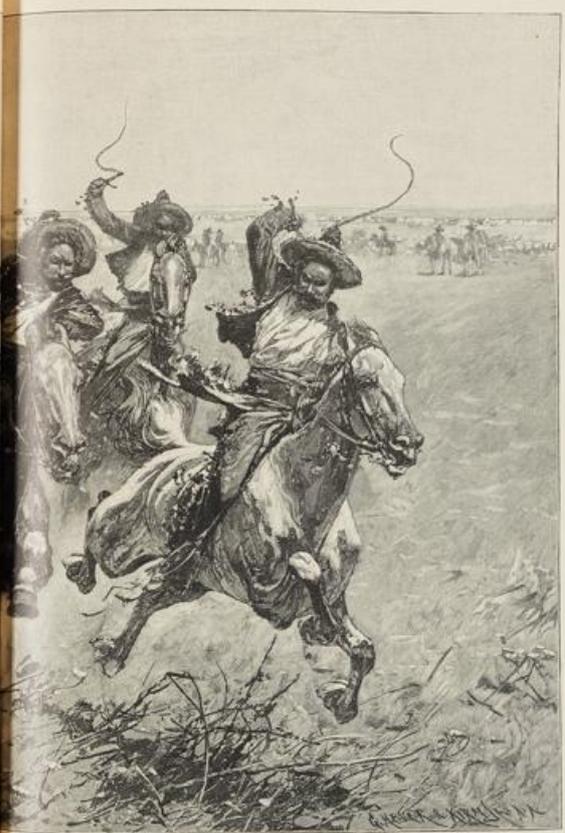
„Ei du meine Güte, ist denn das alles verkäuflich — gehört denn das nicht alles Ihnen?“

„Mir?!“

Glasphyras Antlitz nahm den Ausdruck an, den Kinder des Volkes haben, wenn Not und Glend sie quält; ihre Stimme klang wie die einer andern Person, heißer und farblos: „Mir gehört nichts, gar nichts. Mir gehört nichts wie einige Kleider, — sie sah an dem einfachen weißen Kessel herab, den sie trug — „die man mir geschenkt, und der Vogel, den ich hinausgetragen habe.“



UNGEWITTER
Dusseldorf



Wettrennen mexicanischer Cowboys. — Zeichnung von Hugo Ungewitter.

Wir starrten sie an, als hätte sich ihr Gewand plötzlich in Lumpen verwandelt. Vielleicht war es dieser unser geradegu entsehter Blick, der sie erröten ließ.

Jetzt fiel Cohn ein: „Aber steht Ihnen nicht alles offen?“ Können Sie nicht werden reich, sehr reich, wenn Sie nehmen den Levison?“ Er lachte hämisch. „Ja, die Frau Goldstein sorgt gut für ihre Nichte! Was brauchts zu sein ein guter Mann und ein schöner Mann, wenn's nur ist ein reicher Mann! Sammet und Seide und 'ne Equipage, und im Sommer erster Klasse nach Heringsdorf oder Harzburg. Und immer der Levison dabei mit seinem guten Herzen voller Liebe und Zärtlichkeit!“

Wie wieder habe ich die Worte Liebe und Zärtlichkeit mit einem so widerwärtigen Ausdruck in Gesicht und Stimme aussprechen hören, wie Cohn sie in diesem Moment von sich gab.

Glasphyra schauderte. Hier hatte jedes Wort für sie einen Stachel. Jedes Wort schlug Funken aus ihrer Seele. Ihre Züge stählten sich. Ein wilder Troß sprühte aus ihren Augen. Sie hob das Haupt.

„Nie!“ stieß sie durch die Zähne hervor.

„Pst, pst!“ machte Cohn. „Lassen Sie's nicht hören die Frau Goldstein! Immer sanft! Immer nachgiebig! Der Levison ist reich; der Levison macht Geschäfte mit zehn Prozent Zuschlag; der Levison wird bauen ein Hotel mit Berliner Komfort. Der Levison ist ein guter Geschäftsmann. Wenn er erst hat eine bildschöne Frau, werden die guten Kunden zuströmen von nah und fern zum Berliner Komfort. Und wenn der Stenscenewitz wird auf seinen Kunstreisen Kempen passieren, wird er natürlich auch wohnen wollen mit Berliner Komfort, und der Levison wird ihm geben — nu, was wird er ihm geben? — ein Klammerchen unter dem Dache zu einer Mark fünfzig.“

Verächtlich warf er die letzten Worte über die Achsel.

Ich sah, wie Glasphyra bebte, wie die niedergeschlagenen Empörung ihr feuchte Tropfen aus den Schläfen preßte. Ich erwartete, sie in Thränen ausbrechen zu sehen, aber umsonst.

„Lassen Sie's gut sein, Herr Cohn, man kann die Zukunft nicht ergründen.“

Alles, was sie sprach, klang gemessen und klug. Jetzt wurden über den Flur herüber Stimmen laut.

„Wenn Sie hätten höflich gebeten, hätt' ich Ihnen vielleicht gegeben den Schlüssel,“ rief Frau Goldstein mit einer Stimme wie eine Querpfeife.

Durch Mezerinos lakonische Antwort bebte Haß und Wut. „Was kauf' ich mir für, vielleicht!“

„Wollen Sie nochmal bitten, wie es sich gehört? Hier ist der Schlüssel . . .“

„Ein Recht erbitten? Wenn Sie den Flügel geborgt haben und ich konzertiere, kommt mir der Schlüssel einfach zu!“ Die Antwort dröhnte, als ob er sie einem Tauben verständlich machen wollte.

„Das geht schief,“ murmelte Cohn ängstlich, schlich an die Thür und öffnete sie ein wenig. Die

gegenüberliegende Thür war nur angelehnt. Sehen konnten wir nichts, aber hören alles.

„Zu? — zu?“ freischte die Goldstein. Und dann im Kontrabaß gerechter Entrüstung: „Sie werden sehen, was Ihnen zukommt. Ich hab' den Schlüssel in der Hand; — aber Sie werden sich gefälligst gedulden bis heute abend.“

„Dann reisen wir ab!“ donnerte er außer sich. Eine kalte Hand unklammerte plötzlich die meine. „Nur das nicht!“ stammelte Glasphyra mit blaffen Lippen. „Ich — ich —“ Sie hatte ihr Gleichgewicht vollständig verloren.

„Reisen Sie, reisen Sie!“ rief die Goldstein. „Ich werde Sie nicht halten.“

„Ich würde mich von Ihnen auch nicht halten lassen!“ ging Mezerino zum persönlichen Angriff über.

„Wenn Sie nicht geben's Konzert, brauch' ich nicht zu geben den Flügel!“

„Na, dann kochen Sie ihn sich sauer!“

„Wenn Sie nicht geben's Konzert, — gut, — so sind Sie mal zum Vergnügen auf Ihre Kosten gewesen in Kempen.“

Ihr schneidender Hohn, gegen den seine kurzen Wutausbrüche ohnmächtig abprallten, mußten Mezerino, wie ich ihn kannte, rasend machen.

„Er wird sie noch erdroffeln, wie er geschworen,“ stöhnte Cohn, und seine Prophezeiung schien sich zu erfüllen, denn jetzt ertönte drüben ein anhaltender Schrei, gleich dem Piff einer Lokomotive.

Wir stürzten auf den Korridor und karambolierten mit Mezerino, der wie ein wilder Eber unsere Reihe durchbrach und in geschlossener Faust den gewaltsam errungenen Schlüssel hielt. Die Goldstein lag, wie eine Entseelte, mit gelösten Gliedern im Sessel.

Wir alle standen einige Augenblicke wie gebannt. Das Rassel des von Mezerino heftig gerüttelten Thürschlosses, ehe er entrann, machte den Eindruck, als ob ein Verbrecher seine Gefängniszelle sprengte. Vor uns das blaurote Gesicht der Goldstein . . . Es war wirklich zum Erstarren.

Glasphyra war diejenige, die sich zuerst regte. Man las ihr das Widerstreben, mit dem sie sich zu der Hingestreckten begab, aus den Bewegungen.

„Am Ende hat sie wirklich der Schlag gerührt,“ tuschelte die Spag und zog mich fluchtbereit in den Korridor zurück. Isidor hatten die Kniee vor Schrecken den Dienst versagt. Er war auf den Rohrstuhl neben der Thür niedergebroschen.

Glasphyra beugte sich langsam über die Ohnmächtige. Ihr Gesichtsausdruck war eisig, als sie murmelte: „Tante . . .“ Dabei faßte sie die schlaff über die Lehne herniederhängende Rechte der Frau und versuchte sie zu reiben.

Mit einem Male schnellte die Totgeglaubte empor. „Er ist doch weg?“ fragte sie flüsternd.

Mit einem Seufzer der Erleichterung stieß Isidor aus: „Ja er ist weg!“

„Glasphyra“ — die Goldstein wischte sich mit ihrem Taschentuch übers erhigte Gesicht — „gib mir's Niechalsz. Es ging mir auf die Nerven.“

Glasphyra glitt schweigend davon und brachte ihr automatenhaft das Gewünschte. Jetzt griff Cohn in die Handlung ein. Auf den großen Behen schlich er zu der Angegriffenen und sagte teilnehmend:

„Ist Ihnen noch immer schlecht, Frau Goldstein?“

Sie sah ihn mit Augen an, als ob sie ihn durchbohren wollte.

„Schlecht? Wie heißt schlecht?“ ver setzte sie mit ungebrochener, kräftiger Stimme. „Ist mir gar nicht schlecht gewesen. Pf — pf — wenn ich nicht gefallen wär' in Ohnmacht, hätt' er mich erwürgt bei lebendigem Leibe. Wenn ich ihm nicht gelassen hätte den Kommodenschlüssel in meiner Hand, hätt' er mir gerissen den Schlüssel zum Flügel aus der Tasche. Das ist ja ein fürchterlicher Mensch, der Mecerino! Hätt' ich das vorher gewußt, dann hätt' ich ihn nicht eingeladen unter meine Gäste.“

Spätschen bekam beinahe einen Lachkrampf und stopfte sich als Dämpfungsmittel ihr Taschentuch in den Mund. Aber es entwichen ihr dennoch unbeschreibliche Töne.

„Wer ist denn da noch?“ fragte die Goldstein argwöhnisch und erhob sich, um selber nachzusehen. „Ach so, die Damen.“

Wir grüßten, so gefaßt als es uns möglich war. Sie musterte uns wieder von oben bis unten. „Ist das ein Grobian!“ schleuderte sie uns dann mit solcher Entrüstung ins Gesicht, als ob wir für Mecerino verantwortlich wären.

„Dafür ist er Künstler,“ sprang Cohn gewandt ein, „und sehr verwöhnt, hab' ich Ihnen gesagt, Frau Goldstein. So 'ner Größe überläßt man den Piano Schlüssel. Und wenn er dreißig Mark am Flügel abspielt oder absingt, ist es immer noch 'ne Ehre für unsereins.“

„Wie heißt? Er soll grob sein dürfen und ich coulant? Das ist 'ne umgekehrte Weltordnung. Hat er mir nicht einmal zugestanden den Ehrenplatz auf der Bühne. Aber ich will 'n haben, Isidor, sonst — bei Gott — geb' ich den Schlüssel nicht 'raus; auch heut abend nicht zum Konzert. Mögen Sie musizieren ohne Flügel, meine Damen. So 'n grober Kerl, wie der —“

In Spätschens Gesicht fluteten die Blutwellen auf und nieder. Sie selbst gönnte sich das Vorrecht, Mecerino zu schmähen, aber andre durften sich das nicht erlauben.

„Merkwürdig,“ sagte sie mit mühsam erzwungener Haltung. „Der Mecerino kann sich doch nicht so arg vergangen haben? Das sieht ihm doch gar nicht ähnlich.“

„Soll das etwa heißen, daß ich lüge?“ rief die Goldstein zornig.

„Na bitte, was hat er denn gesagt?“

„Erstens ist er gekommen — den Hut hat er auf 'm Kopf behalten — Ich komme wegen des Schlüssels, hat er gesagt. Ist das eine Art? Wenn ich auch bin eine einfache Frau“ — die Sammettafle sträubte jedes einzelne Härchen —, „so weiß ich doch sehr wohl, was Höflichkeit ist. Bitte sehr, hab' ich gesagt, — den Kommodenschlüssel hatt' ich

gerade in der Hand, und da wir vom Schlüssel sprachen, hielt ich 'n ihm entgegen — ein Schlüssel ist doch wohl eine freundliche Bitte wert. Glauben Sie, daß er gebeten hat? Gott bewahre. Den Hut hat er aus der Stirn geschoben, daß mir wurde, als stünde ich vor einem Betrunknen. Ich wollte ihm meinen Wunsch, daß ich auf der Bühne will sitzen, gar nicht erst sagen, aber ich hab's doch gethan — na, ich bereu's.“

Dumpfes Schweigen.

„Aber du meine Güte —“

„Er hat mir gesagt,“ ihre Lippen begannen zu zittern, „auf die Bühne gehörten bloß die Künstler. — Hab' ich nicht geborgt den Flügel gratis? — Hat er gesagt, die Zuhörer gehören ins Parkett. Auf der Bühne würd' ich die Akustik mit der Lupe suchen. Braucht er sich darum zu kümmern? Hab' ich nicht die Glasphyra? Was werd' ich mir suchen gehen die Akustik, wo ich die Glasphyra hab'?! In seine Sachen mag er seine Nase stecken... Jawohl, ich hab's ihm gesagt. Immer größer ist er geworden, Sie müssen's doch durch die Thüren gehört haben! Und zuletzt hat er mich gefaßt — hier am Handgelenk hat er mich gefaßt und hat's mir zusammengeschnürt, und die Augen hat er gerollt — ich hab' nie in meinem Leben so was gesehen. Und da ist's mir durch den Kopf gefahren: Salbe, fall in Ohnmacht, sonst bringt er dich um. Gott du Gerechter, ist das 'n fürchterlicher Mensch, der Mecerino!“

Cohn, der mit Glasphyra während dieses Seelenergusses ein flüsterndes Zwiegespräch geführt, warf sich jetzt ins Mittel, ehe Spätschen zu Worte kam.

„Es ist eben 'n Künstler, Frau Goldstein. Und was den Platz auf der Bühne betrifft, — mir, — ich werd's machen.“

„Und die Glasphyra soll bei mir sitzen —“

„Soll se, soll se.“

„Und mir geben Sie 'n Schlüssel.“

„Nicht, eh' ich den Platz hab.“

„Vod!“ murmelte die Späts, aber es lag so viel Gift und Galle in diesem einen Wort, daß es Säke voll Schmähungen aufwog.

Das Gespräch, das Isidor vorher flüsternd mit Glasphyra geführt, hatte ich nur schwer verfolgen können.

„Wo liegen die Sachen?“

„Im Keller.“

„Alle?“

„Es sind wenig genug.“

„Wird er sie finden?“

„Rosalie wird sie ihm zeigen.“

„Ist die sicher?“

„Keine Sorge; sie haßt ihre ‚Frau‘.“

„Pünktlich...“

„Ein Viertel auf acht.“

„Ich werde die alte Goldstein gut in Beischlag nehmen.“

„Wie komm' ich hinaus?“

„Stenszewicz wird da sein. Und Lichter auch.“

„Und in den Wagen, daß mich keiner sieht?“

„Ich lasse die Künstler in den Hof 'reinfahren.“

Da bleibt der Wagen halten. Jeremias holt die Sachen, und dann steigen Sie ein. Es muß alles rasch gehen, sonst —“

„Daß nur der Levijon nichts merkt!“

„Ich werd' 'n ablenken durch die Wagen. Aber nehmen's Sie 's Tuch von der Großmutter sicherheits- halber über den Stopf, so lang wie's ist. Da denkt er allenfalls, es liegt ein Paket im Wagen.“

„Und Selmar?“

„Zieht seinen Pelz über!“

„Bei der Hitze!“

„Ein bißchen mehr oder weniger! Es wird ihm so schon warm genug sein, wenn er so neben Ihnen sitzt.“

„Ich steh' doch Angst aus, Isidor.“

„Woll'n Sie lieber zum Einäugigen in den goldnen Käfig oder von der lieben Tante totgeschlagen werden? Wissen Sie noch, — die Dienstschippe, vorigen Winter?“

„Ja, es war fürchterlich!“

„Ich hab' vorgestern geschrieben nach Czestochau an den Rabbiner; ich hab' ihm versprochen hundert Rubel. In Czestochau steigt ihr aus. Er wird euch zusammenthun, ich kenn' ihn gut.“

Wie zufällig sah ich nach ihnen hin. Ihr Blick lag in dem feinen, prüfend, ergründend — und sank verschämt zu Boden.

Er hatte die Schwurfinger verstoßen zusammen- gelegt. Da wußte sie, er sprach die Wahrheit.

Als wir das Haus verließen, hörten wir noch den rauhen Befehl, den die Goldstein an Glasphyra gab.

„Räume die Illumination weg. Für einen solchen Menschen wie den Mezerino wirft man kein Geld auf die Straße. Und daß du heut' abend im Konzert dich nicht unterstehst, auch nur einen Schritt weit von mir fortzugehen! Und nun scher dich 'rüber und —“

Wir konnten nichts mehr verstehen.

IX.

Mezerino hatte unterdessen schon entdeckt, daß er den Kommodenschlüssel statt des Klavierschlüssels erbeutet hatte.

Als wir in die Konzerthalle eintraten, stand er oben auf der Bühne, mit zornrotem Gesicht und gesträubtem Haar, durch welches er sich immer wieder mit der Hand fuhr, um sich dann konvulsivisch nach der Gurgel zu fassen. Er mochte gar nicht wissen, wie schrecklich komisch er auf andre wirkte.

„Ist das ein Weib! — Ist das ein Weib!“ rief er einmal über das andre. „Wenn ich sie hier hätte, in den Souffleurkasten sollte sie hinein, so dick, wie sie ist.“

„Sie gebärden sich ja wie nicht recht gescheit!“ rief die Spaz.

Sogleich flog der Kommodenschlüssel ihr vor die Füße. „Da haben Sie ihn! Schließen Sie sich den alten Kasten allein auf!“

Späzchen wand sich vor Lachen.

„Zehrethalben habe ich mich beinahe an der Alten vergriffen!“ donnerte er.

„Reinethalben?“

„Wer wollte denn durchaus proben? Ich doch

nicht! Mir ist es wahrhaftig ganz egal, wie das Konzert hier ausfällt.“

„Nein, das ist gar nicht egal,“ gab die Spaz bißig zurück. „Kunst bleibt Kunst, und man muß sich schämen, wenn man sich bezahlen läßt und thut nicht sein möglichstes.“

„Jawohl, jawohl. Nun thun Sie doch Ihr möglichstes. Machen Sie 'n doch auf, den alten Kasten, mit diesem Schlüssel, mit diesem vermaledeiten Schlüssel, dessenthalben ich sie beinahe umgebracht habe.“

„So gefährlich war's nun auch nicht gerade!“

„Nicht? In Ohnmacht ist sie gefallen. Wenn sie mich auf Kurkosten verklagt, halte ich mich an Sie!“

„Wozu ist denn Volle da?“ sagte die Spaz trocken.

„Und wenn ich 's Gallenfieber kriege, halte ich mich erst recht an Sie!“

„Gi, immerzu!“

„Mir ist vor Aerger schon ganz schlecht!“

„Kann ich dafür? Ich habe das Konzert doch nicht arrangiert! Wenn Sie so gewandte Leute nehmen wie diesen herrlichen Cohn, der einen verschlossenen Gratisflügel auf die Bühne setzt, und die Goldstein als *pièce de résistance* daneben . . .“

Mezerino glaubte nicht recht zu hören.

„Das habe ich mir doch verboten!“

Späzchen machte ihm eine lange Nase.

„Ist mir übrigens doch egal. Ich singe heute abend keinen Ton.“

Jetzt machte die Spaz ein Gesicht — unbeschreiblich.

„Gi gar!“

„Keinen Ton, keinen Ton!“ Er sprang von der Bühne.

„Sie scherzen,“ sagte ich schüchtern.

„Ich scherze nie!“ blies er mich an, daß ich beinahe aus dem Saale flog.

Jetzt erschien Cohn, der in Glasphyras An- gelegenheit über den Hof gegangen war. Er hatte noch gerade genug gehört, um verstört zu uns zu stürzen.

„Was hat er gesagt? Er will nicht singen, hat er gesagt? Was machen Sie für Geschichten, Willibald! Der Saal ist ausverkauft, Reklame hab' ich gemacht, als ob Sie wären Bes oder Niemann, und nun wollen Sie nicht singen? Wozu hätte die Goldstein ihren Flügel geborgt? Der Transport hat mich gekostet fünf Mark, Willibald. Und die Glasphyra! Die Glasphyra schmachtet nach Musik, so wahr ich heiße Isidor Cohn. Und nu gar die Goldstein! Was wird sie sagen, wenn Sie nicht singen! Willibald, Sie werden doch nicht so sein!“

„Keinen Ton! — Was denkt sie sich eigentlich! Sie soll sich alles erlauben, dürfen und ich soll mich treten lassen? Da seid ihr schief gefattelt! — Ich reife.“

Seine Wut schlug plötzlich in gemessene Ruhe um. „Ich habe noch vollauf Zeit.“ Er zog die Uhr. „Ich kann sogar in aller Gelassenheit meine Sachen packen und zu Fuß gehen . . .“

Er nahm den Stopf hoch und legte seinen zweiten

Menschen an: „Ich empfehle mich allerseits. Auf Wiedersehen in Breslau.“

„Sie wir einen Einwurf erheben konnten, hing Cohn schon angstvoll an seinen Rockschößen.“

„Willibald! 's Konzert!“ schrie er in einer Tonart, die es für musikalische Menschen schon gar nicht mehr giebt.

„Lassen Sie mich los!“ brach Mecerino aus.

„Sie müssen singen!“

„Schockschwerenot, nein!“

Es war ein Wunder, daß bei der heftigen Bewegung, die er zugleich machte, ihn sein Rockschöß nicht im Stich ließ und bei Cohn verblieb. Aber nein, der Rockschöß war anhänglich; statt seiner riß Cohn ab.

Kaum fühlte Mecerino sich entfesselt, so raste er davon.

„Reißt er ab? Reißt er wirklich ab?“ stammelte Isidor.

„Es scheint doch so,“ warf die Spaz etwas verschnupft über die Achsel.

„Gott der Gerechte, stehen Sie mir bei! Neben Sie ihm zu! Sie steinigen mich, die Leute, wenn er nicht singt. Sie haben alle genommen ihre Billets nur wegen dem Mecerino, weil ich gemacht habe so große Reklame. Und die Glasphyra! Meine Damen, wenn Sie wüßten! Ich will's Ihnen sagen, meine Damen: Heut' abend soll die Glasphyra sich öffentlich verloben mit dem Levison. 's ist alles abgemacht. Sie hat müssen ja sagen, sie hat nicht anders gekonnt. Wollen Sie dem festlichen Tage die schönste Weihe rauben? Ist nicht ein schöner Gesang dazu da, ein liebevolles Herz zu rühren?“

Die Spaz und ich sahen uns an.

Wie hatte der Mann vor einer halben Stunde noch zu Glasphyra gesprochen! Ich durchschaute seine Taktik. Absichtlich tischte er uns diese Lüge auf, weil er sich scheute, uns für eine Liebesintrigue zu erwärmen, die wir möglicherweise verraten konnten.

Spätzchen hatte keine Ahnung von dem Zusammenhang des sich entwickelnden Dramas. Sie hatte die Scene auf dem Hof nicht belauscht, und das Zwiegespräch Isidors mit Glasphyra war ihr ebenfalls entgangen. Sie wußte nicht recht, wie sie Cohns Ironie aufzufassen und zu erwidern hatte.

„Ich glaube gar nicht, daß er abreißt,“ versetzte sie einfach.

„Er darf nicht! Er darf nicht! Er darf unter keiner Bedingung! — Fräulein, Sie ahnen nicht, wie mir ums Herz ist! Alle wollen sie ihn hören — und auf einmal ist er weg. Und wer bekommt die Vorwürfe? Ich natürlich, ich, der ich alles aufgeboten habe, um alle und jeden zufriedenzustellen.“

„Kommen Sie jetzt nur in Ihr Hotel,“ ermunterte sie den Gebeugten. „Ich will mein möglichstes für Sie thun. Ich weiß den Mecerino so ein bißchen zu nehmen. Erst muß man ihm Angst machen, dann ein paar gute Worte und dann eine Flasche Selt . . .“

X.

Wir standen vor Mecerinos Thür. Seine hallenden Schritte gaben uns ein deutliches Bild, mit welcher düsteren Gemessenheit er all seine feinen Toilettenparfüms in seinen juchtenen Handkoffer packte.

Die Spaz klopfte erst gar nicht an.

„Er will abreißen — also ist er angezogen,“ meinte sie sehr logisch. Und drin war sie.

„Ich bin gleich fertig,“ sagte er wie ein zum Tode Verurteilter. „Ich werde zu Fuß gehen, denn einen Wagen stellt mir der Cohn natürlich nicht. — Meine Koffer bringen Sie mir wohl morgen mit.“

„Davon kann gar nicht die Rede sein,“ versetzte die Spaz hell.

„Sie sind ja so abweisend.“

„Ich soll Sie wohl gar noch kajoieren mit der Aussicht auf den Heidenstandal?“

„Standal?“ Er legte würdevoll seine Seife in ein silbernes Futteral, das Volle ihm geschenkt. Man merkte es ihm an, so ganz natürlich war seine Gemessenheit nicht.

„Denken Sie, die Presse von heutzutage läßt sich so was, wie Ihre Ausreizerei, entgehen? 'runtermachen wird man Sie, daß kein gutes Federchen an Ihnen, kein schöner Ton in Ihnen bleibt. Die Presse —“

„Auf die pfeif' ich!“

„Dann pfeifen Sie nur, pfeifen Sie nur! Wenn alle die Artikelchen kommen, wird Ihnen das Pfeifen schon vergehen. — Und ein schönes Denkmal, das Sie sich hier setzen.“

„Ist mir egal.“

Die Seife war in der Kofferecke festgestopft — er hatte nichts mehr zu packen. Mit verschränkten Armen stellte er sich vor die Spaz hin.

„Na — noch was?“

„Sawohl, noch was. Mit mir sind Sie für künftige Konzertreisen fertig! Ich begleite Ihnen beileibe nie mehr, wenn Sie abreißen. Denken Sie, ich lasse mir solch eine — eine — eine —“

Er bekam einen feuerroten Kopf. Jetzt lief der Aerger über.

„Zum Schockschwerenot, ich muß mich aber rächen! Meine Galle ist ganz geschwollen, sage ich Ihnen.“ Er griff sich an die Gurgel. „Es würgt mich ordentlich! Mir ist schlecht, sage ich Ihnen! Ich muß mich rächen, sage ich Ihnen, ich muß, oder ich werde krank!“

Spätzchen war nahe am Lachen, aber sie verkniff sich's.

„So rächen Sie sich doch — meinwegen! Nur schlagen Sie sich nicht selbst ins Gesicht. Wenn die Presse über Sie herfällt, so ist das für Sie viel schlimmer. Weeß Kneppchen, Mecerino, Sie sind doch sonst ein einsichtsvoller Mensch! Und dann sind unsre Fahrkarten auch schon bezahlt. Sie müssen sich doch vor Volle schämen, wenn —“

„Vor dem?“ fuhr er auflachend dazwischen.

„Und die Goldstein lacht sich auch ins Fäustchen, wenn Sie ihrethalben verduften. Der Sieger behauptet das Feld!“ Sie schlug mit der geballten Rechten in die flache Hand.

„Aber rächen —“

„Ja doch, ja doch! Rache ist die erste Bürgerpflicht! — Und nun gehen wir nach unten, und da brüten Sie bei einer Flasche Sekt Ihre Rache aus. Ihre Koffer Schlüssel geben Sie nur her.“

Gewandt zog sie ihm die Schlüssel aus der nachlässig darum geschlossenen Hand.

Als wir uns auf der Treppe befanden, rief Cohn von unten in heller Aufregung:

„Ein Telegramm für Sie, Mezerino!“

Dieser nahm die letzten vier Stufen mit einem Satz und konnte nicht rasch genug öffnen.

„Bon Volle,“ flüsterte mir die Spaz zu, die ihm über den Ellbogen guckte.

Mezerino machte ein sehr geschmeicheltes Gesicht und rief: „Brillant!“

„So lesen Sie doch vor!“ drängte die Spaz, die sich vor Neugier kaum noch lassen konnte.

Cohn sah mit Nase, Mund und Ohren gespannt der wichtigen Nachricht entgegen, die der berühmte Künstler erhalten hatte. Dieser stellte sich hin wie ein Verkündiger des Rechts und las:

„Volle und seine Gäste trinken volles Glas auf großen Sänger nebst Damen. Cortagli schäumt.“

Er faltete das Blatt zusammen. „Sekt, Fidor! Aber französischen! Gut frappiert!“

Wie eine Windsbraut wirbelte Cohn davon, schrie aber noch von der Kellertreppe herauf:

„Was werd' ich nicht kennen die Goldstein!“

Alle Cohns beteiligten sich an dem Servieren des Schaumweins. Während Fidor den Matthäus Müller holte, lief Cohn der Zweite mit dem Eiskühler in die Brauerei nebenan, um ihn füllen zu lassen. Cohn der Dritte stellte Gläser auf den Tisch. Jeremias wischte sie mit der uns bereits wohlbekannten Serviette aus.

Das Ganze war ein Ereignis.

Mezerino hatte sich in das Sofa geworfen und streckte die Beine von sich. Er versank in Gedanken und schien die Welt um sich vergessen zu haben. Unaufhörlich glitt seine Hand abwechselnd über die rechte und die linke Schnurrbarthälfte. Er schlug rhythmisch mit dem Telegramm auf seinen Oberschenkel.

„Er brütet Rache,“ stieß mich die Spaz mit dem Ellbogen an. „Sitzt er nicht da“ — sie verhinmelte, — „wie Apollo, wenn er dichtet?“

Ob Apollo so geessen haben mochte, ist zweifelhaft; indessen nickte ich zustimmend, und sie war glücklich.

Plötzlich sprang er auf und schwenkte das Telegramm triumphierend in der Luft.

„Briefbogen und Tinte!“ dröhnte er.

So viel Cohns zugegen waren, so viele flogen, um das Gewünschte im Sturm zu beschaffen.

Im Augenblick saß Mezerino am Tisch und warf mit fliegender Feder zwei volle Seiten aufs Papier. „Man kann nicht wissen, was einem die Schlange noch bieten würde,“ stieß er durch die Zähne. „Lächblatt!“

Der Brief war couvertiert und adressiert.

Jeremias stand schon mit ausgestreckter Hand. „Ich werd' 'n nach der Post bringen.“

„Halt, halt, — erst abwarten, junger Freund! Diesen Brief bringst du nach Breslau selbst.“

Alle Cohns starren.

„Sofort! Wenn du die Beine in die Hand nimmst, kommst du noch zehnmal zum Zug zurecht.“ Fidor belebte sich mit einem Male.

„Was, er soll fahren nach Breslau? Zwei Stunden hin und zwei Stunden zurück? Da kann er ja um sieben nicht wieder zurück sein!“

„Um neun ist er wieder hier. Lauf, Bengel! Es eilt.“

Aber Jeremias zeigte sich diesmal widerpenstig. „Ich hab' 'ne Besorgung,“ wandte er ein.

„Die kann doch ein anderer machen.“

„Es ist 'ne Vertrauenssache. Und ich kann mir verdienen —“

„Wirst 'n Mund halten, Jeremias!“

„Schockschwerenot, dann soll der da fahren!“ Mezerino zeigte auf Aron.

„Der kann auch nicht,“ entschuldigte Fidor.

„Zhr wollt mich wohl ärgern?“ fuhr jener auf.

„Wir können wirklich nicht,“ lenkte Fidor ein.

„Die beiden Großen müssen die Wagen fahren. . .“ Er lächelte teuflisch.

„Dann schaffen Sie 'n andern, aber schleunigst.“

„Jeremias, lauf in die Brauerei. Der Schnabel-Mühle soll fahren. Der ist schon öfters gewesen in Breslau. Der weiß auch, wo der Herr Volle wohnt.“

„Volle ist bei Hansen — es steht ja deutlich auf dem Couvert. Die sitzen bis um zehn.“

Jeremias stob fort mit dem Briefe.

Die Spaz — ich sah's ihr an — verkam schon vor Neugierde. An Volle! Eine Dankagung für das Weißglas war der Brief bestimmt nicht. Vielmehr zeigte Mezerinos erleichtertes Wesen, daß mit dieser Epistel an den Freund seine ganze dumpfe Rachelust befriedigt sein mußte. Was konnte er für Feuerlärm geschlagen haben? Im Geiste sah Spätzchen Volle samt allen seinen Gästen heut abend noch ankommen, um mit Mezerino Kriegsrat zu halten; im Geiste sah Spätzchen Mezerino schon einen Prozeß anstrengen, den Volle späterhin aus Vergnügen bezahlte.

Jetzt füllte Mezerino mit strahlendem Gesicht die Gläser, stieß mit uns an und trank aus.

„O wie wohl ist mir am Abend,“ summete er.

„Noch ein Glas auf Volles Promptheit.“

Jetzt plaste die Mine bei der Spaz. „Was haben Sie denn mit Volle?“

„Das werden Sie ja sehen, Sie kleiner Unheilsfunte. Wären Sie nicht so veressen auf den Flügel gewesen — die ganze Geschichte wäre glatt verlaufen.“

„Ihre Indolenz geht mir eben ab,“ versetzte die Spaz spitzig. „Jeder Pianist muß wissen, was er unter die Finger bekommt. Sie als Sänger haben Ihre Flöte in der Kehle.“

Er lachte. „Drum war eben die Verweigerung des Schlüssels eine ganz unerhörte Impertinenz.“

„Das war sie.“

„Und sie wird ebenbürtig gerochen. — Fidor! noch eine Flasche Sekt. Bringen Sie für sich auch ein Glas mit.“

XI.

Die nächsten zwei Stunden füllten wir durch einen Erholungsschlummer aus. Nur die Spaz hatte der Gedanke an ihre neue meergrüne Konzerttoilette nicht lange schlafen lassen.

Als ich erwachte, knisterte sie schon im Meergrünen herum und stellte sich den unzureichenden Gasthoffspiegel mittels Stuhl, Fußbank und Tisch für alle Breitengrade ihres Körpers zurecht. Ich mußte lächeln, als ich sie so sah, glatt und schillernd wie ein bronzener Fontänenfisch. Ein üppiger Rosenstrauch prunkte ihr am Ausschnitt. Vorsäufig sah er noch etwas schief, aber er wirkte doch so gewaltig, daß man von der kleinen Erscheinung nicht zuerst den Kopf, sondern die Busendekoration bestaunte. Natürlich machte das Meergrüne sie etwas bleich; dem half aber der Friseur, der Mezerino Haar und Schnurrbart brannte, mit einer lebhaften Theaterfarbe ab.

Wie sie da stand, mußte ich sie mir unwillkürlich am Flügel malen. Ob sie in dem engankliegenden grünen Atlasdarm überhaupt sitzen konnte, erschien mir fraglich. Und dann — ja — wo war denn bei dieser Engigkeit die Tasche für die folgerichtige Manipulation? Das Taschentuch in der Hand verzagt sich, verliert sich; es muß in der Tasche stecken, um da zu sein.

Ich fragte. Sie schlug mit der flachen Hand gegen die Lende. „Im Unterrock hab' ich's.“

„Stecken Sie's doch lieber in den Taillenausschnitt hinter den Rosentuff; da haben Sie's besser zur Hand.“

„Gi gar! Das könnte Anstoß erregen! Ich werd's schon beizeiten hervorkriegen.“

Ich hatte gegen den Gemüsebeutel im Unterrock eine ahnungsvolle Abneigung.

„Das thät' ich nicht,“ riet ich ab. „Wenn Sie nun nicht rechtzeitig daran denken . . .“

„Gi gar! Sie thun gerade, als wär' ich 'ne Fajelliese!“ —

Wie ein kleiner Wallfahrtszug bewegte sich die Einwohnerschaft Kempens nach der Konzerthalle, wo der unbemitteltere Teil sich in das Lager Levisons schlug, während die, die etwas galten und gelten wollten, in die Konzerthalle strömten. Auch die Straßengasser fehlten nicht.

Wir durchquerten im offenen Landauer die Menge, die uns anstaunte, als hielte der König von Honolulu seinen Einzug. Allerdings machte sich Späzchen sehr funkelnagelneu, und Mezerino — man konnte allerdings keinen befriedigeren Augenschmaus haben, als diesen nachlässig in die Polster gelehnten schönen Mann, der mit blasiertem Lächeln über die allgemeine Aufmerksamkeit quitierte.

Die Fenster des Hauses Levison waren dicht besetzt. Levison selber, ein kleiner, untersehter Mann mit dicker Nase, dickem schwarzen Schnurrbart und einem eingesunkenen Auge, machte sehr besessenen die Honneurs bei seinem Publikum, das lebhaft schwatzte und viel von den belegten Butterstücken vertilgte, die ein kleiner Junge auf einem verzinnten Brett herumreichte. Die Damen waren auffallend gepußt;

es bligte manch schönes schwarzes Auge aus jugendlichen Zügen.

Wir fuhren in das weitgeöffnete Hofthor ein, das sich hinter uns schloß.

Jeremias, der uns gefahren, kletterte vom Bock und band die Pferde an den Pumpenschwengel, der einen quietschenden Ton von sich gab. Der Hof sah aus wie eine grüne Wiese, umgrenzt von verfallenen Stallungen und einem halb eingesunkenen Bretterzaun.

Durch ein kleines Labyrinth von Gängen gelangten wir endlich zu der mir bekannten Wendeltreppe.

Cohn hatte mehrere Lichtstümpfchen in der Tasche, die er anzündete und auf dem backsteingepflasterten Fußboden aufstellte, so daß man sich an diesem leuchtenden Ariadnesfaden leicht aus dem Gewirr von Gängen ins Freie finden konnte.

„Wozu machen Sie denn das?“ orientierte sich natürlich die Spaz.

„Im Fall einem schlecht wird,“ versetzte er prompt.

Auf der Bühne empfing uns im Schmuck einer Blumenguirlande der mit Del behandelte Goldsteinsche Flügel. Ein stummes Opferlamm! Nur noch Hörner und ein Bein mehr, und die Ochsen hätten ihn für einen Preisgekrönten von ihresgleichen gehalten. Ich hatte schon so manches Bekränzte in meinem Leben gesehen: eine Braut, eine Torte, eine Bowle, einen Jubilar — aber einen Flügel . . . Ganz was Neues.

„Meine Idee!“ sagte Cohn stolz, meinen Gesichtsausdruck verkennend. „Das hab' ich gemacht, um der Goldstein zu schmeicheln.“

„Er ist ja aber noch immer verschlossen!“ rief die Spaz erschrocken.

„Kann ich dafür?“ erwiderte Cohn und setzte ironisch hinzu: „Er hat doch selber beinah' erdroffelt die Goldstein und hat 'n Schlüssel nicht gekriegt.“

Mezerino, der sich, seitdem er im Frack steckte, unaufhörlich an die Kehle faßte, wie um sich zu überzeugen, ob alle seine Töne auch noch da wären, wechselte die Farbe.

„Teurer Freund,“ sagte er drohend, „erinnern Sie mich nicht an jene Stunde, sonst kommt die Reihe, erdroffelt zu werden, an Sie.“

Cohn drückte sich, ohne etwas zu erwidern.

Da trat aus dem Dunkel des Theaterraumes ein jüngerer Mann hervor, der sich verbindlich gegen uns verneigte.

Sofort erkannte ich jenen „Cousin“, den Jeremias am Mittag durch den Cohnschen Ghsaal geführt hatte. Er war von elegantem Wuchs und sicheren Bewegungen, die verrieten, daß er oft und gewandt das Parkett der höheren Gesellschaft beschritten. Die innere Plumpheit, die unabstreifbar durch Mezerinos Wesen brach, wurde bei jenem durch eine gewisse Gefälligkeit der äußeren Formen angenehm ersetzt. Aus seinem ovalen, bräunlich getönten Gesicht bligte ein Paar lebhafter Augen, die wohl ein großes Selbstbewußtsein sprühten, aber von Eitelkeit nichts verrieten. Wenn er die Wimpern leicht senkte, schimmerten seine Augen tief und melancholisch, — echte Künstleraugen, leidenschaftlich

und voll süßlicher Poesie. Seine Hände fielen mir auf. Sie waren weiblich zart und sorgfältig gepflegt. Mir erschienen sie fast durchsichtig, so daß ich die Nerven in den Fingerspitzen vibrieren zu sehen vermeinte.

„Ich wollte mich Ihnen vorstellen,“ sagte er in gebrochenem Deutsch, mit fremdartig rollendem „N“, und murmelte seinen Namen:

„Selmar Stensciewicz.“

Mir bot der Name keine Ueberraschung.

Mecerino verbeugte sich.

„Ich bin Künstler,“ fuhr jener fort, „und wollte bei meiner kurzen Anwesenheit in meiner Vaterstadt nicht verjäumen, einem so berühmten Sängers meine Huldigung darzubringen.“

Mir schien es, als habe Isidor diesen Künstlergruß veranlaßt.

Mecerino durchdrang die kräftige Schmeichelei wie Honigseim. Räuspernd faßte er sich an die Kehle und erwiderte mit Gönnermiene:

„Haben Sie schon konzertiert?“

„Mehrfach.“

„Wo denn?“ Es klang, als wenn ein Schulkat einen Sextaner verhört.

Stensciewicz lächelte überlegen. „In Warschau, Dorpat, Paris, Philadelphia, Chicago —“

Mecerino machte ein Gesicht, als ob jener schnurrte.

„Ueberseeisch sogar? — Mit Erfolg?“

„Ich schmeichle mir — ja.“

„Warum kommen Sie nicht zu uns nach Breslau — Berlin —“

Eine kurze Pause. „Ich bin Pole; Sie werden verstehen —“

„Um — Pianist?“

„Ganz recht.“

Mecerino hatte genug. Er wußte nichts weiter zu sagen. Zudem war er seit unsrer Ankunft in der Konzerthalle merkwürdig nervös.

Er klemmte das Monocle ins Auge und strich den Schnurrbart.

„Ich freue mich, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben.“ Gnädig streckte er dem jungen Mann die Hand hin.

„Verzeihen Sie —“ sagte dieser halbblau, „eine unbescheidene Bitte. Erlauben Sie und die Damen wohl —“ er wandte sich mit halber Verbeugung gegen uns, „daß ich auf der Bühne bleibe — oder geniert Sie das?“

„O bitte, bitte,“ machte Mecerino, „als Künstler —“

Selmar Stensciewicz dankte und schlenderte langsam und bescheiden bis hinter die erste Coullisse zunächst der Lampen.

„Ein reizender Mensch!“ flüsterte die Spatz hörbar. „Zum Verlieben! Sehen Sie doch nur, Hagemannchen, wie er geht, wie er sich da anlehnt — wie 'n Märchenprinz!“

Da sah ihr Mecerinos Hand im Nacken.

„Au! — Sie Grobian!“

Er schüttelte sie ein wenig und vergaß das Räuspern: „Ich werde Sie lehren, sich in dunkle Größen zu verlieben!“

Sie schlug mit der Hand nach ihm.

„Ich kann machen, was ich will. Ich bin frei und habe niemand anders zu lieben. Also bestümmern Sie sich gefälligst nicht um meine Gefühle für diesen Märchenprinzen! Zweimal sag' ich's, damit Sie sich daran gewöhnen: Er ist zum Verlieben! Zum Verlieben ist er!“

Er zog ein saures Gesicht und ging verstimmt ab.

Daß sie ihm nicht gleichgültig war, das lag offen auf der Hand, daß seine Zuneigung aber schon den Höhegrad verstimmteter Eifersucht erreicht, das war ein gutes Omen für Spätschens Zukunftsglück.

Sie war an eines der Gucklöcher im Vorhang geeilt und winkte mich zu sich. Wir guckten, ich allerdings mehr ins Publikum und sie meistens über die Schultern nach Mecerino.

Der Saal hatte sich so ziemlich gefüllt. Es herrschte die andachtsvoll erwartende Stille eines musikalischen Publikums, die uns angenehm beeinflusste.

Jetzt aber rauchte eine Bewegung durch den Saal. Sämtliche Köpfe drehten sich nach der Thür. Der allerwärts geflüsterte Ausruf tönte zu uns herauf: „Die Goldstein! Die Goldstein und die Glasphyra!“

Wie ein römischer Triumphator segelte sie herein. Ihr üppiger Wuchs kam allseitig voll zur Geltung in dem rubinrothen Velvettkleid, dessen Taille sie fest umschloß, und dessen Rock außer der Schleppe kaum eine Falte war. Damen nennen so etwas: eingeknallt. Neu sah das Ganze gerade nicht aus. Ihren schwarzen mechten Scheitel umwallten Straußenfedern.

Glasphyra erschien gegen die aufgepuckte Frau, der sie folgte, auffallend einfach in ihrem weißen Nesselkleide, das frisch aufgebügelt war. Ihre Haltung war von einer idealen Ruhe, die keine Erziehung verleist, sondern die sich bei tiefen Naturen selbständig entwickelt. Aber ihre Augen huschten unruhig über die dichtbesetzten Stuhlreihen, als irrten sie nach einem ersehnten oder bestimmt erwarteten Gegenstande umher.

Plötzlich ein tiefdunkles Erröten. Aus der vordersten Coullisse war erscheinungsgleich Stensciewicz vor den Vorhang getreten und wieder verschwunden. Glasphyra lächelte selig und schlug die Augen nieder.

Die Goldstein hatte diesen Vorgang nicht bemerkt. Sie steuerte nach der vordersten Reihe und erreichte sie soeben, als Sohn ihr aus der Seitenthür entgegenstürmte.

„Frau Goldstein, geben Sie 'n Schlüssel, es ist die höchste Zeit.“ Ihr Haupt hob sich hochmütig in den Nacken. Dann zog sie mit einem stechenden Blick auf den Bühnenvorhang, hinter dem sie Mecerino wußte, den sehnsüchtig begehrten Schlüssel aus der Tasche. Sohn, der gierigen Auges ihrer Bewegung gefolgt war, haßte danach.

„Hoho,“ sagte sie und wick seinem Griffe aus. „Sie hatten mir versprochen einen Ehrenplatz auf der Bühne —“

„Soll'n Sie haben, soll'n Sie haben, — nur geben Sie — —“

„Erst den Ehrenplatz, dann den Schlüssel. Hat doch der Mecerino heut mittag gesagt, —“ ihre Stimme klang laut und schneidend — „der Platz auf der Bühne wär' nichts für mich. Da könnt' ich die Akkustik mit der Lupe suchen. Nun — was brauch' ich die Akkustik? Hab' ich doch bei mir die Glasphyrä. Die kann mir geben 's Mäntelchen, wenn mir kühl wird, und 's Nieschmalz, wenn mir schlecht wird. Zu was hab' ich geborgt den Flügel gratis?! Wenn der Mecerino zehnmal hat gesagt, ich soll sitzen unten im Saale — ist mir gleich. Ich will haben einen Ehrenplatz. Oben bei meinem Flügel will ich sitzen. Ich hab' ein Recht, zu hören die Musik aus allerster Quelle.“

Cohn wand sich während dieses Vortrags, den er vergeblich zu unterbrechen versucht hatte, vor nervöser Aufregung.

„Geben Sie 'n Schlüssel und kommen Sie mit!“ rief er in höchster Ekstase.

„Die Glasphyrä soll sitzen hinter mir.“

„Ja doch! Ja doch!“

Endlich setzte sie sich in Bewegung. Unter Pustern, Stöhnen und Seufzen erfolgte ihre Auffahrt zur Bühne.

„Pph — Pph —“ ihr Taschentuch schlug gegen die roten Wangen. „Gott, wie 'ne Hitze! — Hier ist der Schlüssel.“

Gott sei Lob und Dank — endlich!

Der Schlüssel steckte, und die Goldstein, als hätte sie damit ihre Seele vom Körper gelöst, sank kraftlos auf eines jener vor die Coullisse gerückten Klappstühlchen nieder, das ihrer Schwere wahrhaftig widerstand.

Glasphyrä lehnte sich träumerisch gegen die Coullisse und versank in Sinnen. Es war, als sei das, was um sie vorging, für sie nur ein farbloses Schauspiel, das den Hintergrund zu dem bildete, was sich in ihrem Innern begab. Nur durch die Coullissenleinwand von ihr getrennt, stand der, den sie liebte.

Die Spaz hatte das Instrument geöffnet und spannte die Haut über die kleine Oktave. Dann drückte sie vorsichtig einige Dreiklänge nieder.

„Steht richtig,“ sagte Mecerino, der bestätigend seine Stimmgabel schwang und mezza voce mehrere verschleierte Kadenzzen von sich gab. „Los, Sidor, es ist sieben.“

Cohn schlüpfte an Glasphyrä vorbei. „Der Wagen ist unten im Hof.“

Sie that, als gälten die Worte nicht ihr.

„Was hat denn der Cohn immer und ewig mit dir zu schmusen?“ sagte die Goldstein argwöhnisch. „Heute mittag auch schon.“

Das Glockenzeichen ertönte. Auf rauschte der Vorhang. Auf der Bühne der geschmückte Flügel und die gepuzte Goldstein. Das war schon etwas.

Und nun tauchte stimmungsvoll im Meergrünen die geschminkte Spaz aus der Coullisse. Sie sah so blühend aus wie vor zehn Jahren, als sie noch sechzehn war. Ob sie sich aber damals schöner und

fascinierender gefühlt, steht dahin. Auf ihrem Gesicht stand's geschrieben, daß sie ihres guten Eindrucks gewiß war.

Ein Murmeln des Beifalls taucht auf und verschwindet.

Sie setzt sich mit der Aussicht auf die Goldstein, uns den Rücken kehrend. Sie ist ganz Musik. Ihre Gesichtsmuskeln erschlaffen einen Moment, um sich zugleich mit der Haltung intensiv zu spannen. Die Schleppe umflutet sie in herrlichen Falten . . . ihr kleiner Fuß sucht das Pedal . . . die Handschuhe fliegen von den Fingern, ihnen folgen die Armspangen . . . Jetzt kommt das Taschentuch.

Ihre Hand fährt mechanisch dahin, wo sie stets die Tasche findet, gleitet abwärts . . . Spätschen wird bleich; sie schüttelt die Hände, sie streckt sie von sich, reißt sie, alles konvulsivisch.

„Herrgott, Mecerino — sie hat kein Taschentuch!“ bricht's mir aus der gefolterten Seele.

„Alle Schoa! Werfen Sie ihr Ihres zu.“

Ich fahre in die Tasche . . . entsetzlich! Ich, die Bedanterie selber — ich, die ich Spätschen so weisheitsvoll gewarnt — ich hab's auch vergessen.

Ohne Taschentuch-Präludium kann sie nicht spielen. Den Fingern würde etwas fehlen . . . sie würden unsicher sein . . . würden entgleiten . . .

„Helfen Sie ihr aus, Mecerino,“ entfährt es mir.

„Zum Teufel — na ja.“

Dabei zieht er auch schon seine riesenhafte rotseidene Freudenflagge aus der Piquéweste. Im Nu ist sie zum Knäuel geballt.

„Uns Himmels willen!“ stoße ich aus und will hindernd seinen Arm fassen.

Zu spät. Meine Hand giebt seinem Ellbogen nur einen ungeschickten Stoß, der die Zielrichtung erschüttert. Die Rettungsboje fliegt, anstatt auf die Klaviatur, hart am Ohre der ahnungslosen Spaz vorbei und schießt, wie scharf gezielt, der Goldstein ins Gesicht. An ihrer Nase prallt die Kugel ab und kollert in die weiche Ruhestatt ihres Schoßes.

Wie eine getretene Ratte zuckt sie auf. Im ersten Impuls greift sie nach der Nase, und dann schüttelt sie, das Geschoß mit Abscheu hinter sich schleudernd, zornfunkelnden Blickes die volle Faust gegen Mecerino. Der erwidert die öffentliche Feindseligkeit durch ein höhnisches Kompliment.

Die Goldstein pustet, die Goldstein faucht; sie hat für nichts andres Sinn und Gedanken als für den durch diesen Zwischenfall zur Flamme angefachten Haß gegen Mecerino. Aus ihren Augen springen Schlangen — das vergelt' ich dir noch heut!

Unterdessen hatte die Spaz sich auf ihre Weise geholfen. Ohne Taschentuch ging's nun einmal nicht; also ein kurzer Entschluß! Zum Erstaunen des Publikums erhebt sie sich noch einmal, wallt hinter den Flügel, und dort rafft sie, ihre obere Hälfte durch den geschmückten Flügel gedeckt, das Meergrüne seitlings empor und zerrt das Taschentuch aus dem Gemüsebeutel.

Nun ist alles wieder in der Ordnung, nun kann sie beginnen.

Endlich der erste Accord.

Beruhigt schweifen meine Augen über die Bühne. Ich sehe, wie Isidor einen Blick des Einverständnisses mit Glasphyrta wechselt, wie er mit leiser, vorsichtiger Bewegung sich vor das Mädchen dicht hinter die Goldstein schiebt, wie jenes noch einen Augenblick unschlüssig, ängstlich zaudert und dann zurückgleitet . . .

Wo ist Stenszewicz geblieben? . . .

Die Spatz spielt. Sie spielt eines jener Chopinschen Impromptus, die wie das Tonbild eines Liebeslendemains erscheinen, voll überquellenden Gefühls, voll grazioser Schelmerei. Sie spielt meisterhaft.

Plötzlich stockt die Passage. Ein Moment erschrockenen Abbrechens . . . alle Farbe entweicht aus dem Antlitz der Weltentrückten . . . sie ist konsterniert, konsterniert bis zur Verwirrung. Doch sie faßt sich. Mit der Geschwindigkeit des elektrischen Funken schleudert sie den Daumen der rechten Hand an verschiedenen Stellen der Tastatur empor, spielt weiter, wiederholt das Kunststück — und wieder — und wieder.

„Da klemmen sich ja Töne!“ zischt Mezerino und schleudert der Goldstein einen Blick der Verächtlichkeit zu. Sie empfängt ihn mit dem Ausdruck stummen Triumphes. „Warum hast du mich geschmissen!“ ruft ihr ganzes feuerrotes Antlitz. „Nun ist euch das sehr recht. An dir werd' ich noch eine aparte Revanche üben.“

„Natter,“ zischt er, „das hast du gewußt! — Na, du wirst dich noch freuen!“

Die gute Spatz zerbrach sich beinahe die Finger; aber sie führte es herrlich hinaus. Aufgelöst, atemlos stürzte sie nach vollendetem Impromptu unter rauschendem Applaus zu uns hinter die Coullissen.

„Das war ja die reine Todesqual!“ Wahrhaftig, sie fing nachträglich an zu zittern und zu transpirieren, während ihre Züge die Spuren der überwundenen Angst und Aufregung trugen. „Erst blieb das D sitzen, dann das E und endlich sogar das G.“

„Verwünscht!“ knirschte Mezerino. „Aber seien Sie nur ruhig: Sie bleiben nicht sitzen!“

Ihr feines Taschentuch fächelte ihrem erhitzten Gesicht Kühlung zu. Sie sah ihn nicht an. Die Auspielung war zu deutlich. Ich vermute, daß sie erröthete; aber zu sehen war's bei der Schminke und der Erregung nicht.

„Aber sagen Sie nur, warum haben Sie das Intermezzo hinter dem Flügel eingeschoben?“ lächelte er nun mit einer Gutmütigkeit, die den Verliebten eigen. „Ich dachte bei Gott, Sie wollten sich hinter dem Flügel ausziehen.“

„Ach, lassen Sie Ihre schlechten Witze,“ erwiderte sie, sich unausgesetzt Luft zufächelnd. „Das sage ich Ihnen, ein zweites Mal kriegen Sie mich nicht auf's Schafott. Dagegen ist Geföpftwerden 'ne süße Speise. Und nun sehen Sie nur die Goldstein an! Sigt sie nicht da, als hätte sie den verstockten Jammerkasten selbst ausgebrütet und wäre noch stolz darauf?“

Wahrhaftig! Die Goldstein schwamm förmlich in Befriedigung. Cohn stand in ihrer nächsten Nähe, hatte sich zu ihr niedergebeugt und flüsterete ihr, immer

mit leichten Gesten nach uns hinweisend, lebhaft Bemerkungen über uns zu, die ihr Interesse trafen und ihr empörte, eifrig gezielte Gegenreden entlockten. So geschickt wußte er ihre Aufmerksamkeit zu fesseln, daß sie nicht daran dachte, sich nach Glasphyrta umzusehen.

„Wie ich die Frau jetzt hasse!“ machte Spätzchen ihrer Entrüstung Luft.

„Seien Sie ruhig, kleiner Sprühtüfel, Sie werden in der nächsten halben Stunde fürchterlich gerochen werden. Volle —“

„Weiter! weiter!“ rief uns Cohn über die Bühne zu.

„Kommen Sie nur, Spätzchen, —“ Mezerino reichte ihr den Arm — „wir beide gehören doch einmal zusammen vor's Publikum. Und ob die paar lumpigen Töne sitzen bleiben —“

Sie gingen hinaus und verbeugten sich; man applaudierte, denn Cohn gab das dazu einladende Zeichen so deutlich wie nur möglich.

Mezerino trat vor und öffnete sein Notenheft. Er nahm seine schönste Pose an, machte sein wehmütvollstes Gesicht; sein Auge klappte nach oben. So erwartete er seinen ersten Ton. Spätzchen schlug die vier einleitenden Accorde nieder, indem sie nach jedem einzelnen die sitzengebliebenen Tasten in die Höhe kragte.

Das Meer erglänzte weit hinaus
Im letzten Abendsehne —

Fast die meisten vom Publikum hielten die Köpfe schief; die Musik floß ihnen so wohligh, so bekannt in die Ohren. Wo wäre „Am Meer“ unbekannt!

Da, — welch störendes Geräusch! Ein Wagen, welcher über das Pflaster rollte.

Ein Wagen war in Kempen immer ein Ereignis. Ein Wagen zu dieser Zeit war ein doppeltes Ereignis. Wer kam? Wer ging?

„Mann?“ sagte die Goldstein ganz laut, absichtsvoll mitten ins „Meer“ hinein.

Wirksamer konnte sie Mezerino nicht kränken. Er setzte ab und drehte sich um. Und so kam Cohn's halbgeflüsterter Antwort zu aller Ohren:

„Das sind die Wagen.“

„Was für Wagen?“ fragte die Goldstein ungeniert weiter, indem sie, mit einem Auge nach Mezerino schielend, mit gesättigter Bosheit genoß, wie er innerlich schäumte.

Als Cohn wahrnahm, daß Mezerino seinen Gesang nicht gleich fortsetzte, gab er wiederum eine laute Antwort; und es war ihm sehr recht, daß alle Zweimarkzuhörer sie zur eignen Gemüthung verstanden.

„Nu, ich lasse den Aron und den Jakob mit den beiden schweren Leiterwagen immer fahren auf und ab in der Straße, damit die Zuhörer beim Levison nichts können profitieren von der Musik.“ Die Goldstein warf einen Blick durch die Fenster. — Jeremias mit seinem Landbauer und dem Liebespaar war schon passiert.

Soeben zog Aron mit seinem Fuhrwerk vorüber. Auf dem Wagen lagen zum Ueberfluß einige lange,

eiserne Stangen, die das Nasseln eines Geschützes noch übertrafen. Dann kam Jakob mit einem Bretterwagen, der durch zwei eiserne Defen belastet war.

Glasphyras Abfahrt war glänzend maskiert.

Die Goldstein starrte Cohn mit offenem Munde stauend an. Er hatte die Wagen fahren lassen, damit das Publikum, das nur ein Siebentel des Eintrittspreises bezahlt hatte, auch nur ein Siebentel des Konzerts genießen konnte! Das war genial! Solche Geschäftsgewandtheit nötigte ihr die höchste Anerkennung ab: der Cohn war dem Levison über!

Mecerino stand noch immer da wie ein ägyptisches Götzenbild. Die Hände über dem Magen vereint, darin das rote Notenheft, den Kopf geneigt, Zorn und Mißbilligung zwischen den Brauen. So stand er regungslos.

Cohn setzte die Hände an den Mund: „Weiter! weiter!“ denn das Publikum wurde unruhig.

Und merkwürdig, Mecerino sang, obwohl die Wagen schleppend abermals ihre Fensterpromenade machten und dröhnend wiederum vorüberrollten. Er begann das Lied noch einmal und zwar mit einer gewissen triumphierenden Freude.

In der Mitte des ersten Verses — ich kann nicht leugnen, daß sich mein Interesse gleich dem der meisten Zuhörer auf den Vorgang draußen richtete — wurde das Geräusch des Wagendonners durch heftigen Lärm, der in Geschrei ausartete, überstört. Gerade vor den Fenstern der Konzerthalle spielte sich ein bewegtes Schauspiel ab. Levisons „Lente“ hatten an dem störenden Eingriff in ihren billigen „Kunstgenuß mit Butterschnitten“ argen Anstoß genommen. Dringend hatten sie vom Wirt vollen Genuß ihrer Rechte verlangt und schließlich mehrere Delegierte hinausgeschickt, die sich den Cohnschen Kosselenkern entgegenwerfen und die Pferde ausspannen sollten.

Aber auch in den Brüdern Cohn regte sich ein Tropfen Makkabäerblut.

Sie schwingen ihre Peitschen, ließen sie über den Köpfen der Ruhestifter pfeifen und erhoben ein lautes Kriegsgeschrei. Die Lastpferde setzten sich in Trab. Levison erschien, zeternte, gestikuliert und hielt sich in sicherer Entfernung.

Und noch immer sang Mecerino.

Als Cohn die ihm widerwärtige Stimme Levisons hörte, trieb es auch ihn in den Kampf der Wagen und des Gedränges.

„Ausspannen!“ rief Levison wütend von seiner Hausthür aus.

„Zufahren!“ schrie Cohn mit wilder Freude.

„So reißt doch die Pferde los vom Wagen!“ zeternte Levison.

„So fährt doch die Lente übern Haufen!“ pffiff Cohn.

„Die Straße ist nicht da für solche Nichtswürdigkeiten!“

„Hier kann fahren, wer will! Haben Sie bezahlt für die Musik?“

„Alle haben sie bezahlt!“

„Aber nicht mir!“

„Aber mir!“

Dazu das Nasseln und die lebhafte Menge und Mecerino, der wie eine aufgeblasene Orgelflöte sein Meer unerschüttert herunterlang . . .

Ich sah, wie aus den angrenzenden Häusern die Bewohner herbeieilten und Partei ergriffen. Die Cohn! die Levison! Es war ein Straßentrawall, der seinesgleichen suchte.

Auch von unserm Publikum verließ schon ein Teil seine Plätze, um draußen handelnd oder scheltend mitzuwirken. An eine Fortsetzung der Musik war jetzt gar nicht zu denken. Polizei schien in Kempen ein unbekanntes Rettungsmittel.

Trotz dieser außergewöhnlichen Verhältnisse erinnerte sich die Goldstein plötzlich ihrer Nichte.

„Glasphyra! Wo ist die Glasphyra! Gott du Gerechter, ich hab's geahnt —“

Auf einmal stand Cohn wieder neben ihr.

„Was schreien Sie denn so?“

„Sie ist weg! Und ich hab' beim Rechtsanwalt den Wert vom Kontrakt mit dem Levison schätzen müssen auf vierzigtausend Mark. Macht fünfzig Mark Spesen. Und nu ist sie weg. Schaffen Sie sie! Schaffen Sie sie!“

Isidor rannte hinaus.

In den allgemeinen Tumult hinein brach ein Mädchen, das wie eine Irnsinnige daherfuhr. Ihre Füße waren nackt, ihre Haare flogen. Aus Leibeskräften schrie sie:

„Wo ist die Goldstein? Ich muß zur Frau Goldstein!“

In ihrer Rechten flatterte ein gelbliches Papier in Quarzformat.

„Was? Ein offenes Telegramm?“ schrie Levison, dem Sachkenntnis und Instinkt sein verlorenes Auge ersetzen.

„Zeigen Sie her, zeigen Sie her!“ forderte Cohn, indem er durch die Menge steuerte. Beide stürzten im Wettlauf auf das Mädchen los, welches das Volk sogleich umflutete.

„Es ist passiert ein großes Unglück!“ schrie die von innerem Entsetzen Gehegte den Zudringlichen entgegen und stieß, das Telegramm in der Notwehr zusammenballend, so daß sie's mit der Linken zu schütten vermochte, sich mit der Rechten einen Weg nach dem Eingang der Konzerthalle.

„Ist sie drin, noch drin, die Frau Goldstein?“

Wer dachte noch an die Wagen, deren Lenker jetzt mit der Menge hinter dem Mädchen herdrängten! Wie eine Rasende fuhr dasselbe, den Zettel wieder über dem Haupte schwingend, in die Konzerthalle ein.

„Wo ist die Frau Goldstein? Es ist passiert ein großes Unglück!“

So gelangte sie unter die Lampen.

Die Goldstein fuhr mit der Hand nach dem Herzen.

„Hat sie mir etwa gestohlen meine Brillantbroche?“ Sie meinte Glasphyra.

Das Mädchen hörte nichts.

„Hier! hier! Ein großes Unglück!“

Die Betroffene stand schon vor den Lampen.

„Nehmen Sie doch!“

Mühsam faßte sie das ihr entgegengestreckte Telegramm.

Mecerino hatte schon vorhin im vorletzten Takte abgebrochen. Die letzten Schmerzensschluchzer des thränenvergifteten Jünglings ließ er ungesungen. Er begab sich zur Spaz und sicherte ihr etwas Längeres ins Ohr. Spätschen war erst erschrocken; dann sicherte auch sie und raffte mit ihm die Noten zusammen.

Das Publikum hatte sich erhoben, verschoben, in Gruppen gesondert. Alle starrten schen, gespannt nach der vom Glück begünstigten Frau Goldstein, die jetzt auf offener Bühne vor einer Unglücksbotschaft stand. Was konnte es sein? . . . Die Goldstein hatte mit zitternder Hand den Zwicker auf die Nase geklemmt und hob und wendete nun die geglättete blaue Schrift, die ihr wohl vor den Augen tanzen mußte, ins rechte Lampenlicht.

Es war ein unheimlicher Augenblick! Sie lieft — sie starrt — sie wird bleich, bleich wie die Stalkwand hinter ihr.

„Glasphyra . . .“ stöhnt sie — „der Levison —“ die Stimme bricht ihr, sie ringt nach Atem.

„Wasser! Wasser!“ schreit Cohn in nächster Nähe. „Wasser! Sie stirbt!“ Niemand folgt dem Rufe.

Und sie stirbt nicht. Vielmehr richtet sie sich mit der Kraft energischen Willens zur vollen Höhe auf. Und das Telegramm in gestrecktem Arm von sich haltend schreit sie den Inhalt den Menschen zu, die mit weit aufgerissenen Augen vor ihr warten, bangen, fürchten:

„Joel und Levison sind pleite!“

Sie schreit es gellend, wie den letzten Schmerzensschrei, den eine menschliche Brust hervorbringt.

Und nun bricht sie zusammen.

Ich eile hinzu.

„Glasphyra!“ stammelt die halb Betäubte.

Mein fragender Blick trifft Cohn, der erschreckt mit seinem roten Kopf über den Lampen aufsteht.

„Die kommt nie wieder!“ grinst er. „Aber den Levison, den werde ich holen.“

Ich schicke das Dienstmädchen der Goldstein nach dem Wagen, nach Wasser, nach Cognac, nach Eau de Cologne . . . Und niemand da, mir beizustehen! Die Spaz weg, Mecerino weg! Cohn wogt mit dem Menschenstrom, taub auf dem Ohr der Nächstenliebe, hinaus.

Das drängt und schiebt und stößt und schreit sich zu und flutet und ist außer sich. Jeder hat einen Verlust zu beklagen; wenn's auch gering ist, jeder ist mit getroffen. Wie ein Echo tönt der verhallte Klageruf der Goldstein durch die Straßen; ein trauriger Kanon, sich stets erneuend und wiederholend:

„Joel und Levison sind pleite!“

Levison hört es und stürzt sich unter die Menge.

„Das ist nicht wahr!“ schreit er. „Wer das gesagt hat, der hat gelogen! Der Joel hat gestern sogar gemacht einen großen Rabbes an der Börse . . .“

Man glaubte ihm nicht. Wem darf man glauben? Der Verständige, Vorsichtige weiß; nur das Schlimme ist wahr. In Rempen ist jeder verständig und vorsichtig. Man hat das Telegramm gesehen! Man hat es die Goldstein rufen hören! Man hat sie ohnmächtig werden sehen; folglich ist es wahr.

Es war eine schauerliche Viertelstunde. Der erleuchtete öde Saal, — die verlassene Bühne, bestrahlt von den Blendlampen, — die farblose Frau in totenähnlicher Bewußtlosigkeit, — ich im Gesellschaftskleide neben ihr als einzige Hilfe.

Ich hatte ihr das Oberkleid geöffnet und rieb ihr die Hände.

Endlich regte sie sich. Einmal schlug sie die Augen auf. Sehr möglich, daß sie trotzdem nichts sah.

„Glasphyra,“ murmelte sie kaum verständlich, „wo mich gebracht hat der Levison um alles, was ich habe, — magst du heiraten — den Stenscewicz.“ Ein Seufzer der Schwäche. Wieder überkam sie eine Ohnmacht.

War Glasphyra zu verdammen?

Endlich kam das Dienstmädchen mit dem Niesesal und dem Cognac zurück. Sie hielt ihr das Fläschchen unter die Nase, während ich sie in Cognac förmlich badete und ihn ihr reichlich über die Lippen goß.

Jetzt kam sie zu sich. Sie atmete, atmete tiefer; Farbe trat in ihr Gesicht. Nach einer Weile richtete sie sich auf. Sie blickte mit großen Augen im leeren Saale umher.

„Der Levison ist ein Schuft! Ein Schuft ist der Levison!“ Sie ballte die Faust. „Die Glasphyra kriegt er nicht!“

Und plötzlich brach sie in Thränen aus.

Ich tröstete sie, so gut es ging, und brachte sie in ihren Wagen. Dann warf ich mein Spitzentuch über den Kopf und eilte, mein Kleid auf der menschenleeren Straße so hoch schürzend, als es für meinen Schritt bequem war, mit den traurigsten Eindrücken nach dem Hotel.

XII.

Wie fand ich Mecerino und die Spaz? — Im Sofa sitzend, wieder vor einer Flasche Sekt, kreuzfidel, als wäre die ganze letzte Stunde eine Zeitspanne voll Wonne gewesen.

„Mein Gott,“ rief ich, „das war ja entsetzlich!“ Mecerino schmunzelte.

„Na, Hagemännchen, gefiel Ihnen seine Revanche nicht?“ fragte die Spaz.

„Welche Revanche?“

„Nun, der Spaz mit dem Telegramm!“

„Spa—a—a!“ . . . Mir stand der Verstand still. Beide sahen sich an und lachten.

„Das Telegramm trug keine Unterschrift. Es war bestellte Ware. Profit!“ Er trank sein Glas lachend aus.

Mir fiel's wie Schuppen von den Augen.

„Volle? . . .“ stammelte ich.

„Natürlich Volle. Wozu hat man denn einen guten Freund? Das nennt man prompt und verständnisinnig.“

ben?
imme
vor=
at hat
ohn=

er er=
rahlt
u in
tefell=

rieb

die
sah.
bdlich,
was
iciz."
t sie

Rech=
das
gnac
die

eser;
chiete
eeren

st ist
Blas=

te sie
ntuch
chen=
einen
ücken

Zu
renz=
Zeit=

ich!"
anche

stll.

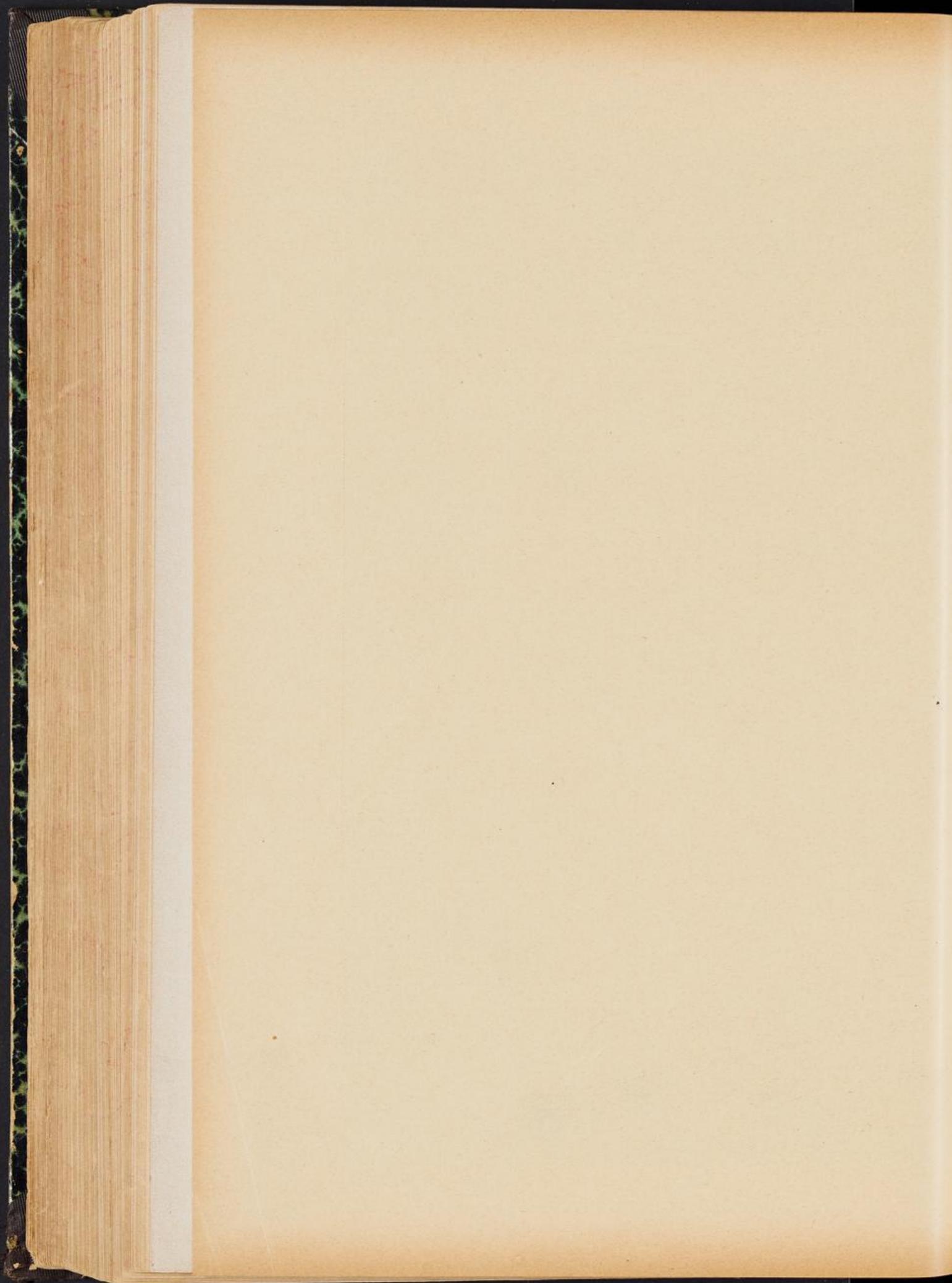
Es
Blas

einen
ver=



Monte Chitabé, Vista von Gemälde von J. Chyona.

Reproduction of the painting by J. Chyona.



„Aber Mezerino!“

„Schockschwermet, prost!“

„Sie haben sich schwer versündigt!“

„Ich entsündige mich wieder.“

In mir gärte ein edler Zorn. Die öde Bühne mit der ächzenden Frau stand noch zu lebhaft vor meinen Augen. Wenn auch der Streich mit dem Telegramm als toller, durch die Vorgänge entschuldbarer Leichtsinns aufgefaßt werden konnte, so erschien mir doch die Stimmung des fidele Pärchens angesichts der allgemeinen jammervollen Bestürzung in Nempen als kraße Herzlosigkeit.

„Schämen Sie sich!“ rief ich empört, und ich fühlte, wie mir Lippen und Kniee bebten; aber die Stimme kam mir volltönend aus der Tiefe der bewegten Brust, und die Worte brachen undurchdacht von meiner Zunge. „Schämen Sie sich! Das ist kein Scherz mehr; das ist eine Niedrigkeit! Sie sitzen hier und trinken und lachen, und um Sie herum quellen Thränen, die Sie grundlos veranlaßt haben! Ein Mensch hat Sie gereizt, und Ihre böshafte Rache fällt auf viele! Pfui! Schämen Sie sich!“

Ich glaubte ihn in den Boden zu schmettern, allein er blieb vergnüglich.

„Und jetzt gehe ich hin,“ sagte ich entschlossen, „und schreie in den Straßen aus, daß das Telegramm eine Lüge war!“

„Warten Sie doch erst Nummer zwei ab, ehe Sie mich in die Nesseln setzen,“ rief er aufspringend und mir den Weg vertretend. „Es wird ja nicht mehr lange dauern!“

„Bitte, lassen Sie mich gehen,“ sagte ich finster, „ich kann das traurige Klagen draußen nicht mehr ertragen.“

„Mein Gott, dieser Eigensinn! Wo steckt denn Ihr Begriffsvermögen! Ich selbst habe ja den telegraphischen Widerruf aufs Papier gesetzt. Er muß jeden Augenblick kommen. Denken Sie, ich werde mich selber in die Patz legen? Ausrenken hat nur Wis, wenn man's Einrenken versteht. Ich sagte ja heut mittag, daß ich nicht singen wollte. Ich habe mich schrecklich geärgert, daß ich dem alten Neff noch das ganze Meer habe vorstören müssen.“

„Sie hätte den Tod haben können.“

„Sie ist aber noch lebendig?“ fuhr die Spatz erschreckt auf.

„Gott sei Dank!“

„Ein volles Glas der Samariterin!“ rief Mezerino und schwang seinen Kelch. „Warum haben Sie eigentlich den Krankendienst bei der Dicken übernommen? Dazu ist doch die — na, wie heißt sie —“

„Glasphyra,“ half Spätzchen ein.

„Die Glasphyra da.“

Cohn erschien mit einer zweiten Flasche Champagner. Er hatte die letzten Worte gehört.

„Die Glasphyra,“ schmunzelte er, „sitzt auf der Bahn. „In drei Stunden ist sie in Czestochau; dort wird sie morgen der Rabbiner trauen mit dem Stenszewicz.“

„Gi gar!“ rief die Spatz und ließ den Mund offen stehen.

„Sie wird 'ne gute Frau werden und vielleicht noch 'ne große Sängerin. Hier hätt' sie die Goldstein mit der Zeit doch unter die Erde gebracht. Und wenn sie den Levison genommen hätte — über kurz oder lang wär' sie davongelaufen. Was werd' ich nicht kennen die Glasphyra!“

„Und hinter alledem haben Sie gesteckt! Na, prost, Isidor.“

Cohn streckte alle zehn Finger von sich.

„Was werd' ich meine Hände stecken in solche Geschichten? Was kommen soll, das kommt von selber.“

Mezerino sah Spätzchen an.

„Was meinen Sie, kleines Ungeheuer, jetzt wär' wohl der rechte Moment?“

Sie nickte.

„Verlobt!“ riefen sie wie mit einer Stimme.

Sie fielen sich wie auf Kommando in die Arme und küßten sich. Und nun fiel's mir auf: der Rosenbusch von der Spatz war schon ganz zerknautscht. So etwas kommt nur vom Küssen.

„Mchtig verlobt!“ rief die Spatz jubilerend. Wir gratulierten hocherfreut. Und Mezerino citierte:

„Liebe, Liebe is mich nötig' . . . Na, Isidor, wann machen Sie denn Ernst? Noch keine Schöne gefunden?“

„Wissen Sie, Mezerino, wenn ich eine gemocht hätte — hätte, sag' ich —, dann wär's nur die Glasphyra gewesen. Und die . . . Aber was bin ich gewesen für 'n kluger Mann, daß ich meine Kapitalien gekündigt habe dem Joel und hab' sie kürzlich angelegt sicher und gut auf der Reichsbank —“

„Die Rechnung, Isidor.“

„Was, wollen Sie nicht bleiben über Nacht?“

„Hier in dem verwünschten Nest?“ fuhr Mezerino auf. „Da müßt' ich ja Tinte getrunken haben!“

„Aber die Konzerteinnahme . . .“

„Keinen Pfennig will ich davon. Denken Sie, ich nehme Geld, wenn ich nicht gesungen habe? — Und Sie? — Und Sie?“ Er sah uns nacheinander an, und wir lehnten selbstverständlich ab.

„Volle wird ihn sicherlich entschädigen,“ flüsterte die Spatz überzeugt. Ich hatte das Gefühl, als beabsichtigten beide, ihre Ehe auf Volle zu gründen.

Cohn brachte die Rechnung.

Der selbstlose Mann hatte alles, aber auch alles angekreidet, sogar die Guirlande für den Flügel und das Del, womit er „auf neu“ poliert worden war.

Mezerino zahlte wie ein Fürst. „Den Wagen!“ befahl er dann.

„Noch einen Augenblick; er muß gleich zurückkommen von der Bahn; er hat auf Schnabel gewartet. Die Chaise ist für Sie dreie zu eng . . . Beehren Sie uns bald wieder. Vielleicht, daß Sie dann schon logieren können beim Levison im Hotel mit 'm Berliner Komfort . . .“ Er blinzelte uns verschminkt und mit böshafter Befriedigung an. „Was meinen Sie wohl, — mit welchen Gefühlen der Levison heut' abend sein eines Auge zumachen wird?“ Und

auf seinem Gesicht stand geschrieben: Ich hab's ihm eingetränkt.

Jetzt wurde es in Nempen abermals lebendig. Fernes Rufen, das sich näherte; freudiger Jubel! Die Fenster flogen auf. Man fragte, man schrie, man hörte. Man stürzte auf die Straße, man schrie es weiter. Wie ein Freudenfeuer flog's durch die Straßen der Stadt.

„Joel-Levison nicht pleite! Geschäft blüht!“

„Volle Nummer zwei,“ sagte Mecerino trocken und sah mich triumphierend an. „Sind Sie nun zufrieden? Nun hinterlasse ich sogar noch eine allgemeine Freude.“

Ich schwieg. Unsere Sinnesarten waren himmelweit verschieden.

Der Wagen kam; es war neun Uhr. Auf dem Boß saß Schnabel.

Aber im Fond saß auch noch jemand: Volle — wahrhaftig!

„Schockschwernot, da bin ich!“ seufzte er, während er aus dem Wagenschlag sprang. Er hatte einen lichtbraunen, seidengefüllerten Paletot an, einen Cylinder auf, Lackstiefel an und machte einen so überwältigend feinen Eindruck, daß Cohn aus den Empfangskomplimenten gar nicht herauskam.

Mecerino strahlte.

„Volle, du! Du straf' mich —“

„Isidor,“ sagte Volle, „fragen Sie mal bei der Goldstein, ob sie 'ne antike Kommode hat, oder 'nen Teppich, oder sonst was. Ich will kaufen.“

Cohn flog.

„Ich wollte ihn nur weg haben,“ flüsterte Volle. „Schockschwernot, was sollten denn die Telegramme heißen? Es kam da noch ein Freund von mir, der mittafelte, ein Rechtsanwalt — Schlirer heißt der Mann, wenn Sie's interessiert —, der meinte, wie er die Sache ansähe, könntest du dich damit ordentlich in die Kesseln setzen, Mecerino: Klage und Neugeld und was nicht alles. Schockschwernot, — das zweite Telegramm war eben aufgegeben — na, was half's, wie die Sache lag, — ich ließ die andern sitzen und schoß los. Und hier, Mecerino — besser vorher als nachher — hier ist ein Löffel Honig für Nempen, den träufelt man in den aufgestocherten Ameisenhaufen.“

Damit drückte er ihm sein Portefeuille in die Hand.

„Du machst wohl Unsinn —“ sagte Mecerino mit einem bescheidenen Zögern, welches verriet, daß er seiner Sache sehr gewiß war.

„Schockschwernot, was werd' ich Unsinn machen? Wozu wär' ich denn gekommen?“

„Das kann ich aber wirklich nicht verlangen.“

„Nur nicht so viele Nebenarten; es ist ja mein einzigstes Vergnügen.“

Cohn kam. Der Goldstein ging es wieder vollkommen gut. Sie verwünschte Glasphrya, sie schimpfte auf Stenszewicz.

Volle kaufte drei Teppiche, und Mecerino überreichte Isidor nach stiller Rücksprache aus Volles Portefeuille ein kleines Schmerzensgeld für das verunglückte Konzert. „Für den Fall, daß es irgend

ein Vergernis geben sollte, unterdrücken Sie's, lieber Isidor,“ hörte ich ihn murmeln.

Die Rückfahrt den weichen Landweg entlang war sehr erquickend; unser Zug ging erst um zehn Uhr. Die Sterne blinkten über uns, die Umrisse der Bäume und Hütten verschwammen in silberner Dämmerung.

Volle wiegte sich neben mir im Fond, denn die Spaz fuhr ihrem Mecerino zu Gefallen rückwärts. Sie saßen dicht aneinandergeschmiegt. Ich überließ mich meinen Gedanken . . .

Volle erzählte von seinem Diner bei Hansen.

Glasphyras Züge tauchten vor mir auf, schön und glückverklärt!

Wie ein Schiff entsteht.

Von

Max Sahn,

Schiffbau-Ingenieur.

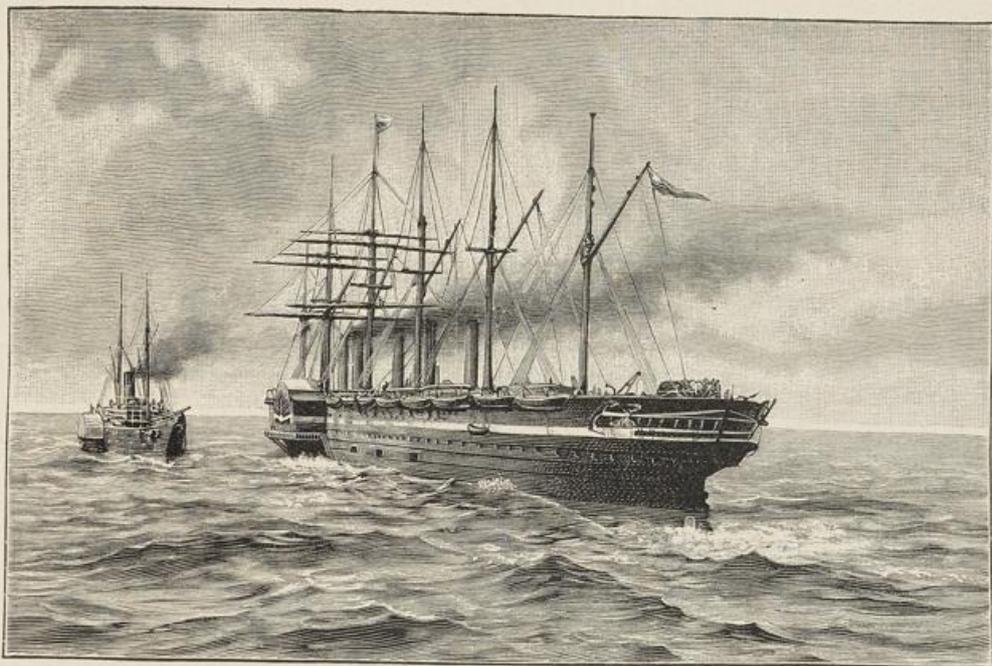
Mit Abbildungen von F. und O. Nühling.

„Illi robor et aes triplex . . .“ sagt Horaz: „Eichenholz und dreifach Erz hat der um seine Brust gelegt, der zuerst ein Schiff den Wogen vertraute.“ Wenn der Dichter zu unsrer Zeit gelebt hätte, würde er sich wohl zu einer besseren Meinung haben bekehren lassen, denn eine Seereise selbst über das Weltmeer ist keineswegs eine so große Unannehmlichkeit, wie sie ihm erschien. Man kann auf unsern modernen Passagierschnelldampfern, die wahrhaft schwimmende Paläste genannt werden dürfen, umgeben von aller Bequemlichkeit und dem Luxus und Komfort eines großen Hotels die Ozeanreise von der Alten nach der Neuen Welt in kaum sechs Tagen machen, selbst wenn Wind und Wetter ungünstig sind. Dabei ist die Sicherheit eines modernen und mit allen Erfahrungen der heutigen Schiffbautechnik ausgestatteten Schnelldampfers eine mindestens ebenso große, wie die eines Eisenbahnzuges.

Freilich hat auch der menschliche Geist Jahrtausende gebraucht, um aus den gebrechlichen Fahrzeugen zur Zeit eines Horaz unsre modernen Schnelldampfer zu entwickeln, und erst unsrer allerneuesten Zeit, etwa den letzten fünfzehn Jahren, war es vorbehalten, besonders den deutschen Schiffbau zu einer früher nie geahnten Höhe zu bringen, so daß wir jetzt wohl im stande sind, es mit allen schiffahrt- und schiffbautreibenden Nationen, die auf ihren alten Ruhm stolzen Engländer nicht ausgenommen, im Erbauen von schnellen und sicheren Kriegs- und Handelsschiffen aufzunehmen.

In Kaiser Wilhelm II. besitzen der deutsche Schiffbau und die deutsche Schifffahrt einen mächtigen Beschützer, der keine sich ihm bietende Gelegenheit vorübergehen läßt, um ihnen seine Gunst zu zeigen. Eine mächtige Kriegsmarine beschützt unsre über alle Meere verbreitete Handelsflotte, die ihrerseits dazu beiträgt, deutsche Industrie und deutsche Arbeit im Ausland zur Geltung zu bringen. Deutsche Schiffe kreuzen in allen Meeren, und der „Norddeutsche Lloyd“ in Bremen steht durch die Anzahl und Größe seiner Schiffe an der Spitze aller schiffahrttreibenden Gesellschaften der Erde.

Aus kleinen Anfängen hat sich die internationale Schnelldampferfahrt entwickelt. Im Jahre 1840 fuhren die ersten englischen transatlantischen Dampfschiffe die Strecke von Bristol und Liverpool nach New York in fünfzehn Tagen, sie liefen mithin circa acht Seemeilen in der Stunde. Es waren hölzerne Raddampfer von kaum 70 Meter Länge, sonderbare Schiffe, mit den jetzigen Schnelldampfern an



Der „Great Eastern“, erbaut von Scott Russell, vollendet 1859.

Geschwindigkeit, Sicherheit und Komfort überhaupt nicht vergleichbar. Dennoch bedeuteten diese ersten transatlantischen Dampfschiffe im Weltverkehr einen entschiedenen Fortschritt, da sie den völlig vom Winde abhängigen Segelschiffen durchaus an Leistungsfähigkeit überlegen waren.

Das erste transatlantische Riesenschiff hat ebenfalls der englische Schiffbau erzeugt. Es war dies der von dem genialen Scott Russell erbaute, viel genannte und viel geschmähte „Great Eastern“, ein Schiff von ungeheuren Dimensionen. Es hatte eine Länge von 207 Meter und besaß eine Wasserverdrängung von 27 400 Tonnen, dagegen indizierte seine Maschine nur 7650 Pferdekraft und gab dem Schiff eine für damalige Verhältnisse immerhin recht respectable Geschwindigkeit von $14\frac{1}{2}$ Seemeilen die Stunde. Der Bau eines Dampfers von solchen Dimensionen eilte jedoch seiner Zeit bedeutend voraus, und bei dem damaligen, noch in den Kinderschuhen befindlichen transatlantischen Verkehr gelang es nicht, die Anzahl von 4000 Passagieren und 6000 Tonnen Ladung zusammenzubringen, wofür das Schiff berechnet war. Deshalb mußte es einen wirtschaftlichen Mißerfolg erleiden; die technische Bedeutung dieses Baues steht jedoch unbestreitbar fest, besonders wenn man bedenkt, mit welchen primitiven Mitteln man damals arbeitete.

Die deutsche Schnelldampferfahrt beginnt erst mit dem Jahr 1881, in welchem der Norddeutsche Lloyd in Bremen mit dem Bau der „Elbe“ den Anfang machte. Die „Elbe“, ebenfalls in England gebaut, war der erste Schnelldampfer, der von seinem Heck die deutsche Flagge wehen ließ. Schon fünf Jahre später besaß die deutsche Handelsflotte mit den, dem Norddeutschen Lloyd gehörigen Schnelldampfern „Elbe“, „Aller“, „Saale“, „Trave“ und „Lahn“ fünf Schiffe, die 16 Meilen und darüber in der Stunde zurücklegten, während die Engländer nur vier besaßen. Seit dieser Zeit hat der Bau von Schnelldampfern fortwährend zugenommen. Die 1855 gegründete Hamburg-Amerikanische Paketfahrt-Aktien-Gesellschaft baute 1889 bis 1891 die „Auguste Victoria“, „Columbia“,

„Normannia“ und „Fürst Bismarck“, vier ganz vorzügliche Ozeanrenner, die den Fahrzeugen des Norddeutschen Lloyd durchaus nicht nachstehen. Augenblicklich zählt die deutsche Handelsflotte fünfzehn Schnelldampfer, von denen dem Norddeutschen Lloyd elf und der Paketfahrt vier gehören. Der größte und schnellste deutsche Dampfer ist augenblicklich der auf der Werft des „Vulkan“ bei Stettin für Rechnung des Norddeutschen Lloyd erbaute „Kaiser Wilhelm der Große“, in diesem Blatte in Heft 11 und 12 des vorigen Jahrgangs vorgeführt. Dieses kolossale Schiff, das mit allen Errungenschaften der modernen Technik ausgerüstet wurde, steht dem „Great Eastern“ an Größe wenig nach, übertrifft aber an Geschwindigkeit und prachtvoller Ausstattung alles Frühere.

Die Konstruktion und den Bau eines solchen modernen Ozeanriesen wollen wir jetzt genauer betrachten. Unfre alten hölzernen Kriegs- und Handelsfahrzeuge wurden ohne viel Kopfzerbrechen durch Rechnen und Konstruktionen erbaut. Wenn sich einmal herausstellte, daß etwas nicht recht passte, so konnte man im Notfalle mit der Art nachhelfen. Dies geht natürlich bei unsern modernen Stahlschiffen nicht. Für jedes zu erbauende Fahrzeug werden äußerst genaue Zeichnungen angefertigt, die nach wissenschaftlichen Prinzipien berechnet werden müssen. Der Schiffbau ist eben aus einem Handwerk eine Wissenschaft geworden, welche an unsern technischen Hochschulen gelehrt wird.

Von der guten Konstruktion eines großen überseeischen Schnelldampfers verlangt man folgende Haupteigenschaften: Schnelligkeit, Festigkeit und Sicherheit, Unsinkbarkeit, Stetigkeit und Wohnlichkeit.

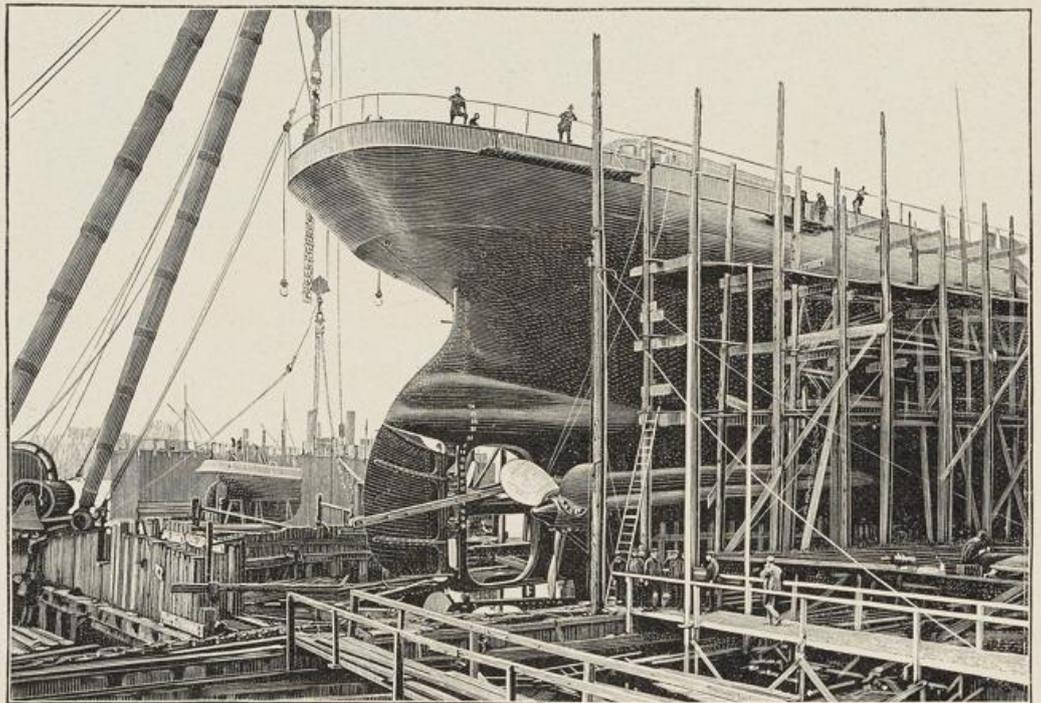
Um eine bestimmte geforderte Geschwindigkeit bei gegebenen Dimensionen zu erzielen, braucht man vor allen Dingen eine Maschine mit einer genügenden Anzahl von Pferdestärken, die je nach der Form des Schiffes größer oder kleiner sein kann. Ein plummes Schiff wird natürlich eine stärkere Maschine nötig haben, um dieselbe Geschwindigkeit zu erreichen wie ein scharfes schlanke, weil der Widerstand des Wassers bei diesem leichter überwunden

wird wie bei jenem. Es mag hier genügen, daß man in Bezug auf die „Wölligkeit“ eines Schiffes von ganz bestimmten Normen ausgeht, die für einen Laien kein Interesse haben. Hinzufügen will ich noch, daß man jetzt bei allen schnellfahrenden Schiffen möglichst scharfe Linien im Vor- und besonders im Hinterstern wählt, da sich durch Versuche herausgestellt hat, daß selbst die stärkste Maschine nicht im Stande ist, die Schnelligkeit eines vollen Schiffes bedeutend zu vergrößern; man würde durch eine stärkere Maschinenleistung endlich nur erreichen, daß das Schiff Berge von Wellen vor seinem Bug herwälzen würde, die Geschwindigkeit würde dagegen nicht mehr wachsen. So weisen unsere modernen Schnelldampfer, schnellen Kreuzer und Torpedoboote gegen frühere Konstruktionen eine kolossale Schärfe der Linien auf. Man erreicht durch diese zwar eine bedeutende Geschwindigkeit, bei Torpedobooten bis zu

haut, durch die stählernen Decks und sogenannte Stringerplatten noch verstärkt wird.

Ich erwähne die einzelnen Verbandsteile vorläufig an dieser Stelle nur und werde in einem späteren Abschnitt noch einmal näher darauf zurückkommen. Im übrigen kann ich den Lesern, die vielleicht eine Ozeanreise unternehmen wollen, zur Beruhigung mitteilen, daß unsere deutsche Klassifikationsgesellschaft, der „Germanische Lloyd“, die die Festigkeit und Solidität unserer Schiffe jetzt begutachtet, und unter deren spezieller Aufsicht fast alle unsere neuen größeren Schiffe gebaut werden, so starke Verbände vorschreibt, daß dieselben sich selbst beim schwersten Wetter und Seegang nicht lösen werden.

Trotz dieser äußersten Festigkeit der einzelnen Verbände soll bei einer guten Konstruktion doch mit dieser eine möglichst große Leichtigkeit verbunden werden. Man ist deshalb



Schiff mit Doppelschraube: „Kaiser Wilhelm der Große“ vor dem Stapellauf. Gedächtnis.

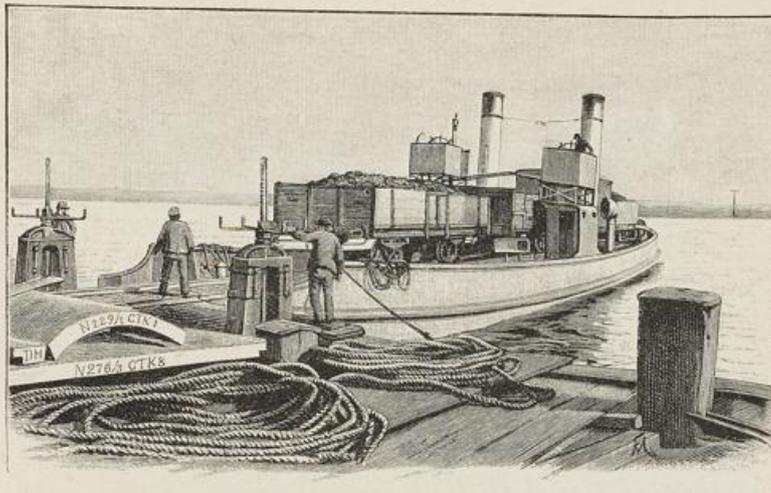
32 Knoten, das heißt acht deutsche Meilen in der Stunde, verliert aber auch viel von dem besonders für ein Handelsschiff kostbaren Raum.

Bei der Schnelligkeit, mit der unsere modernen Schnelldampfer den Ozean durchheilen, ist es natürlich von äußerster Wichtigkeit, ihnen durch eine solide Konstruktion des Verbandes eine genügende Festigkeit zu geben. Bei der theoretischen Berechnung des Verbandes einer Anzahl älterer eiserner Schiffe fand man, daß die Festigkeit des Querverbandes bei allen genügte, der Längsverband dagegen fast überall zu wünschen übrig ließ. Man hat deshalb anstatt des früher angewendeten Eisens jetzt Stahl als Schiffbaumaterial eingeführt, und dieser hat sich so vorzüglich bewährt, daß er das Eisen vollständig verdrängt hat. Außerdem werden sämtliche großen Schiffe jetzt mit dem sogenannten Längspanntensystem versehen. Dieses System giebt zusammen mit dem Kiel dem Schiff eine bedeutende Festigkeit, welche durch Doppelungen der Außen-

zum Beispiel davon abgesehen, hölzerne Masten zu verwenden, und verwendet jetzt bei großen Schiffen ausschließlich hohle Masten von Stahlrohr. Die erzielte Gewichtserparnis ist ziemlich bedeutend. Ebenso werden Vor- und Hinterstern jetzt nicht mehr massiv, sondern hohl aus Stahlguß hergestellt; selbst die Davits (Eisengestelle), in denen die Boote hängen, sind hohl, und schon durch diese Kleinigkeit werden 20 Tonnen, gleich 400 Zentner, bei einem großen Schiff an Gewicht gespart. Bei dem neuen Schnelldampfer des Norddeutschen Lloyd wurden die beiden Schraubenwellen nicht, wie bisher üblich, aus Stahlguß, sondern aus Nickelstahl hergestellt, wodurch man allerdings an Gewicht sparte, dagegen den Bau bedeutend verteuerte.

Mehr, als weiteres über die Festigkeit zu hören, wird es interessieren zu vernehmen, wie man die Sicherheit eines modernen Schiffes seinen älteren Schwestern gegenüber vergrößert hat. Erstens hat man, um bei Kollisionen, die bei weitem die meisten Schiffsunfälle herbeiführen, und bei

sonstigen Beschädigungen der Außenhaut zu verhindern, daß ein Schiff untergeht, daselbe durch viele wasserdichte Längs- und Querwände in eine Menge voneinander ganz unabhängiger wasserdichter Abteilungen geteilt und ihm außerdem noch einen doppelten Boden gegeben, der wiederum in viele wasserdichte Abteilungen zerfällt. Bei ungepanzerten Kriegsschiffen, die der Durchlöcherung durch feindliche Geschosse ausgesetzt sind, hat man oft über hundert solcher wasserdichter Abteilungen, von denen gefahrlos eine ganze Anzahl volllaufen können, bevor das Schiff sinkt. Diese Räume können sämtlich durch die Dampfpumpen und Lenz- oder Entleerungsröhre in kurzer Zeit leer gepumpt, „gelenzt“, werden. Ein Hauptlenzrohr steht durch viele Nebenlenzrohre mit jeder einzelnen wasserdichten Abteilung in Verbindung und mündet in einen Sammelkasten im Maschinenraum, in dem die Röhren aller an Bord befindlichen Dampfpumpen zusammenlaufen. Wird nun die Außenhaut irgend einer Abteilung beschädigt und dringt Wasser in dieselbe ein, so schließen sich die übrigen Seitenlenzrohre durch selbstthätige Ventile, und der Sammelkasten und die beschädigte wasserdichte Abteilung können durch die Pumpen bald gelenzt werden. Bei Kriegsschiffen hat man außerdem, wenn sie ungepanzert sind, um ihnen Sicherheit gegen feindliche Schiffe zu geben und die Unsinkbarkeit zu erhöhen, einen sogenannten Korbdamm angewendet, der sich in einer Höhe von circa 2 Meter und einer Breite von circa 1 Meter in der Gegend der Wasserlinie innenbords um das ganze Schiff hinzieht. Kork ist bedeutend leichter als Wasser und wird schon deshalb dazu beitragen, ein havariertes Schiff über Wasser zu halten, außerdem hat er die Eigenschaft, wenn er naß wird, zu quellen. Er wird

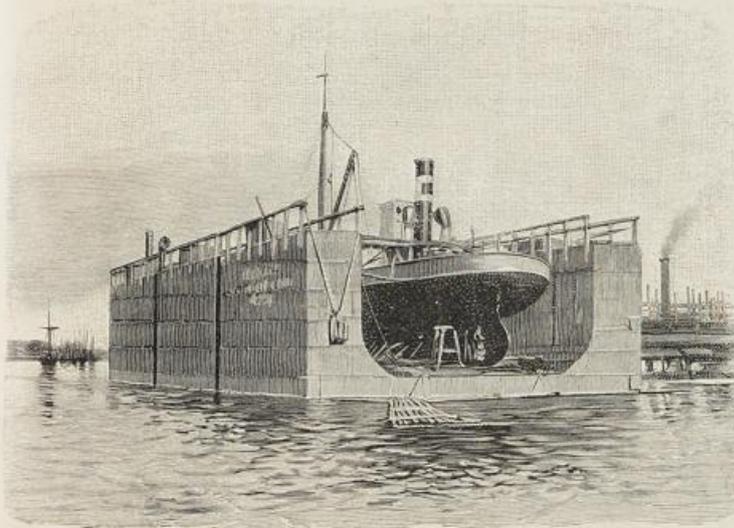


Trieb-Dampfer mit Kohlenwaggons für die Werft.

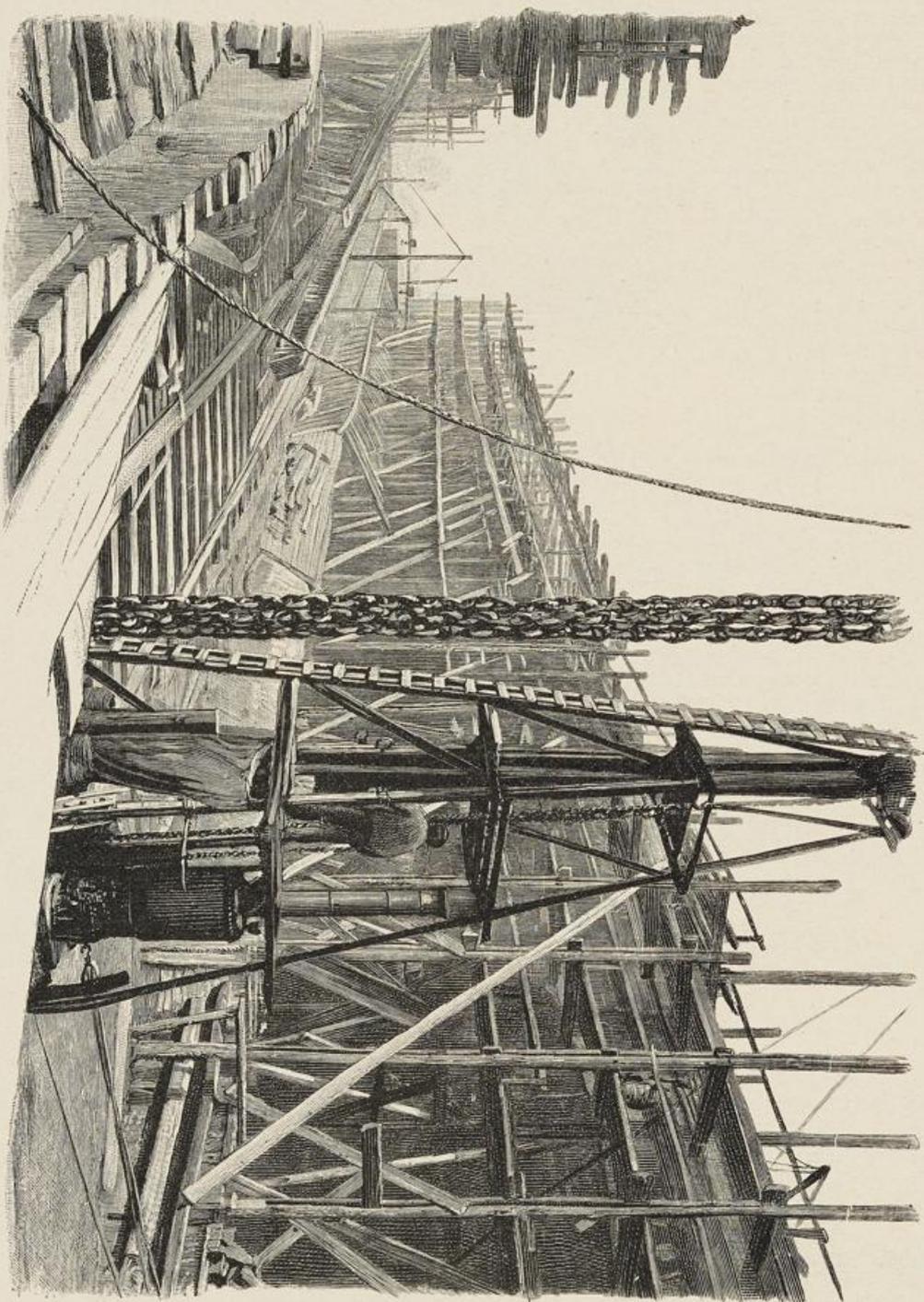
deshalb bald den Schuslanal verstopfen, eine Erscheinung, die man bei jedem vom Korkzieher durchbohrten Flaschenkork beobachten kann.

Ein zweites großes Sicherheitsmoment ist den neueren Schiffen durch das Doppelschraubensystem gegeben. Bei den hölzernen Raddampfern, die einst den Ozean kreuzten, konnte man von Sicherheit wohl überhaupt nicht reden, denn bei der damals wackeligen Konstruktion des ganzen Schiffskörpers nahm eine überbrechende See leicht einmal auf der einen Seite Rad und Radlasten hinweg, und das Schiff trieb als hilfloses Wrack auf dem weiten Ozean, weil es die Steuerfähigkeit verloren hatte, wenn es nicht gar infolge Verlustes des Gleichgewichts kenterte. Aber auch die älteren Einschraubenschiffe haben den Doppelschraubenschiffen gegenüber Nachteile. Denn bei bedeutenden Havarien der Maschine oder der Schraube müssen sie auf Vorwärtsbewegung durch Dampf verzichten und versuchen, mit Hilfe der ihnen beigegebenen Segel einen Hafen zu erreichen, wo sie den Schaden reparieren können. Bei den

hohen Decksaußbauten, die viel Wind abfangen, und verhältnismäßig kleinen Segeln ist ihnen dies nicht immer möglich, und oft müssen sie Hunderttausende bezahlen, um sich von Bergungsdampfern einschleppen zu lassen. Diese Nachteile der Einschraubenschiffe haben veranlaßt, daß die größeren Schiffe jetzt fast durchweg zwei Schrauben bekommen, die von zwei voneinander ganz unabhängigen Maschinen getrieben werden. Sollte eine Schraube durch irgend einen Unfall unbrauchbar werden, so können sie mit der andern allein, ohne an Geschwindigkeit bedeutend zu verlieren, ihr Ziel erreichen. Die Sicherheit eines modernen Doppelschrauben-Schneldampfers, der mit einer genügenden Anzahl von wasserdichten Schotten und genügend starken Verbänden versehen ist, ist sehr bedeutend, und es müssen schon gewaltige



Schwimmdock.



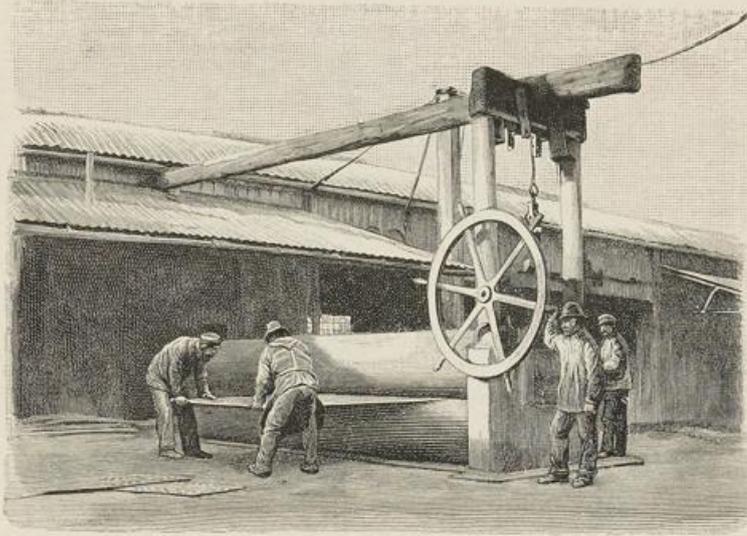
Griffung. Seltung für „Kaiser Wilhelm der Große“.

Naturereignisse eintreten, wenn ein solches Schiff verloren gehen soll.

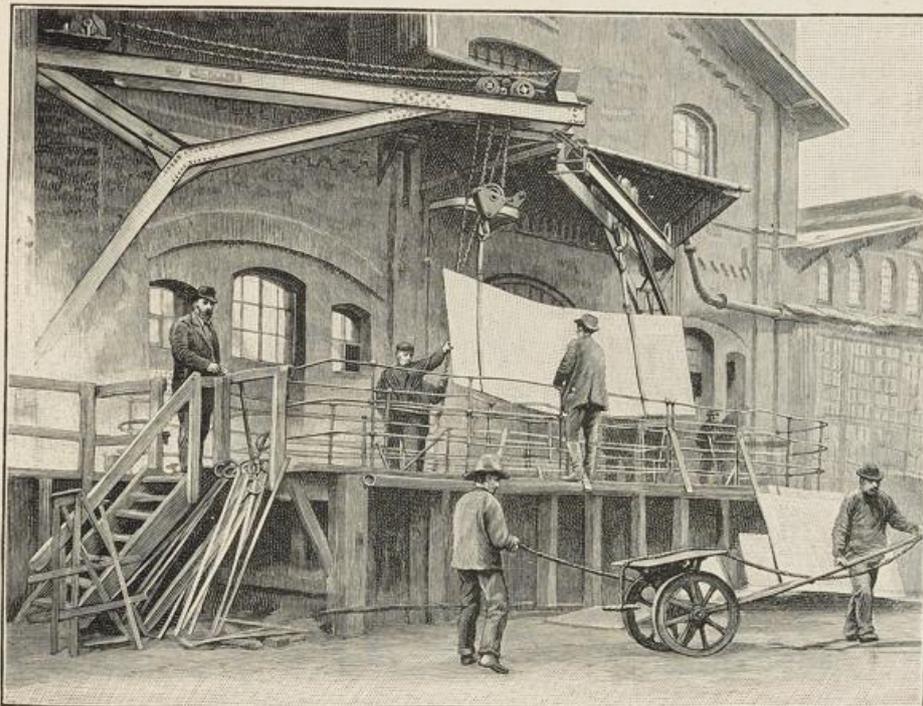
Einen großen Wert legt man auf die Stetigkeit. Darunter versteht man die Fähigkeit eines Schiffes, schweren Seegang mit möglichst ruhigen und gleichmäßigen Bewegungen zu überwinden; man erreicht dies sowohl durch eine passende Einteilung des Verhältnisses der Länge zur Breite und Tiefe als auch durch eine zweckmäßige Anordnung der schweren Gewichte eines Schiffes. Unfre moderner Ozeanrenner heißen als Länge etwa das Zehnfache der Breite und als Tiefe die Hälfte der Breite. Wählte man die Breite und Tiefe zu klein, so würde das Schiff zu wenig Stabilität erhalten, es würde zu „rank“ werden, das heißt Gefahr laufen, bei schwerem Wetter zu kentern. Würde dagegen ein Schiff durch große Breite und Tiefe zu viel Stabilität erhalten und zu „steif“ werden, so würde es sich, von See und Wind auf die Seite geworfen, zu schnell und heftig wieder aufrichten, das heißt stark „schlingern“. Aber auch die Bewegung in der Längsachse des Schiffes, die für viele Passagiere noch viel unheilvoller wird als das Schlingern, das sogenannte Stampfen, läßt sich bei einer richtigen Konstruktion bedeutend vermindern. Es ist aus diesem Grunde nötig, daß die schweren Gewichte, Maschine, Kessel, Ladung, Kohlen in der Mitte ihren Platz finden und an den Enden, an Bug und Heck, nur leichtere Gewichte angewendet werden. Auch das schon

erwähnte Doppelschraubensystem soll einen guten Einfluß auf die Stampfbewegungen eines Schiffes ausüben.

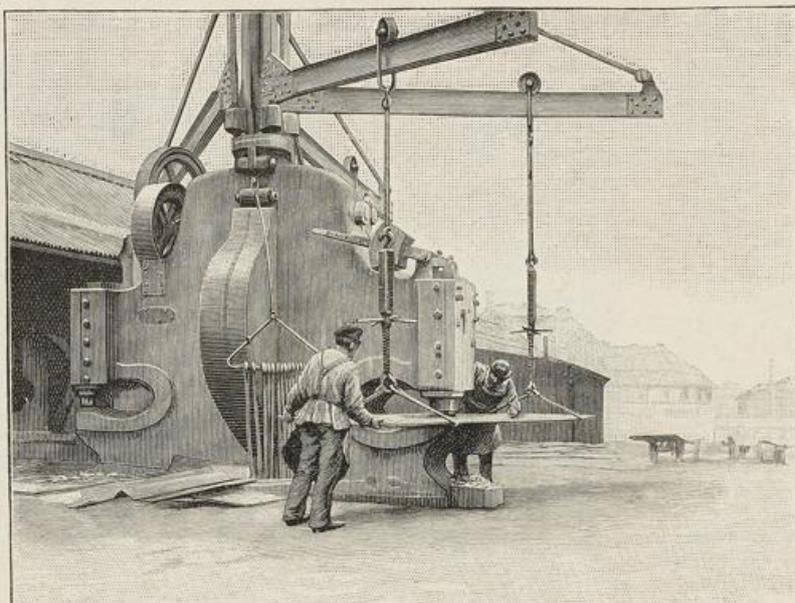
Bei den kolossalen Dimensionen eines modernen transatlantischen Dampfschiffes wäre wohl die Wohnlichkeit leicht zu erreichen, wenn nicht der größte Teil des verfügbaren Raumes durch Maschinen-, Kessel- und Kohlenräume eingenommen würde. Eine moderne Schnelldampfermaschine hat eine Höhe von circa 13 Meter und eine Länge von circa 15 Meter, sie nimmt die ganze Breite eines Schiffes in Anspruch und reicht durch alle Decks mit Ausnahme des obersten. Die großen überseeischen Dampfer haben in der Regel sechs bis sieben Decks übereinander, das Sonnen-



Walse für Panzerplatten.



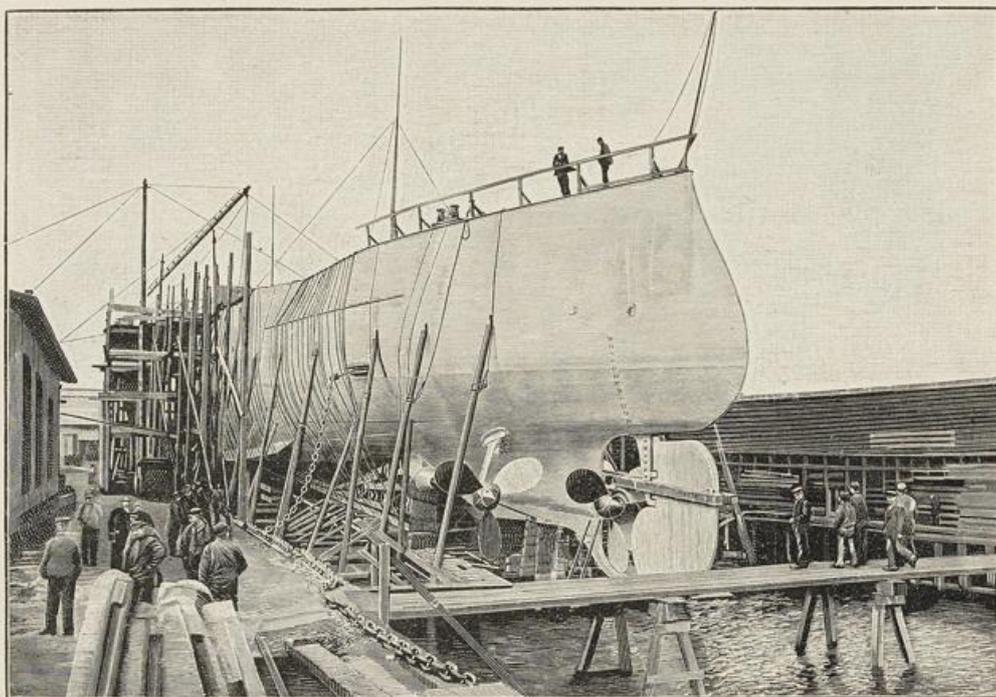
Baden einer Stahlplatte.



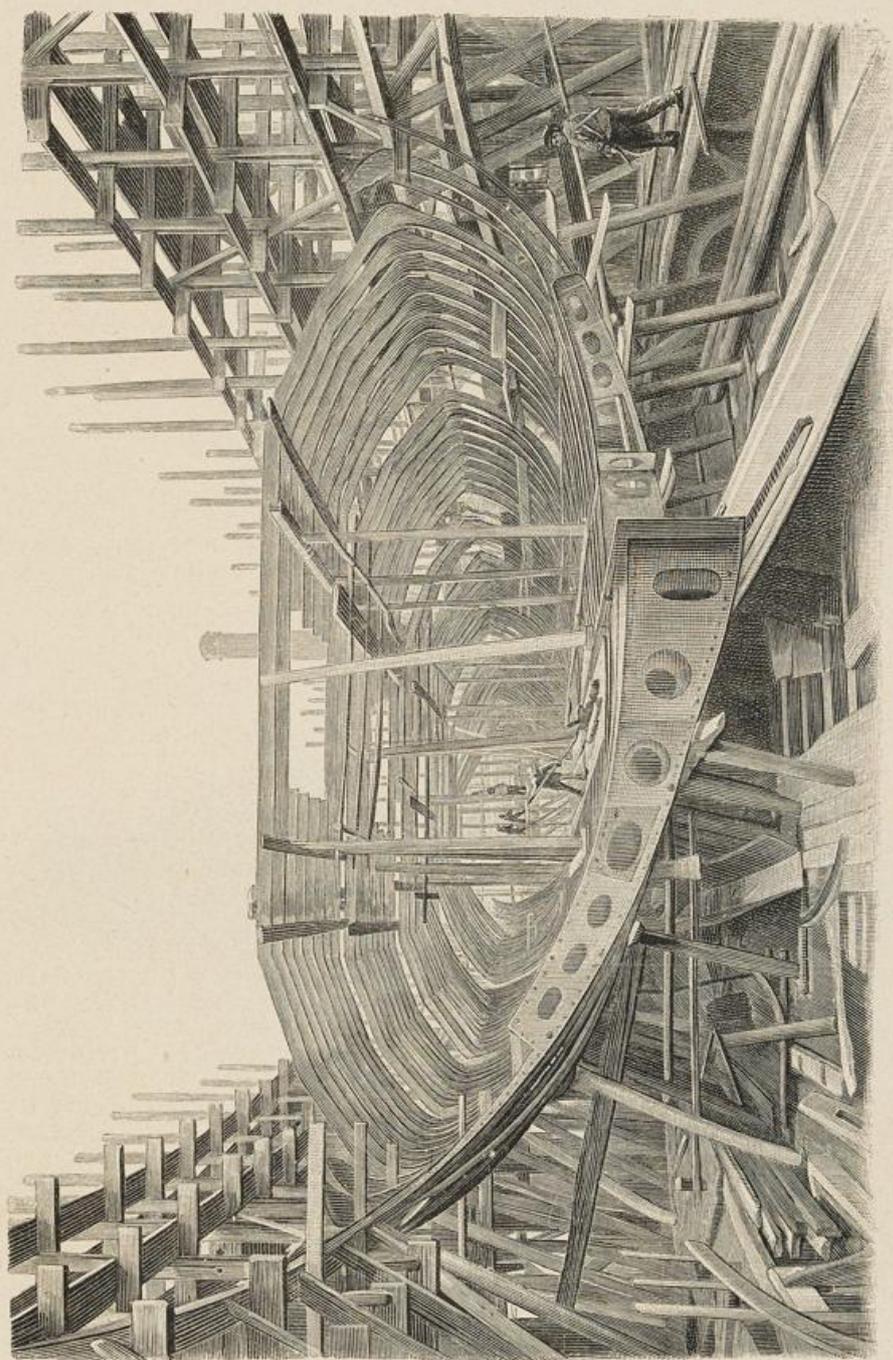
Besäheiden einer Stahlplatte mittels der Schere.

Promenaden-, Brücken-, Ober-, Haupt-, Unter- und Orlopdeck. Von diesen sind Ober-, Haupt- und Unterdeck durchlaufende Decks, sie reichen vom Bug bis zum Heck. Von den übrigen sind Sonnen-, Promenaden- und Brückendeck etwa von der halben Länge des Schiffes in der Mitte angeordnet. Ueber dem Oberdeck liegen noch vorn das Baddeck oder die Bad, hinten das Poopdeck oder die Poop. Unter dem Unterdeck liegt das Orlopdeck, das zum Auf-

bewahren von Material, Proviant und so weiter dient, aber zur Unterbringung von Passagieren nicht mehr benutzt wird. Das unterste bewohnte Deck ist das Unterdeck. Hier wohnen die Passagiere dritter Klasse, die Zwischendeck, von denen ein großer Ozeandampfer über 2000 unterbringen kann. Während auf alten Schiffen das Unterdeck oft kaum so hoch war, daß ein erwachsener Mensch aufrecht stehen konnte und die Ueberfahrt über den Ozean



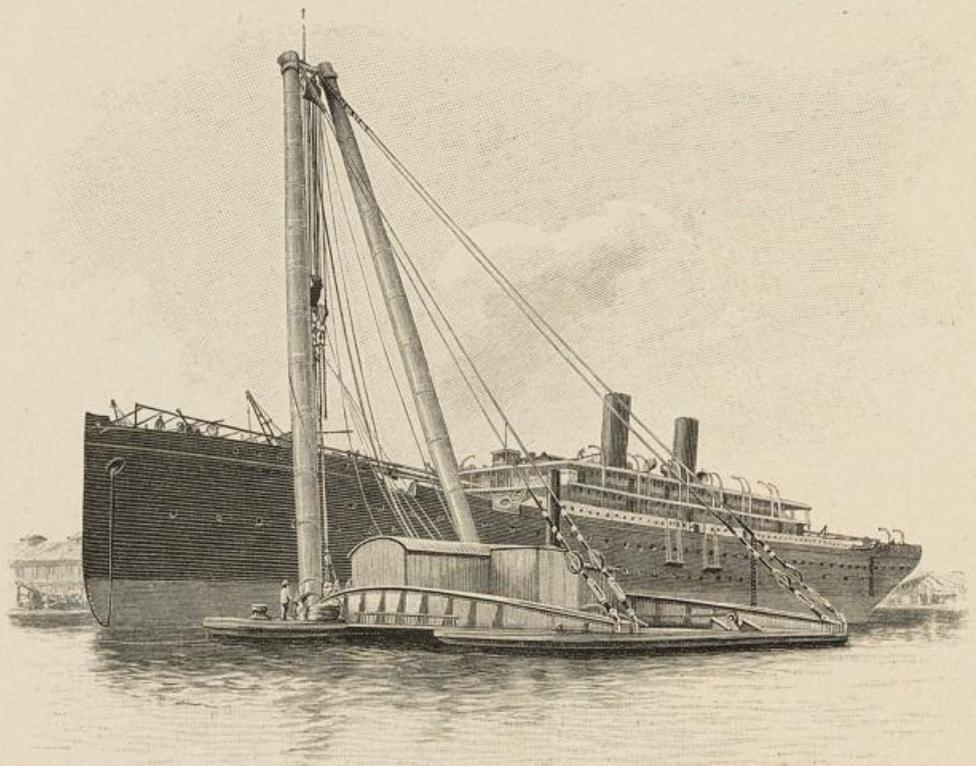
Gleisbahn. — S. M. S. „Hertha“ am Tage des Stapellaufes. Heckansicht.



Keuse im Bau. Auflegen der Querschanten.

in dem düstigen und schlecht ventilirten Raum nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehörte, baut man jetzt die Schiffe so geräumig, daß auch das Unterdeck eine Höhe von $2\frac{1}{4}$ bis $2\frac{1}{2}$ Meter hat. Steigen wir eine Treppe hinauf, so kommen wir auf das Haupt- oder Zwischendeck. Bei allen neueren Schnelldampfern liegt in diesem das Hauptprunkzimmer des Schiffes, der Speisesaal erster Klasse, immer in dem von den Dünsten der Maschine verschonten Vorschiffe. Auf den englischen Schnelldampfern „Lucania“ und „Campania“ der Cunard Line ist dieser Raum 34 Meter lang und 22 Meter breit, auf dem „Kaiser Wilhelm der Große“ sogar 35 Meter lang bei derselben Breite. Der Salon erster Klasse des „Kaiser Wilhelm der Große“ ist ein Meisterwerk des deutschen Kunstgewerbes. Er ist in italienischem Frührenaissancestil gehalten. Die

eingenommen, nur im Heck befindet sich ein Hilfsjalon und das Damenzimmer zweiter Klasse, dann folgen nach vorn Kabinen für Passagiere erster Klasse; im Bug des Oberdecks liegt das Lazarett, und ganz vorn ist ein Teil der Mannschaft untergebracht. Das nächsthöhere Deck ist das Promenadendeck. Auf diesem liegen die meisten Gesellschaftsräume, im Hinterschiffe der Rauchsalon zweiter Klasse, dann folgen nach vorn einige der teuersten und trotzdem begehrtesten Passagierkabinen erster Klasse, Rauch- und Musiksalon, einige sogenannte Luxuskabinen, bestehend aus Wohn-, Schlaf- und Badezimmer, und ganz vorn das Lejezimmer. Das Sonnendeck über dem Promenadendeck ist für Passagiere nicht zugänglich, auf diesem halten sich nur die diensthühenden Offiziere und Mannschaften auf; hier liegt die geräumige und elegant ausgestattete Wohnung des



Schwimmkran und der Reichspostdampfer „Friedrich der Große“.

Wände haben einen hellen Grundton mit leichter Vergoldung; in der Mitte der reichverzierten Decke öffnet sich ein Lichtschacht von 40 Quadratmeter, der bis zum obersten Deck, dem Sonnendeck, reicht und hier ein Oberlicht mit kunstvoller Glasmalerei trägt. In den Füllungen der Brüstung sind Gemälde angebracht, die Szenen aus den Kaiserresidenzen von alter Zeit bis zur Gegenwart darstellen. An diesen ersten Salon schließen sich nach vorn und hinten je zwei kleinere Gesellschaftssäle an, das Königin Luise-, Kaiserin Augusta-, Bismarck- und Moltke-Zimmer. Vor diesen liegen Passagierkabinen, dann folgen nach vorn Räume für Passagiere dritter Klasse und ganz vorn für einen Teil der Mannschaft. Im Heck des Zwischendecks hinter dem großen Maschinenschacht liegen der Salon zweiter Klasse und einige Passagierkabinen zweiter Klasse.

Wenn wir wieder eine Treppe hinaufsteigen, gelangen wir auf das Oberdeck. Dies wird fast ganz von Kabinen

Kapitäns und ein Haus für die Kabinen der Schiffsoffiziere und Lotsen, ferner ein Ruder- und ein Kartenhaus. An den Seiten des Sonnendecks sind die Rettungsboote aufgestellt, beim „Kaiser Wilhelm der Große“ 24 Stück; sie sind fertig mit Proviant, Wasser, Kompaß, Rudern und Segeln ausgerüstet und können im Falle der Not sofort ausgefetzt werden. Ueber dem Sonnendeck liegt die große Kommando-Brücke, auf der Telegraphen für die Maschine, Kompaß und der Dampfsteuerapparat stehen. Von dem Luxus und Komfort an Bord eines großen Schnelldampfers kann sich ein Laie keinen Begriff machen. Alles, was zur Bequemlichkeit und Annehmlichkeit der Passagiere irgend erforderlich ist, ist vorhanden. Die neuen Schnelldampfer sind natürlich durchweg elektrisch erleuchtet, die Heizung ist Dampfheizung, mit Dampf wird sogar gekocht.

Es mag die Leser interessieren, wie sich die Besatzung eines modernen Ozeanriesen zusammensetzt. Auf dem „Kaiser

„Kaiser Wilhelm der Große“ sind circa 450 Mann und zwar: 1 Kapitän, 6 Offiziere, 2 Bootleute, 6 Steuerer, 3 Zimmerleute, 42 Matrosen, 1 Obermaschinist, 13 Maschinisten, 12 Maschinisten-Assistenten, 12 Schmierer und Jungen, 12 Oberheizer, 170 Heizer, 1 Arzt, 1 Zahlmeister, 1 Zahlmeister-assistent, 1 Barbier, 1 Oberloch, 8 Köche, 14 Dampföfen und Bäcker, 2 Konditoren, 2 Schlächter, 2 Proviantstewards, 2 Oberstewards, 3 zweite Stewards, 114 Kellerer, 12 Aufwäher, 8 Aufwärterinnen, 3 Elektriker.

Wie wird nun die Konstruktion eines Schiffes praktisch durchgeführt, und wie entsteht aus den rein theoretischen Linien, Rechnungen und Rissen des Konstrukteurs das fertige Schiff?

Zunächst ist es nötig, die Linien, die bei größeren Schiffen etwa in $\frac{1}{50}$ der natürlichen Größe gezeichnet werden, in die natürliche Größe zu übertragen. Dies geschieht auf dem „Schnürboden“ der Schiffbauanstalt, einem überdachten Raum von vielleicht 100 Meter Länge und 25 Meter Breite. Auf dem glattgedielten Boden dieses Raumes werden mit biegsamen Stäben und Latten die Linien des Schiffes aufgerissen oder, wie es in der Schiffbautechnik heißt, „ausgestrakt“.

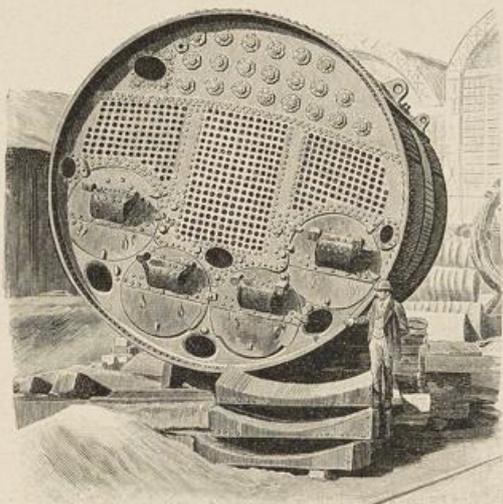
Bei großen Schiffen, bei denen das Ausstraken in natürlicher Größe nicht möglich ist, begnügt man sich, die Linien in der Längsrichtung in $\frac{1}{50}$ natürlicher Größe, die in der Querrichtung in natürlicher Größe auszustraken. Selbstverständlich wird hier nicht mit Zirkel und Lineal, sondern mit Maßlatte und Schnur gearbeitet.

Eine besondere Sorgfalt wird beim Ausstraken der Spanten angewendet, der Rippen des Schiffes, die ihm die eigentliche Form geben.

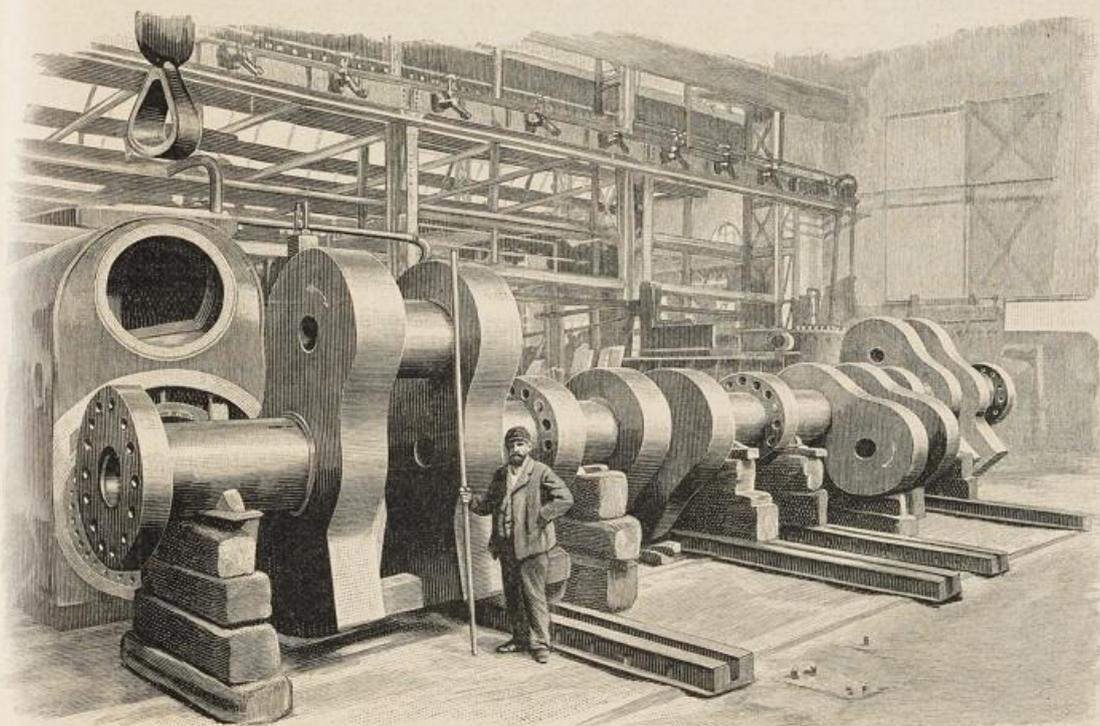
Solch ein Ausstraken der Linien eines Schiffes ist eine mühsame, wochenlange Arbeit, die von nur wenigen tüchtigen Arbeitern ausgeführt werden kann; ist sie endlich vollendet, so beginnt man mit dem Bau des Schiffes auf der Werft.

Alles Material, besser, weicher Siemens-Martin-Stahl, besteht jetzt, wenigstens bei deutschen Kriegsschiffen, ausschließlich aus deutschem Fabrikat, während man früher englisches anwendete. Unsere Walzwerke waren früher nicht so auf die prompte Lieferung von Schiffbaumaterial eingerichtet, und nichts ist im Betriebe störender und kostspieliger, als wenn auf Ma-

terial gewartet werden muß. Außerdem war der englische Stahl bedeutend billiger, weil der Transport zu Wasser viel wohlfeiler und leichter war wie zu Lande, und weil fremdes Eisen und Stahl nicht verzollt wird, wenn es zu Schiffbauzwecken eingeführt wird. Jetzt jedoch zieht man, wo der Preisunterschied es irgend zuläßt, das deutsche Material dem englischen vor.



Kessel des „Kaiser Wilhelm der Große“.



Kurbelwelle des „Kaiser Wilhelm der Große“ im Montagerraum.

Krupp in Essen, die Gute-Hoffnung-Hütte in Oberhausen am Rhein, die Hörder Walzwerke und andre liefern ein zu Schiffbauzwecken vorzüglich verwendbares Material, so daß man jetzt die solide deutsche Arbeit der ausländischen vorzieht und sein Geld im Lande behält. Wir sind jetzt im Stande, Schiffe zu bauen, von deutschen Ingenieuren konstruiert, aus deutschem Material von deutschen Arbeitern hergestellt; kein Nagel an dem ganzen großen Fahrzeuge ist anders als aus deutscher Arbeit hervorgegangen, und diese Schiffe stehen den fremdländischen in keiner Weise nach.

Selbstverständlich können unsere kurzen Eisenbahnwaggons zum Transport langer Platten und Winkelstahle von oft 15 Meter und darüber nicht benutzt werden, und die Walzwerke haben deshalb Spezialwagen gebaut mit vier, sechs und acht Achsen. Zu dem Transport des Hinterstevens des Schnelldampfers „Kaiser Wilhelm der Große“ war sogar ein besonders erbauter, der Form des Stevens angepaßter Wagen nötig; beim Stettiner „Vulkan“ wurden dann die für die Werft bestimmten Waggons mittels Trajekt dampfer vom Güterbahnhof nach ihrem Bestimmungsort überführt.

Bevor nun Stahlplatten und Winkelstahle zum Schiffkörper zusammengefügt werden können, erhalten sie eine sehr sorgfältige Bearbeitung. Die Stahlplatten für die Schiffe unserer Kriegsmarine kommen zuerst in ein sogenanntes Plattenbad. Jede einzelne Platte wird mit Hebewerkzeugen in große Behälter mit Säure gehoben und kommt dann in ein Bad von kochendem Wasser, um die Säure wieder rein abzuspielen. Nachdem sie so von Rost und Schmutz befreit ist, wird die Platte mit Firnis tüchtig eingedöht und später mit Mennigefarbe gestrichen. Nach dem Bade werden die Platten und Winkel mit mächtigen, durch Dampf getriebenen Scheren passend zugeschnitten. Die Scherenblätter aus härtestem Stahl bewegen sich langsam auf und nieder. Die zu bearbeitenden Stahlplatten wiegen oft viele Zentner; sie hängen an einem freistehenden Arm der Schere, der sich nach allen Richtungen leicht bewegen läßt. Selbst bei den schwersten Platten sind nur drei Mann zum Betriebe nötig; zwei fassen die äußersten Enden der Platten und schieben sie in der Richtung, die ihnen der dritte, unmittelbar an den Scherenblättern stehende angiebt. Nachdem die Platten zugeschnitten sind, werden ihre noch rauhen, unebenen Kanten zum besseren Aneinanderpassen in der Hobelmaschine gehobelt. Bei einer solchen Stahlhobelmaschine ist die Platte auf einer Art von Wagen befestigt, der durch Dampfkraft langsam auf Schienen an der Schneide des Hobels aus dem härtesten Stahl vorbeigeführt wird. Jedesmal nimmt der scharfe Stahl einen zwei bis drei Millimeter starken Span von der Platte, bis die richtige Breite erreicht ist. Um eine Platte mit der andern am Schiffsrumpfe zu verbinden, müssen beide mit genau aufeinander passenden Löchern versehen und genietet werden. Die Löcher der einen Platte werden mit Schablonen auf die andre Platte übertragen und mit Lochstanzen in die Platten gestanzt. Diese Stanzen sind ebenso wie die Scheren eingerichtet, nur haben sie statt der Scherenblätter auswechselbare Stempel von verschiedenem Durchmesser.

Es ist wunderbar, mit welcher Genauigkeit, Ruhe und Sicherheit diese ungeheuren Kraftmaschinen arbeiten. Man sieht es ihnen nicht an, welche Kraft in ihnen steckt. Erst wenn eine starke Panzerplatte im Augenblick zerschnitten oder gelocht ist, bekommt man Respekt vor ihnen. Wehe dem Arm, der unvorsichtig in ihren Bereich kommt, er wird unfehlbar im Augenblick zerschnitten und zermalmt werden.

Auf das gute Anbringen der Platten aneinander kommt sehr viel an; es wird verlangt, daß die Nittlöcher genau aufeinander sitzen, da sonst die Nieten zu sehr geschwächt würden und bei einem Schiffe, wenn seine Verbände im

Seegang beansprucht werden, leicht Nieten springen und einzelne Platten sich ablösen können, so daß das Schiff in äußerster Gefahr gerät.

Um die Stahlplatten und die Winkelstahle, nachdem sie gebadet, geschnitten, gehobelt, gelocht, gewalzt und gehohlet sind, zu dem Schiffsrumpfe zusammenzufügen, gebrauchen wir zunächst einen Platz, von dem das Schiff später bequem vom Stapel laufen kann, die „Helling“ oder den „Helgen“. Die Helling ist eine ebene, mit starken Bohlen gedeckte Fläche, die sich nach dem Wasser zu leicht senkt. An beiden Seiten, ungefähr in Schiffsbreite, stehen hohe Gerüste, ähnlich denjenigen, die man beim Häuserbau verwendet. Auf dem Boden in der Mitte der Helling stehen die Stapellöcher auf tief in den Boden eingerammten Pfählen. Sie sind aus Eichenholz gehauen und mit eisernen Klammern miteinander verbunden; ihre Oberkante bildet genau die Krümmung des Kiels, der auf ihnen ruht.

Der Kiel ist der stärkste Teil eines Schiffes. Man baut jetzt in der Regel sogenannte Flachkiel, die aus zwei horizontalen, übereinander genieteten Kielplatten, einer anliegenden und einer abliegenden, die der Form des Schiffes angepaßt sind, und einer vertikalen Mittelkielplatte bestehen. Diese einzelnen Platten werden äußerst stark durch dreifache Nieten verbunden und durch Winkelstahle noch verstärkt. Die Platten erreichen oft eine Dicke von 15 Millimeter und darüber. Nachdem der Kiel gelegt oder, wie es in der Technik heißt, gestreckt ist, werden zunächst die Querspanten aufgesetzt. Diese Querspanten sind vom Kiel bis zum Oberdeck aus mehreren Teilen zusammengesetzt, bei Handelschiffen aus zwei, bei Kriegschiffen sogar aus drei Teilen. Die unterste Abteilung reicht vom Kiel bis zum Doppelboden und ist durch die Bodenstärke verstärkt, annähernd dreieckige, starke Platten, die mit ovalen Mannlöchern versehen sind und von der Mittelkielplatte bis Außenhaut und Doppelboden reichen. Die zweite Spantenteilung reicht bei Kriegschiffen mit Panzerdeck bis zu diesem, bei Handelschiffen bis zum Oberdeck. Auf unserer Abbildung „Kreuzer im Bau“ sind die Doppelboden-spanten, Bodenstücke und Spanten bis zum Panzerdeck fertig. Auf das Panzerdeck wird noch die dritte Abteilung Spanten, die bis zum Oberdeck reichen, gesetzt. Auf die genaue Ausarbeitung aller Spanten und ihr tadelloses Anbringen wird sehr viel Sorgfalt verwendet. Nach den Umrisen des Schnürbodens werden zunächst aus langen, schmalen Stahlstreifen Schablonen angefertigt und mit Klammern auf einer Richtplatte befestigt. Die Winkelstahle werden dann in rotglühendem Zustande an die Stahlschablone geschlagen, so daß sie genau die Form derselben annehmen. Die Spanten werden in Glühöfen von circa 20 Meter Länge in ihrer ganzen Länge erhitzt. Nachdem sie dann noch zum späteren Anbringen der Außenhaut gelocht sind, werden sie angebracht. Damit ihre Außenkanten auch ja eine glatte Kurve bilden, „gut strafen“, werden in gewissen Abständen gut strafende Holzbalken an ihre Außenseite geschraubt. Wenn das Schiff so weit vollendet ist, das heißt in Spanten steht, so sieht es aus wie ein riesiges Fischskelett, die Form ist dann selbst für einen Laien schon genau erkennbar.

Nunmehr werden der Doppelboden und die Längsspanten eingebaut. Ersterer ist wasserdicht und trägt, wie schon früher bemerkt, dazu bei, das Schiff unsinkbar zu machen; letztere sind ein wichtiger Verbandsteil. Der Doppelboden liegt auf der Mittelkielplatte und den Bodenstücken und ist mit diesen durch Winkelstahle befestigt. Er ist wasserdicht eingebaut und hat nur wenige wasserdichte, verschraubbare Mannlöcher, ovale Löcher, groß genug, einen Mann hindurch zu lassen, um eventuell eine Reparatur auszuführen oder die Frischwassertanks, die im Doppelboden enthalten sind, zu reinigen. In dem Doppelboden ziehen sich die

Längsspanten aus starken Stahlplatten hin, die äußerst stark miteinander und mit dem Doppelboden und der Außenhaut vernietet sind. Bei unsern Handelsschiffen wendet man dieses Längsspantensystem noch nicht lange an, obwohl schon Scott Russell in seinem „Great Eastern“ dieselben mit gutem Erfolg gebaut hat. Die allgemeine Einführung dieses wichtigen Verbandsteiles hat man unsrer Klassifikationsgesellschaft zu verdanken. Diese, der „Germanische Lloyd“, untersuchte nämlich Anfangs der achtziger Jahre die Verbände unserer meisten großen Dampfer theoretisch durch Rechnungen auf ihre Festigkeit und fand, daß bei keinem einzigen Schiffe der Längsverband den vorher abgeschätzten Bedingungen entsprach. Alle Längsverbände waren zu leicht, während der Querverband allen Anforderungen genügte. In der Praxis haben sich allerdings noch keine bedeutenden Mängel gezeigt.

Wenn Kiel, Querspanten, Längsspanten und Doppelboden stehen, werden die wasserdichten Schotten eingebaut. Sie zerfallen in Längs- und Querschotten. Die Quer-

erbaut und erhalten keinen Belag. Das Zwischendeck erhält einen Linoleumbelag, und Ober-, Brücken- und Promenaden deck bekommen einen Holzbelag von amerikanischem Pitch-pine oder Yellow-pine oder einem andern witterungsfesten Holz. Das oberste, das Sonnendeck, bekommt nur ein Holzdeck. Diese Holzdecks werden aus schmalen, dicht nebeneinander liegenden Planken gezimmert, ihre Fugen mit Berg kalfatert und mit Marimelein, einer Art Harz, ausgegossen, um das Eindringen von Nässe zu verhindern. Sie geben dem Schiff, besonders wenn sie aus Teakholz gefertigt sind und recht sauber gehalten werden, ein äußerst properes Ansehen.

Bevor man mit dem Anbringen der Außenhaut beginnt, sind noch zwei schwere Arbeiten zu vollbringen, das Einsetzen des Vorder- und Hinterstevens. Beide sind aus Stahl oder aus Bronze gegossen. Der Vorderstevens besteht meist aus einem Stück; der Hinterstevens, mit dem Ruderstevens, an welchem das Steneruder sitzt, verbunden, ist wegen seiner Größe aus mehreren Stücken zusammengesetzt,



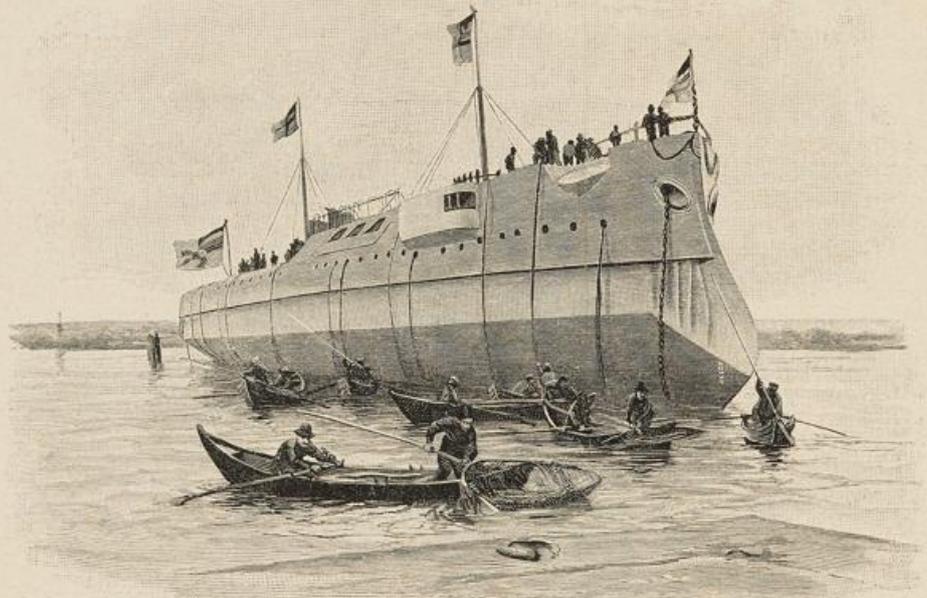
Der Reichspostdampfer „Königin Luise“ in der Ausrüstung auf der Werft des „Sulkan“.

Schotten sind wasserdichte Wände, sie reichen vom Oberdeck bis zum Doppelboden, von Backbord bis Steuerbord quer durch das ganze Schiff und werden aus möglichst großen Platten von 6 bis 10 Millimeter Dicke angefertigt und durch senkrechte Winkelstahle versteift. Längsschotten wendet man im modernen Schiffbau nicht mehr viel an, sondern begnügt sich in der Regel bei Doppelschraubenschiffen mit zwei voneinander unabhängigen Maschinen mit dem sogenannten Maschinenlängsschott; dies steht in der Mitte des Schiffes und trennt die beiden Maschinenräume voneinander. Man ist von dem Bau von Längsschotten deshalb abgekomen, weil ein Schiff mit einem Längsschott, wenn es an einer Seite einen Leck erhält und die eine Hälfte vollläuft, eine allzugroße Schlagseite bekommt, das heißt, sich auf die Seite neigt und Gefahr läuft, zu kentern.

Nach den Schotten werden die Decks eingebaut. Sie bestehen ebenfalls aus Stahlplatten; an den Seiten des Schiffes liegen stärkere, sogenannte Stringerplatten, die den Längsverband des Schiffes verstärken helfen. Die untersten Decks, Orlop- und Unterdeck, sind nur aus Stahlplatten

die vor dem Aufstellen zusammengentietet, „gelascht“ werden. Oft passen durch ein späteres Verziehen des Gusses die beiden Teile der Lasche nicht genau aufeinander und müssen deshalb erst gegläht und gerichtet werden. Man baut deshalb aus losen Schamottesteinen rings um das zu richtende Stück eine Art Ofen, ähnlich etwa wie man auf dem Lande die Mauersteine brennt, und erhält darin tagelang ein starkes Feuer, bis der Stahl glühend und dehnbar wird. Passen die Laschen genau aufeinander, so werden sie zusammenschraubt, die Steven auf besonders stark gebauten Wagen an das Schiff gebracht und mit Hebewerken in die rechte Lage gerückt und befestigt.

Nun fehlt, um das Schiff zum Stapellauf fertig zu bringen, nur noch die Außenhautbeplattung, von der man vielleicht schon die untersten Plattenreihen, die „Gänge“, mit den Schotten zugleich angebracht hat. Die Gänge werden meist an- und abliegend angeordnet, das heißt so, daß immer eine Platte auf dem Spant fest aufliegt und die nächsten nach oben und unten mit ihren Rändern auf der ersten liegen. Die Platten in den einzelnen Gängen stoßen stumpf

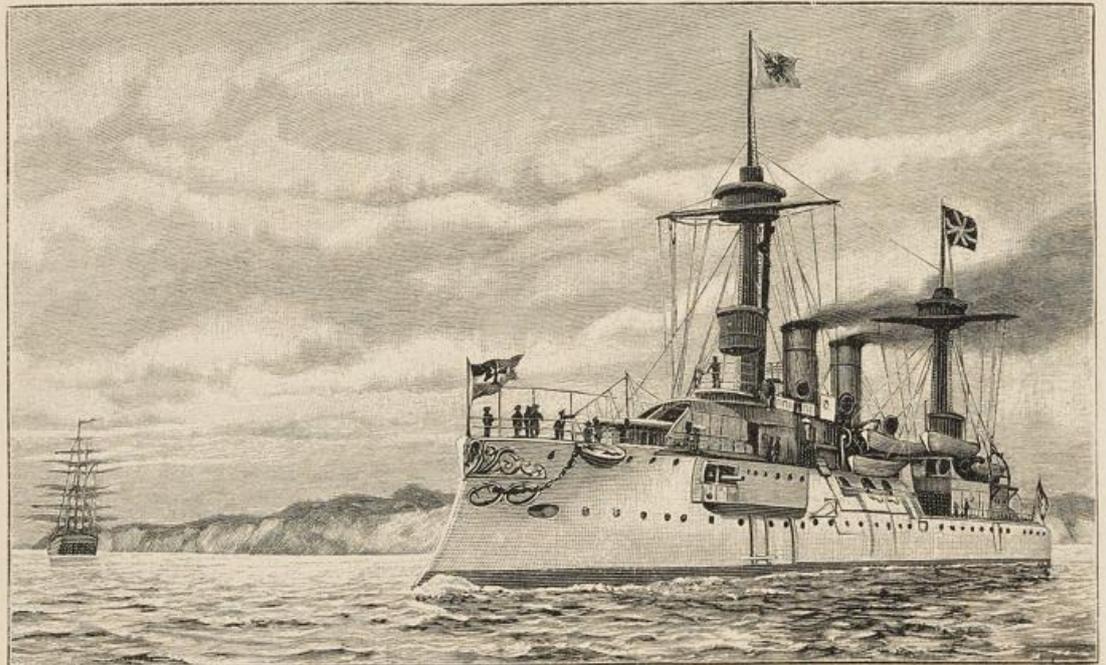


S. M. S. „Brandenburg“ nach dem Stapellauf auf der Werft des Sultan.

gegeneinander und werden mit darunter gelegten Stosplatten verbunden. Da die Kanten der einzelnen Gänge gut strafen sollen und die Platten deshalb besonders zugeschnitten werden müssen, so wird immer erst ein kleines Holzmodell des Schiffsrumpfes angefertigt, und auf diesem werden die Plattengänge ausgestraft. Mit Papierstreifen mißt man dann die Breiten der Gänge aus und überträgt sie auf

ebenes Papier. So entsteht eine „Plattenabwicklung“, und nach dieser werden die Stahlplatten zugeschnitten und angenietet.

Alle Platten, die wasserdichte Räume abschließen, werden, nachdem sie angenietet sind, noch verstemmt, das heißt ihre Kanten werden mit stumpfen Meißeln flach geschlagen und so die schmalen Zugen, die beim Nieten immer noch bleiben, ausgefüllt.



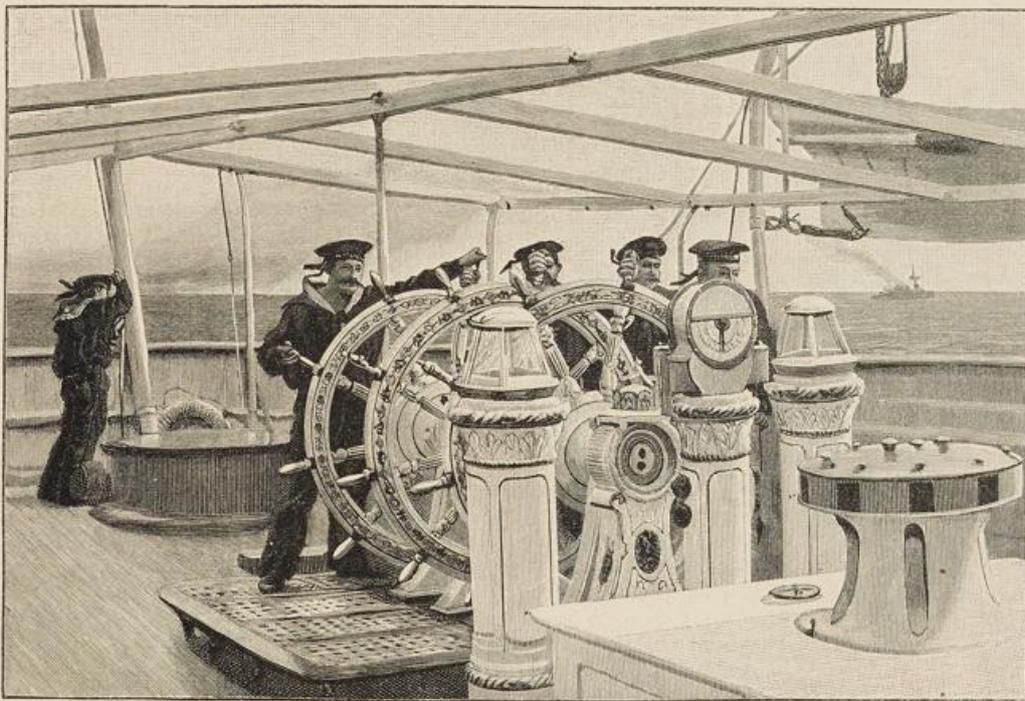
S. M. Panzerschiff „Brandenburg“ in voller Ausrüstung.

Nun steht der Schiffsrumpf fertig da; er bekommt jetzt noch einen Anstrich und kann dann vom Stapel laufen.

Bei Kriegsschiffen wird über die stählerne Außenhaut, soweit das Schiff im Wasser liegt, oft noch eine andre Haut aus dicken Teak- oder Olivenholzplanken gelegt und diese dann mit Kupferblech bekleidet. Handelsschiffe bedürfen dieses Schutzes nicht, sie bekommen einen einfachen Anstrich mit Patentfarbe, der das Ansetzen von Algen und Muscheln verhindert. Unsere in der Heimat stationierten ungekupferten Kriegsschiffe werden einfach grau gestrichen, weil diese Farbe auf See am wenigsten in die Augen fällt. Die für fremde Stationen bestimmten Kriegsschiffe erhalten über Wasser einen weißen Anstrich, um die glühende Tropen Sonne abzuhalten. Unsere Handelsschiffe dagegen sind unter Wasser leuchtend rot, über Wasser meist schwarz oder weiß gestrichen.

In engem Revier, wo wenig Raum für den Stapel-

so genannter Bremskeil. Das ist ein langer, dicker Keil aus Eichenholz, der mit dem Schiff durch lange Ketten, die aufgerollt am Ufer liegen, verbunden ist. Das gleitende Schiff muß nun zunächst die Ketten abrollen und dann den Bremskeil aus Holz durch zwei in entsprechendem Raum übereinander fest angebrachte Eichenbalken von ungeheurer Dicke hindurch ziehen. Der Zwischenraum zwischen den beiden Eichenbalken ist nur so groß wie das dünne Ende des Keils. Ist wird nun durch die gewaltige Kraft des hinabgleitenden Schiffes der Keil durch die Eichenbalken gedrückt, oder er sprengt den einen oder gar beide Balken. Außerdem hängen am Bug des Schiffes an Ketten zwei mächtige Anker, die in dem Augenblick, wo der Bug ins Wasser taucht, fallen. Die Ketten, die beim Stapellauf eines großen Dampfers benutzt werden, haben natürlich ungeheure Dimensionen. Die einzelnen Glieder haben Armesdicke und wiegen wohl ungefähr durchschnittlich



Am Ruder S. M. Jacht „Hohenzollern“.

lauf vorhanden ist, jetzt man vor demselben noch die Schraubenflügel an die Wellen, weil diese, wenn sie festgestellt sind, den Lauf des Schiffes im Wasser hemmen.

Für den Stapellauf wird unter das Schiff eine Gleitbahn gebaut, deren Oberfläche dick mit Fett, grüner Seife und russischem Talg eingeschmiert wird. Auf dieser Gleitbahn ruht der Schlitten, auf dem das Schiff steht. Dieser Schlitten ist aus starken Balken gezimmert und paßt sich genau der Form des Schiffsbodens an. Schiff und Schlitten sind durch dicke Taue miteinander fest verbunden, ebenso halten starke Taue Gleitbahn und Schlitten zusammen. Wenn letztere zerhauen sind, so muß das Schiff, das mit seinem Schlitten auf der geeigneten glatten Fläche der Gleitbahn ruht, unfehlbar den Befehlen der Schwere folgen und von selbst in das Wasser gleiten. Damit das Schiff nun nicht mit allzugroßer Geschwindigkeit und Gewalt in sein Element läuft, werden umfangreiche Maßregeln getroffen, seinen Lauf zu hemmen. Zunächst liegt am Lande ein

1½ Zentner das Stück. Und doch reißt oft so eine Kette und faßt in riesigem Bogen durch die Luft, alles ihr den Weg tretende zerschmetternd.

Ein guter Stapellauf gilt den Seeleuten als eine glückliche Vorbedeutung für das Schiff. Wenn die Laufrede gehalten ist und eine Flasche deutschen Schaumweins den Bug des neuen Renners genest hat, dann werden die Taue zerhauen, und das Schiff gleitet, umbraust von dem Hurra der Menge, majestätisch und sicher in sein Element, das hoch aufspritzt, wenn der Kiel ins Wasser taucht. Hilflos ragt das Ungetüm weit aus dem Wasser empor, mehrere Schlepper quälen sich, den Koloss wieder an die Werft zu bringen, wo jetzt seine Ausrüstung erfolgen soll. Das Schiff ist jetzt nicht mehr das Schiff Nummer so und so viel, sondern es hat einen Namen, und von seinem Heck weht die deutsche Flagge. Jetzt tritt der große Schwimmträn in Wirksamkeit, um die schweren Ausrüstungsgegenstände in das Schiff zu heben.

Kessel und Maschinen sind während der Erbauung des Schiffsrumpfes angefertigt. Die Schiffsmaschine wird vorher in einem Montageraum fertig aufgestellt, später auseinandergenommen und im Schiff wieder zusammengebaut. Die Kessel sind fertig, wenn sie in das Schiff gehoben werden. Sie sind die schwerste Last, die der Kran zu bewältigen hat. Die Kessel des „Kaiser Wilhelm der Große“ wiegen je 94 Tonnen, das heißt 1880 Zentner, und haben einen Durchmesser von 5 Meter. Das Schiff hat zwölf Doppel- und zwei Eindeckerkessel, die zusammen ein Gewicht von 25 000 Zentner ausmachen. Der große Kran nimmt diese kolossalen Gewichte mit spielender Leichtigkeit auf und setzt sie ohne Schwierigkeit ruhig und sicher an den für sie bestimmten Platz. Mittlerweile sind auch die Schornsteine fertiggestellt und werden ebenfalls mit dem Kran an ihre Stelle gehoben und befestigt. Den Schornsteinen sieht man, wenn sie angebracht sind, ihre Größe nicht an. Die vier Schornsteine des oben genannten Schnelldampfers sind zum Beispiel 13 Meter lang und haben einen Durchmesser von 4 Meter, der der Höhe eines hohen Zimmers entspricht.

Wenn die Kessel eingesetzt sind und die Maschine fertig montiert ist mit Schraubenwellen und Dampfleitungsrohren, so macht man bei festgelegtem Schiff eine Maschinenprobe, bei der sich etwa herausstellende kleine Unregelmäßigkeiten abgeändert werden. Ferner werden Dampfdiagramme aufgenommen, an denen man die Spannung des Dampfes in den Zylindern erkennen kann. Es ist eine Hauptaufgabe unserer Maschinen-Ingenieure, ihre Maschinen so einzurichten, daß sie möglichst wenig Kohlen verbrauchen. Man baut deshalb jetzt ausschließlich dreifache und vierfache Expansionsmaschinen mit Hochdruck-, Mitteldruck- und Niederdruckzylindern, die die Dampfspannung in den Kesseln dreifach und vierfach ausnutzen. Diese modernen Schiffsmaschinen gebrauchen nur bis circa 0,6 Kilogramm Kohlen herunter, während die früheren einfachen Niederdruckmaschinen sogar bis drei Kilogramm Kohlen und darüber pro Stunde und indizierte Pferdekraft gebrauchten. Die großen Schiffsmaschinen sind meist sogenannte Hammermaschinen und nach dem Schlickischen System ausbalanciert, um Schwingungen zu vermeiden.

Die Ausrüstung eines großen transatlantischen Schnelldampfers wie „Kaiser Wilhelm der Große“ erfordert eine Zeit von vier bis sechs Monaten, trotzdem oft über tausend Mann daran Tag und Nacht arbeiten.

Endlich ist auch diese Frist abgelaufen, das Schiff zur Probefahrt fertig. Die Masten mit ihren Wanten und Tauen stehen, die Anker, Ketten, Rettungsboote sind an ihrem Platz, die Decks sauber und blank, nur unter Deck in den Passagierkabinen und Salons sind noch Hunderte von Tapezieren, Malern, Tischlern beschäftigt, die letzte Hand anzulegen. Schleppdampfer nehmen den Kolof ins Tau und bugfieren ihn langsam hinaus auf die See in das tiefe Fahrwasser. Ab und zu drehen sich langsam die Schrauben des Rieles und peitschen das Wasser, daß der Schaum hoch aufspritzt. Dann geht es unter Führung eines kundigen Lotsen hinaus in die See. Jetzt soll das Schiff zeigen, daß es den Erwartungen und Bedingungen entspricht, die gestellt sind; sowohl von den Reedern als auch von der Werft sind Bevollmächtigte an Bord, die die Leistungen prüfen.

Zuerst wird die Geschwindigkeit des Schiffes an der sogenannten gemessenen Meile erprobt: zwei Baken, weiße Holzgerüste, die am Lande in genau einer Seemeile Entfernung aufgestellt sind. Diese gemessene Seemeile muß das Schiff in allen Gangarten durchlaufen, erst langsam, dann mit Vollampf und schließlich mit forcierter Fahrt. Mehrmals werden wiederum Indikator-Diagramme aufgenommen, durch die die jedesmalige Maschinenleistung an-

gegeben wird. Wenn die Pferdestärke der Maschine, die Geschwindigkeit des Schiffes, der Kohlenverbrauch, seine Manövrierfähigkeit den Bedingungen entsprechen, so erfolgt die Abnahme seitens der Besteller. In der Regel sind diese Bedingungen so gestellt, daß für je $\frac{1}{10}$ -Knoten, den das Schiff mehr oder weniger in der Stunde zurücklegt, eine Prämie oder eine Konventionalstrafe festgesetzt ist.

Noch einmal kehrt das Schiff an die Werft zurück, um Kohlen und Proviant für seine Reise einzunehmen. Inzwischen sind auch die letzten Aufräumungsarbeiten vollendet, der Tag der Abreise bricht heran. Fast mit Vertrauen sieht der Erbauer das Schiff von der Werft scheiden; noch ein letzter Flaggengruß, dann zieht es hinaus in den Kampf mit den Elementen, am Heck die deutsche Flagge, ein Stück los gewordenen deutschen Vaterlandes, ein Denkmal deutschen Geistes und deutscher Arbeit. Viele Tausende Familien haben ihr Brot gefunden in der Zeit, in der es entstanden ist. Vom Morgenrauen bis zur Abenddämmerung haben in harter Arbeit die Väter und Söhne geschafft, bis das Rieleinwerk vollendet war. Wer nicht an der Küste wohnt und das Leben und Treiben einer Hafenstadt nicht kennt, kann sich kaum ein Bild machen von dem wirtschaftlichen Aufschwung, den ganze Städte und Ortshäfen durch den Bau eines großen Schiffes nehmen. Möge es deshalb unserm Vaterlande nie an Männern fehlen, die auch der jungen deutschen Schiffbautechnik ihr Augenmerk schenken und sich ihrer annehmen. Möge noch oft ein so herrliches deutsches Schiff wie der „Kaiser Wilhelm der Große“, wie „Königin Luise“, „Bremen“ und „Barbarossa“ vom Stapel laufen zu Ruh und Frommen des Vaterlandes. Möge unsre Kriegsmarine einen Aufschwung nehmen, daß sie im Stande ist, diese Fahrzeuge zu schützen, damit nicht der Wohlstand und die Erzeugnisse unsers Vaterlandes dem Feinde ohne Kampf in die Hände fallen.

Russische Sprichwörter.

Mitgeteilt von

Wladimir Gjumifow.

Der Wahrheit mag man, wie der Sonne, nicht recht ins Gesicht sehen.

*

Man muß sich die Frau nicht mit den Augen, sondern mit den Ohren aussuchen (nicht nach dem Äußern, sondern nach ihrem Ruf).

*

Der untere Mühlstein reibt den oberen auf.

*

Das Geständnis ist die Schwester der Neue.

*

Ohne die Bienen zu stören kann man nicht Honig essen.

*

Die Verleumdung ist wie die Kohle: wenn sie nicht fängt, so schwärzt sie.

*

Auf den Feigen bellen alle Hunde.

*

Klügere belehren wollen, heißt Wasser in den Fluß, und dümmere — Wasser in ein Sieb schütten.

*

Die Furcht hat große Augen und sieht doch nichts.

*

Ein Narr wirft den Stein ins Wasser, und zehn Geheite können ihn nicht herausholen.

*

Allen zugleich kann auch die Sonne nicht scheinen.

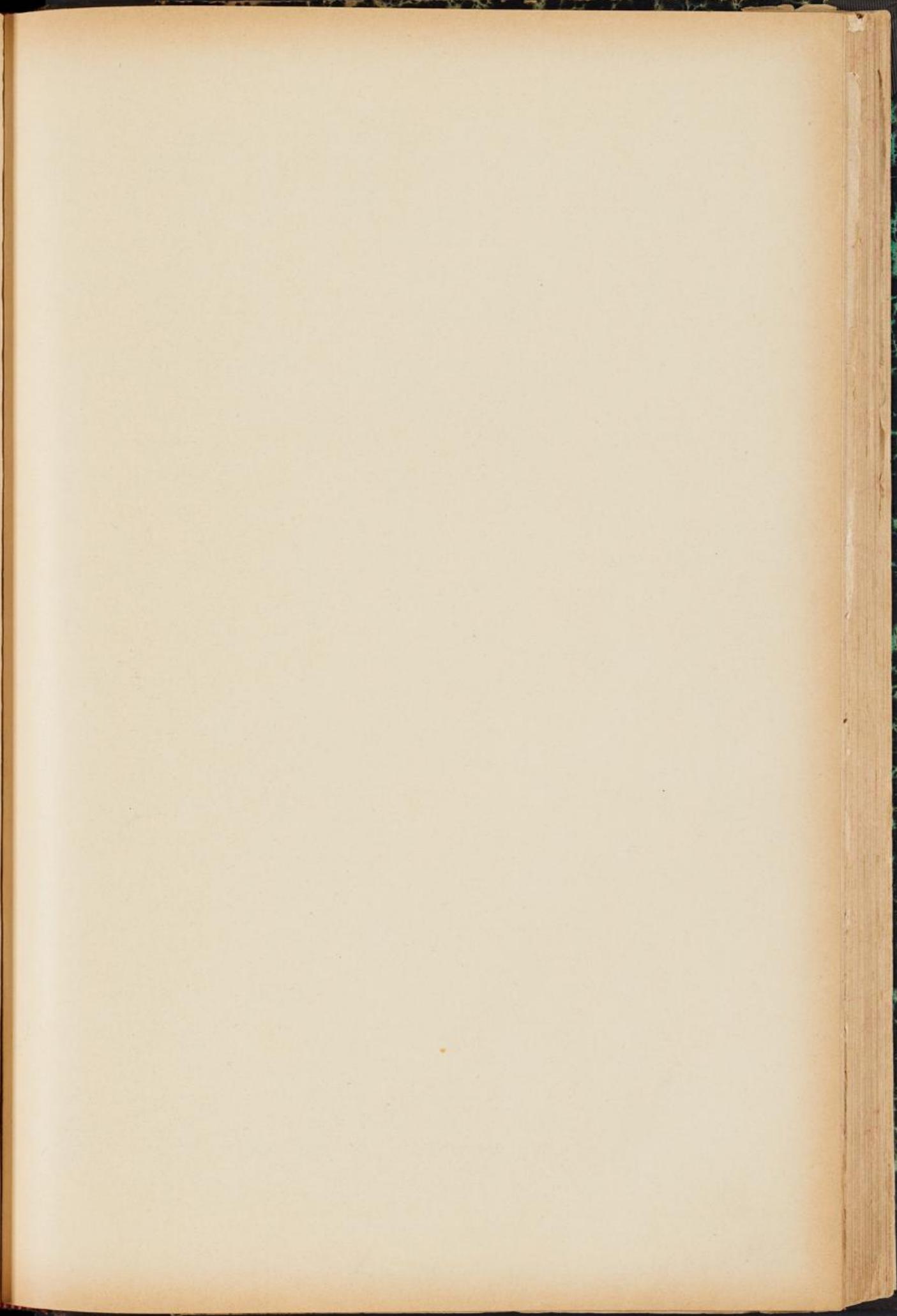
ie
ne
gt
id
en
t,
f,
n.
ll-
e-
t;
en
e,
t,
le
t,
tr
id
er
en
lb
ge
es
n
it
ge
er
"
id
n
ge
le
oe

gt
n
n

t.
gt

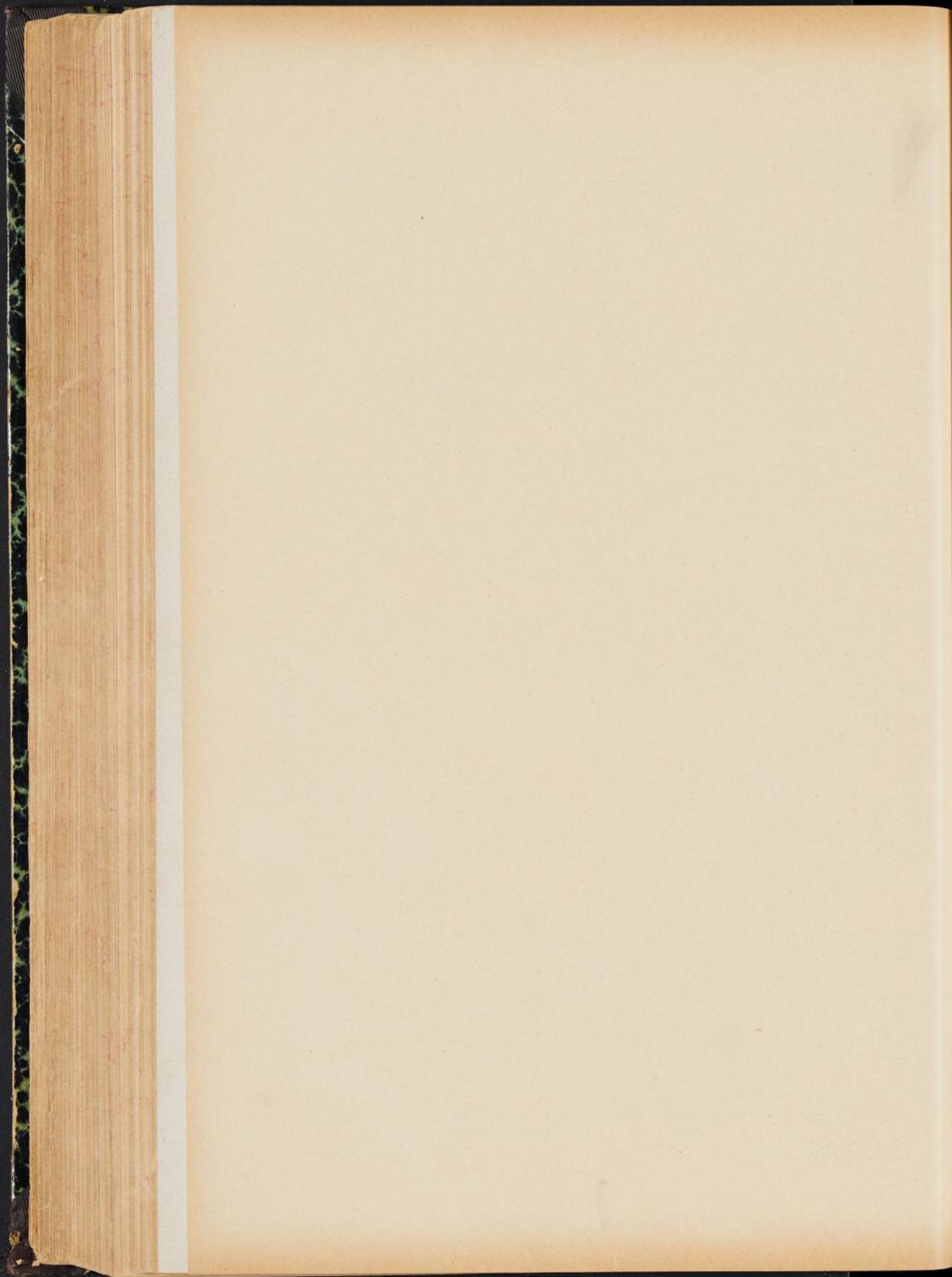
3,

e





Zeitl. Originalgemälde von Werner Schmalz.



Pompe funèbre.

Von

Paul von Szcepański.

Vor einem Jahr ungefähr starb in Rom der Schriftsteller Konrad Telmann. Solange er lebte, ist er ein unermüdlicher Arbeiter gewesen, trotzdem ihn schon seit vielen Jahren ein Brustleiden quälte, — also Ehre seinem Andenken. Auch ein hübsches Talent ging mit ihm zu Grabe, ein gewandter Erzähler, — mehr freilich nicht. Das Böhsche seines Todes — er wurde von einem Blutsturz befallen, als er sich anhielt, in fröhliche Gesellschaft zu gehen — drückte seinem Scheiden vielleicht auch stärker, als ihn der Tod im allgemeinen trägt, den Stempel des Tragischen auf. Trotzdem rang seine Witwe, die bekannte Malerin Hermine von Preuschen, sich die Kraft ab, noch in der Todesnacht ein Porträt des Verewigten zu malen. So stand es damals in allen Zeitungen zu lesen; lassen wir ununterjucht, wer nicht nur die Kraft hatte, angesichts des Todes zu malen, sondern auch angesichts des Todes eine stark nach Reklame aussehende Zeitungsnotiz zu lancieren.

Vor einigen Monaten wurde mir von nach Deutschland zurückkehrenden Rompilgern erzählt, Hermine von Preuschen treibe einen wunderlichen Kultus mit dem Andenken ihres verstorbenen Gatten. Sie habe seine Totenmaske mit den Farben des Lebens angestrichen, sie auf ein Kusbett gelegt, eine Decke darüber gebreitet, so daß es den Eindruck mache, als liege ein menschlicher Körper auf dem Kusbett, und im künstlich hergestellten Zwielicht lehne sie ihre Wange an die gipserne Totenmaske und halte Zwiegespräche mit dem Abgeschiedenen. Ihrem und des Toten Kinde aber sage sie Herzlosigkeit nach, weil das arme Wurm nur mit Widerstreben in diesen dem merkwürdigen Kultus geweihten Raum hineinzuerschleppen sei.

Das alles klang ziemlich unglaubwürdig. Wäre's aber wirklich wahr gewesen, so hätte es auch die Oeffentlichkeit noch nicht weiter zu beschäftigen brauchen. Höchstens hätten vielleicht einige gute Freunde Konrad Telmanns sich verpflichtet fühlen können, einen Versuch zu machen, ob es nicht möglich sei, sein Kind den Einflüssen einer unverständigen Mutter so lange zu entziehen, bis diese zur Vernunft gekommen. Daß diese guten Freunde bisher noch keinen Schritt unternommen hatten, des Toten wehrloses Kind gegen einen solchen Ansturm auf seine Nerven zu sichern, war mir eigentlich ein Beweis, daß die ganze an und für sich ja ziemlich unwahrscheinliche Geschichte zum mindesten stark übertrieben sein müsse.

Jetzt aber macht Hermine von Preuschen Anstalten, ihren merkwürdigen Totenkultus aus dem halbverdunkelten Zimmer hinaus in die Oeffentlichkeit zu tragen. Sie, die nicht nur Malerin ist, sondern auch Dichterin zu sein glaubt, hat im Verlag von Karl Reißner, Leipzig, zwei gleich ausgestattete Bändchen erscheinen lassen — auf dunkeln Untergrund den buntesten Trauerpompe —, deren eines hinterlassene Gedichte Konrad Telmanns, deren andres Hermine von Preuschens selbstgefertigte Trauergedichte als „Requiem für Konrad Telmann“ enthält. Ueber die ersteren, unter dem bombastischen Titel „Von jenseits des Grabes“ erschienenen, ist nur soviel zu sagen, daß sie ganz tüchtige Arbeiten, aber keineswegs geeignet sind, dem Namen des Verstorbenen mehr Klang zu geben, als er bereits vordem hatte. Es ist starke, aber vielleicht verzeihliche Ueberschätzung dieser Gedichte, wenn Hermine von Preuschen in der Vorrede von ihnen erhofft: „Möchten diese letzten Lieder des allzu jung, mitten im Aufstieg, aus Leben und Schaffen fortgerissenen Dichters dazu beitragen, Konrad Telmann auch als Lyriker seinem Volk, das er über alles liebte, Gemeingut werden zu lassen; daß, nennt man die größten Lyrischen Dichter unrer Zeit, der Name des Sängers und

Ueber Land und Meer. III. Ott.-Hefte. XIV. 8.

Sehers „Von jenseits des Grabes“ an erster Stelle mitgenannt werde.“

Wenn Hermine von Preuschen ihren Gatten überhöht, so ist das kein Verbrechen. Wenn sie aber die Trauer um den Dahingeshiedenen in die Form einer die Oeffentlichkeit beleidigenden Geschmacklosigkeit kleidet und die Ueberschätzung ihres Gatten ihr nur als Folie für ihre eigne Selbstüberschätzung dient, dann muß sich die Frau, die Künstlerin, die Dichterin, ja sogar die trauernde Witwe eine energische Zurückweisung gefallen lassen. Das Bändchen „Noch einmal mors imperator, ein Requiem für Konrad Telmann“ ist vom Einband und dem Titel bis zu jedem Vers und jedem Gedanken darin nichts wie eine ungeheuerliche Geschmacklosigkeit, die elektrische Beleuchtung einer posierenden und selbst vor Lächerlichkeiten nicht zurückschreckenden Eitelkeit. Man kennt Hermine von Preuschen bereits unter einigen Namen. Als Mädchen nannte sie sich schlichtweg Hermine von Preuschen. Dann heiratete sie zum erstenmal und hätte sich kurzweg Frau Schmidt nennen können. Aber sie zog es vor, den klangvolleren Namen Hermine Schmidt von Preuschen zu führen. Geschieden, wandelte sie sich in eine Baronin von Preuschen, und wieder verheiratet, setzte sie zur Abwechslung den Namen ihres zweiten Gatten nicht vor, sondern hinter ihren Mädchennamen und nannte sich Baronin von Preuschen-Telmann. Als Witwe hat sie eine neue Namensänderung für nötig gehalten; sie nennt sich nicht mehr schlicht Hermine, sondern klassisch Hermione von Preuschen, und dementsprechend zeigt sie auch in klassischer Haartracht ihr Profil eingangs der dem Andenken ihres Mannes gewidmeten Gedichte.

Dieser Band Gedichte bringt die Bestätigung, daß die eingangs erwähnte Geschichte keine Uebertreibung ist. Hermine von Preuschen läßt es alle Welt wissen, daß sie in ihrem Totenkultus die Grenze des Geschmacks, der wahren Trauer und der gesunden Vernunft sehr bedenklich überschritten hat, und indem sie, was krankhaft erscheinen und ihrem Hausarzt zu denken geben müßte, wenn er still betriebe würde, mit diesem Totenkultus renommirt, — ich finde kein milderes Wort —, beruhigt sie diejenigen, die sich sonst vielleicht über ihren Zustand beunruhigen würden.

Sie singt:

„Und einen Trost noch giebt's, ein einz'ges Glück,
die Totenmaske, erst vom zweiten Tag,
da blieben Bart und Brauen halb zurück,
im Gips, der um die starren Büge lag.“

Gebettet hab' ich auf dem Divan sie
und zugedeckt wie sonst, wo nichts mehr liegt,
das alte Byronbuch ans Knie geschmiegt;
(auf ihn all deine Worte schriebst du sie).

Und wenn es dunkelte, schlich ich herein,
nie liebtest du, daß Dunkel dich umschlingt,
und bat: „Daß ein mal uns im Zwielicht sein,
Das still zum Weinen unsre Seelen zwingt.“

... Und wenn es dunkelt nun, schleich' ich herein
und küsse deine Maske, deine bleiche,
ach, minder kalt und fühllos wie der Stein,
den all die andern nannten deine Leiche.

Und streiche mit den Händen deinen Bart,
der hold umschmeichelt meine nassen Wangen,
die Brauen küß' ich wie in alter Art,
als du mich lebend, lebend noch umfangen.

Und einen Trost noch giebt's, ein einz'ges Glück!“

Und an die Aufrichtigkeit dieses Schmerzes, an das Vorhandensein dieses Trostes soll man glauben? Wenn Hermine oder vielmehr Hermione von Preuschen sich die dichterische Freiheit nimmt, aus ein paar in der feuchten Gipsmasse haften gebliebenen Haaren den Bart zu machen, der „hold umschmeichelt ihre nassen Wangen“, kann man wohl, ohne ihr unrecht zu thun, auch annehmen, daß sie ihrem Schmerz wie ihrem Trost, dem „Einz'gen“, eine künstliche Fülle giebt. Uebrigens muß die Dichterin Nerven

haben wie Schiffstau, daß ihr dieses Spiel mit den armligen Leberresten eines Toten keinen Grauen erregt. Oder frante! Aber je mehr man in dem Buche blättert, was in einem Buche mit schlechten Versen, wie „Auf ihm all deine Verse schreibst du sie“ und andern, immerhin eine Aufgabe ist, um so mehr kommt man zu der Ueberzeugung, daß diese Natur keineswegs aus dem Geleise geraten und deshalb zu bemitleiden ist, sondern daß sie, robust wie nur jemals eine, ein angefühltes des Todes doppelt frivoles Spiel mit Empfindungen treibt. Hermione von Preuschen kommt sich interessant vor als trauernde Witwe, und damit sie auch andern interessant erscheine, diese wahnwitzigen Schmerzenschreie und dieser ganze pompe funèbre, hohl, äußerlich und stitterhaft. Wäre es anders, so würde die Dichterin nicht so ganz am Neufserlichen haften bleiben. So schildert sie die erschütternde Todesstunde ihres Gatten:

„Stillleben sei mein Feld — so meint die Welt,
andres zu malen aber mein Verderben;
das Schicksal selber hat mir eins gestellt
im eignen Haus: ein großes Glück in Scharben,
ein toter Dichter drauf (der eigne Gatte)
— dazu Manschettenschnöpfe, Wallkravatte.“

Als sie den Toten auf ihr Lager legt, fällt ihr ein, daß dieses Lager keine Vorgeschichte hat, und sie kann nicht umhin, in dem Requiem auf den zweiten Gatten dieser Vorgeschichte zu gedenken:

„Mein Eichenbett,
das ich einst mir gerettet,
als ich brach mit Gewesenen — —“

Aber man darf sich darüber nicht wundern, da in diesem „Requiem“ von dem Toten überhaupt viel weniger die Rede ist als von der Lebendigen. Nicht nur klagt Hermione von Preuschen:

„Das hat meine Jugend umgebracht
mit einem einzigen Schlag.“

sondern sie erzählt auch, was sie augenblicklich malt, und versteigt sich dabei zu einem mehr als gewagten Ausdruck schmerzlicher Bitterkeit:

„Von Schweinestudien rings umgeben
zum Kirlebild, lehrt mich das Leben
die Wahrheit jener alten Worte:
„Das Schwein bringt Glück“ — dort aus der Pforte
trägt heut man deinen Sarg hinab, —
wählten sie meinem Glück das Grab.“

Natürlich mißhandelt auch hier die Dichterin wieder die deutsche Sprache. Aber das erscheint mir nebensächlich. Viel trauriger ist es, daß sie einen so banalen und noch dazu schiefen Gedanken festzuhalten versucht hat. Die Tatsache läßt sich ja nicht leugnen, daß sich einem nicht selten in der ernstesten Stimmung der allerunwürdigste Gedanke aufdrängt; aber wirklich ernsthafte Naturen schämen sich dessen und halten den Gegenatz des Banalen zum Erhabenen nicht für geistreich. — Auch wie schön sich Hermione von Preuschen geschmückt haben würde, wenn ihr die Trauer nicht dazwischen gekommen wäre, erfahren wir, und damit diese Toilettenpracht in dem Requiem Unterkunft finden kann, wird zum Schluß der Logik ein Schnippchen geschlagen:

„Uns zeigen in der großen Welt,
wollten wir dieses Jahr,
ich hatte eben mir bestellt
Toiletten wunderbar.
Die allerhöchste gabst du mir
zum Weihnachtsfest, mein Schatz,
orange Seide in Empire,
mit schwarzem Pelzbesatz.
Drauf eine Silberspitze, breit
lorbeer-lilienbestickt,
die waren in der Ewigkeit,
im Todesthal gepflückt.“

Warum denn im Todesthal gepflückt? Als Konrad Tilmann die lorbeer-lilienbestickte Silberspitze kaufte, lebte er doch noch. Einigermassen verständlich wäre die Pointe

nur, wenn die Empfängerin der Silberspitze plötzlich verblieben wäre. Aber Hermione von Preuschen lebt, und der Leser ihrer Gedichte gewinnt die feste Ueberzeugung aus ihnen, daß sie die „orange Seide in Empire“ mit schwarzem Pelzbesatz und Silberspitzen sogar noch einmal tragen wird, wenn Empire nämlich nicht ganz aus der Mode kommen sollte. Aber dann wird das Kleid umgeändert; das bietet gerade bei „Empire“ keine unüberwindlichen Schwierigkeiten.

Vielleicht glaubt Hermione von Preuschen, daß der Schmerz nur zu künstlerischer Wirkung gelangen könne, wenn er in möglichster Uebertreibung zum Ausdruck kommt. Das würde Verse erklären wie die folgenden:

„Wie ein Hund, von tausend Schwären bedeckt,
in Todesqualen doch nicht verreckt,
in Todeswunden mein Herz sich bäumt — —“

oder auch:

„Sahst du im Straßenhohn den Wurm?
Man trat ihm Kopf und Rumpf in Staub,
doch bäumt er sich noch blutend auf,
wird dennoch nicht des Todes Raub.
So auch mein Herz, das Kinderjung
und linderthörig seht und träumt — —“

Wenn man das Alter eines Herzens an seinen Erfahrungen mißt, — und gewiß geben die den einzigen Maßstab —, unterschätzt sich Hermione von Preuschen ganz sicher, wenn sie das ihrige „Kinderjung“ nennt. Die citierten Uebertreibungen aber wirken wie eine Blasphemie, wenn man dicht daneben den Operettenrefrain liest:

„Probat nur ist eine einzige Kur —
lachen, lachen und lachen nur!“

Es wäre besser um das Andenken Konrad Tilmanns bestellt gewesen, wenn Hermione von Preuschen ihm nicht das Requiem gesungen, wenn sie nicht diese geschmacklosen Ausbrüche ihres Schmerzes in die Welt hinausgeschrien hätte, von denen sie in unbegreiflicher Verblendung selber sagt:

„Wie nur der Diamant im Glase schreibt,
das Härteste nur Spuren hinterläßt,
die unermesslich, Zeiten überdauern,
so auch der Schmerz um dich schreibt mir ins Herz
und schleudert in die Welt die schönsten Lieder!“

Chinesische Beamte.

Von

A. Oskar Klaußmann.

Ein chinesischer Mandarin, ein Richter, gab einem Goldschmied den Auftrag, ihm zwei Barren Goldes zu besorgen. Der Juwelier führte den Auftrag aus, kam mit den Goldbarren zu dem Richter, und dieser fragte ihn nach dem Preise.

„Es giebt einen festgesetzten Preis für Gold,“ erwiderte der Verkäufer, „und jedermann kennt ihn. Von Euch, hoher Herr, aber will ich nur die Hälfte des gewöhnlichen Preises verlangen.“

„Gut,“ sagte der Mandarin, indem er dem Goldschmied einen der Barren zurückgab, „ich behalte nur den einen und gebe dir den andern zurück, wir sind also quitt.“

„Aber . . .“ entgegnete der Verkäufer, bevor er jedoch weiter sprechen konnte, unterbrach ihn wütend der Mandarin: „Du hast deinen eignen Preis ohne Knicken von mir bekommen, und du klagst noch? Scher dich hinaus, oder ich lasse dich ins Gefängnis werfen!“

Diese Anekdote, die einem chinesischen Zeitungsblatte entstammt, ist bezeichnend für den Typus des Mandarins, das heißt für den des Beamten in China. So sieht der Mandarin in der Praxis aus, habgierig, betrügerisch und erpresserisch.

In der Theorie nimmt sich der Mandarin allerdings ganz anders aus. Die chinesischen Gesetzgeber gedachten wirklich nur die hervorragendsten Geister der Nation in die

Beamtenlaufbahn hineingelangen zu lassen, aber mehr als sonst in der ganzen Welt stehen gerade bei den Mandarinen Theorie und Praxis im Widerspruch. Sehen wir, wie dieser Widerspruch entsteht, indem wir gleichzeitig die Entstehungsgeschichte eines chinesischen Mandarins von den ersten Anfängen seiner Laufbahn an verfolgen.

Der Mandarin werden will, muß zunächst die beiden ersten Staatsprüfungen bestanden haben, sonst kann er nicht für den kleinsten Posten ausgewählt werden. Doch sei gleich im Anfang bemerkt, daß der Name Mandarin in China keineswegs den Beamten bezeichnet. Der Name ist von den Portugiesen, die zuerst mit den Chinesen in Verbindung kamen, erfunden worden. Der Rang eines Beamten in China wird mit „Kwum“ bezeichnet. Wenn wir trotzdem den Namen Mandarin weiter beibehalten, so geschieht es, weil das Wort nun einmal in Europa ge-läufiger ist.

Wer sich den Staatsprüfungen unterziehen will, muß natürlich vorher sich gewisse Kenntnisse aneignen. Es giebt aber in ganz China keine öffentlichen Schulen in unserm Sinne. An ihre Stelle treten Privatschulen. Dort lernen die Kinder der Gebildeten ein paar tausend chinesische Schriftzeichen lesen und auf Papier malen; außerdem erhalten sie religiösen Unterricht. Von irgend welchen exacten Wissenschaften, wie sie in unsern Schulen gelehrt werden, ist nicht die Rede. Man kennt in diesen Schulen weder Geographie noch Geschichte oder fremde Sprachen. Von dem, was in der ganzen Welt vorgeht, von neuen Entdeckungen und Erfindungen wird kein Wort erwähnt. Haben die Schüler diese Privatschulen absolviert, so kommen diejenigen, die sich den Staatsprüfungen unterziehen wollen, in eine andre Privatschule, in der nuncmehr die eigentliche Vorbereitung beginnt. Es sind aber nicht immer etwa Kinder, die diese höheren Vorbereitungsschulen besuchen, man findet vielmehr auch Leute in gereiftem Alter, die sich erst durch ein arbeitsreiches Leben das Geld verdienen, um nun Unterricht zu nehmen und die Kosten für die Prüfungen und den Lebensunterhalt zu bestreiten. So sind vom Knaben bis zum Greise alle Altersstufen in dieser zweiten Schule vertreten. Hier wird in nichts unterrichtet als in Litteraturgeschichte. Die Chinesen, die auf eine vieltausend-jährige Geschichte zurückblicken, haben eine große Anzahl berühmter Dichter und Philosophen, die zu den „Klassikern“ des Landes zählen. Die Schriften dieser Klassiker muß der Schüler vollständig auswendig lernen und über jedes Wort, über jede Wendung, über jedes Gleichnis, jedes sprachliche Bild Auskunft geben können. Der ganze Unterricht erstreckt sich also auf ein ununterbrochenes Auswendiglernen von Werken uralter Schriftsteller, die in gar keiner Beziehung zu den Dingen der Neuzeit stehen. Nichts anderes als das, was diese Klassiker betrifft, wird in den Schulen gelehrt, und nichts anderes wird auch für die Staatsprüfungen verlangt. Daher die schreckliche Unbildung selbst der höchsten Beamten, der vornehmsten Männer in allen Dingen, die nicht chinesisch sind. Wenn nun schon die gebildeten, die höchststehenden Chinesen so bar alles Wissens sind über das, was außerhalb Chinas geschieht, wie sieht es erst bei den vielen Millionen der untersten Volksschichten aus! So nur ist es zu erklären, daß das Volk gläubig die Versicherungen der Mandarinen hinnimmt, das Christentum schreibe seinen Anhängern vor, kleine Kinder zu kochen und Del aus ihnen zu pressen, weil es des letzteren zu religiösen Handlungen bedürfe. Wahrscheinlich glauben die Mandarinen, die solchen Ansinn durch Plakate und Flugblätter veröffentlichen, selbst an das, was sie mitteilen. Die Folgen einer solchen Veröffentlichung sind aber immer eine Niedermetzelung der Missionare oder der für das Christentum gewonnenen Eingeborenen.

Glaubt der Schüler, daß er die Klassiker genügend

kennt, um sich der Staatsprüfung zu unterwerfen, so meldet er sich für die nächste Prüfung, die immer in der Distrikts-hauptstadt abgehalten wird. Diese Prüfung findet zweimal innerhalb dreier Jahre statt, und viele Tausende von Kandidaten melden sich dazu. Die Prüfung ist verhältnismäßig leicht und besteht nur in einer schriftlichen Arbeit. Die Examinatoren, die selbst den höchsten Grad der Wissenschaft erlangt haben müssen, prüfen die vielen tausend Arbeiten, die ihnen eingereicht worden sind, und wählen endlich ungefähr den zehnten Teil als beste Leistungen aus. Die Verfertiger dieser Arbeiten erhalten den Titel Sin-tzai, das heißt Knospendes Genie, und damit das Recht, sich zur zweiten Prüfung vorzubereiten, beziehungsweise zu melden. Es kann also immer nur ein Zehntel der Schüler in der Prüfung bestehen. Die andern neun Zehntel lassen sich aber nicht abschrecken. Sie besuchen noch einmal die Vorbereitungs-schule, und manche thun dies zwanzig, dreißigmal hintereinander, so daß es vorkommen soll, daß Sohn, Vater und Großvater gleichzeitig in diese erste Prüfung hineingehen. Die zweite Prüfung wird in der Provinz-hauptstadt abgehalten und findet nur alle drei Jahre statt. Die Examinatoren werden vom Kaiser extra ernannt. Außerdem wohnen alle höchsten Beamten der Provinz der Prüfung bei. In jeder Provinzialhauptstadt giebt es gewöhnlich außerhalb der Stadt einen großen Platz, der von einer hohen Mauer umgeben ist. Nur zwei Thore, die einander gegenüberliegen, befinden sich in den Mauern, und durch die Thore führt eine Straße, die den Platz in zwei gleichmäßige Hälften teilt. Zur Rechten und zur Linken der Straße stehen, bis an die Mauer reichend, lange, niedrige, stallartige Gebäude, und zwar so dicht nebeneinander, daß immer nur eine Gasse von ungefähr zwei Schritten zwischen zwei solch langen Schuppen bleibt. Jeder Schuppen ist wieder in eine große Zahl schmaler Zellen eingeteilt, so daß im ganzen auf dem Prüfungsplatz 12—14 000 dergleichen Zellen entstehen. Jeder Kandidat wird in eine solche Zelle gesteckt, die nur eine Thür und in dieser einen Ausschnitt hat, durch den Licht und Luft hindrücken können. Die Zellen haben außerdem zwei Bretter, eines, um darauf zu sitzen, ein andres, um darauf zu schreiben, und der Kandidat bringt in diese Zelle Kleidungsstücke, Lebensmittel und Betten hinein, denn die ersten drei Tage darf er die Zelle nicht einen Augenblick verlassen. Jeder Zusage bekommt schriftlich seine Aufgaben zugestellt, und gewöhnlich enthalten die kleinen roten Zettel, die man dem Kandidaten in seine Zelle hineinreicht, vier Themata, drei für prosaische Arbeiten und eines für ein Gedicht. Keine Arbeit darf mehr als vierhundert und weniger als dreihundert Schriftzeichen enthalten. Korrekturen dürfen nur in sehr bescheidenem Maße angebracht werden. Nach drei Tagen werden die Arbeiten aus den Zellen herausgeholt, und die Kandidaten dürfen nun eine Nacht außerhalb des Prüfungshofes schlafen. Dann werden sie wieder auf drei Tage eingesperrt und haben während dieser Zeit fünf Arbeiten anzufertigen. Diese sechs Tage sind körperlich und geistig so anstrengend, daß sehr oft Kandidaten, besonders Greise, die sich der Prüfung unterziehen, an Erschöpfung und Ueberanstrengung sterben.

Theoretisch sind alle Vorkehrungen getroffen, um das Abschreiben zu verhüten, um zu verhindern, daß die Kandidaten untereinander in Verbindung treten und sich gegenseitig bei den Arbeiten anshelfen. Die Wächter indes, die in den Gassen auf- und abhreiten und die Kandidaten überwachen, sind, wie jedermann in China, der Bestechung zugänglich. Das Reglement für die Prüfung der Arbeiten ist außerordentlich umfangreich und streng. Es ist so abgefaßt, daß bei seiner wirklichen Handhabung weder ein Unterschleif noch eine Bevorzugung eines Kandidaten vorkommen kann. Das



Werbung. Das Bildnis von Carl Sewy.

Portraitstudie im Jahr 1880 in Berlin.

Gegenteil aber trifft ein. Durch Befechung kommt ein Kandidat, der eine schlechte Arbeit liefert, weiter als ein Kandidat, der eine gute Arbeit liefert, ohne den Examinatoren etwas anzubieten, und ist der Prüfling der Sohn eines hochstehenden Mannes, so wird man natürlich ihm sehr durch die Finger sehen und seine Arbeit für reif erklären, selbst wenn sie nichts taugt. Die Arbeiten werden sehr sorgfältig gesichtet, das heißt angeblich. Es kann nämlich nur ein verhältnismäßig geringer Prozentsatz der Kandidaten die Prüfung bestehen, weil jeder Provinz nur eine bestimmte Zahl von höheren Graden zugeteilt ist. Während in der ersten Prüfung von tausend Kandidaten hundert durchkommen konnten, können hier bei der zweiten Prüfung nur noch siebenzig von tausend die Prüfung bestehen, weil nur für so viele Diplome vorhanden sind. Die Glücklichen, die das Examen zu Recht oder Unrecht bestanden haben, erhalten den Titel Chiid-schiw, „beförderter Mann“. Wer die Prüfung nicht bestanden hat, meldet sich sofort für die nächste. Er muß dann, je nach der Qualität seiner Arbeit, noch ein oder zwei Jahre warten, bis er sich der nächsten Prüfung unterziehen kann. Diejenigen, denen die Prüfung geglückt ist, haben nun das Recht, sich um einen Beamtenposten zu bewerben, das heißt, wenn eine Vakanz vorhanden ist. Es kann jahrelang, ja jahrzehntelang dauern, ehe der Kandidat ein solches Amt erhält. Er wird rascher befördert, wenn er noch die dritte Prüfung ablegt, durch die er ein Tsen-tse, das heißt „fertiger Gelehrter“ wird. Diese Prüfung findet nur alle drei Jahre, und zwar im Frühjahr nach den Provinzprüfungen, in Peking selbst statt. Die Kandidaten haben insofern eine Vergünstigung, als sie für den Aufenthalt in Peking nichts zu bezahlen brauchen, denn die Kosten trägt der Staat; sie müssen aber aus der Provinz die oft sehr weite und kostspielige Reise unternehmen, und die meisten Kandidaten würden gar nicht im stande sein, die Reisekosten zu bezahlen, wenn sie nicht vorher zu Wucherzinsen Gelder aufnahmen. Sie hoffen, dieses Geld bald wieder zu bezahlen, sobald sie erst im Amte sind und sich durch Erpressungen, Betrügereien und Unterschlagungen bereichern können.

Natürlich werden diejenigen Kandidaten, welche die dritte Prüfung bestanden haben, rascher befördert als diejenigen, die nur die zwei ersten Prüfungen hinter sich haben, alle aber müssen mit der neunten Rangstufe beginnen. Die neun Rangstufen giebt es sowohl bei der Zivilverwaltung als bei der Armee und der Flotte. Da wir nur die Beamten schildern wollen, halten wir uns hier an die Zivilverwaltung und führen im nachfolgenden die Tiere an, die jeder Klasse als Abzeichen verliehen sind. Die neunte Klasse hat eine Gfster, und die Tiere für die andern Klassen aufwärts bis zur ersten sind: Wachtel, Ente, Reiher, Silberfasan, Wildgans, Pfau, Goldfasan und Kranich. Das Bild des entsprechenden Tieres trägt der Beamte an seiner Kleidung auf der Brust und auf dem Rücken, und zwar ist es in bunter Seide auf ein besonderes, ungefähr einen Quadratfuß großes Stück Seide gestickt. Bei Armee und Marine sind die Rangtiere von der neunten hinauf zur ersten Klasse folgende: Rhinoceros, Seehund, Waschbär, Tigertatze, Bär, Tiger, Leopard, Löwe und Nashorn.

Nach der Theorie geben die chinesischen Gesetze für die Anstellung der Mandarinen sehr strenge Bestimmungen. Beamter kann nur derjenige von den Geprüften werden, der einer ehrenhaften Kaste angehört. Die Söhne, Enkel und Urenkel von Barbieren, Schauspielern und Schiffsnedsten sind zum Beispiel unehrlich und sollen niemals Mandarine werden. Kein Mandarin soll in seinem Heimatbezirk angestellt werden, damit er nicht seine Verwandten und Freunde begünstigt, er soll auch nie unter seinen Untergebenen einen Verwandten haben, damit dieser

nicht bevorzugt wird. Er soll keine Frau heiraten, die unter seinem Stande ist, und Ehen mit Tänzerinnen, Schauspielerinnen und Sängerinnen sind nicht nur den Mandarinen, sondern auch ihren Kindern und Enkeln streng untersagt. Der Mandarin soll fleißig sein, soll mit Unparteilichkeit verfahren und nicht einmal in einem Falle Richter sein, wo ein entfernter Verwandter eines Verwandten seiner Frau beteiligt ist. Er soll einen untadeligen Wandel führen, in und außer Dienst sich als Ehrenmann verhalten, unbeschädigt sein, das Wohl seiner Untergebenen wahrnehmen, auf das pünktlichste und strengste die Befehle des Kaisers und seiner Vorgesetzten ausführen. Dafür ist ihm ein Gehalt versprochen, das mit den Rangstufen bedeutend wächst. Der Mandarin in der neunten Rangstufe hat allerdings nur 400 Mark jährlich, aber die Lebensbedürfnisse in China sind fabelhaft billig. Das Höchstgehalt, das in der ersten Rangstufe bezahlt, respektive versprochen wird, beträgt 60 000 Mark, und zwischen diesem Höchstgehalt und dem Mindestgehalt von 400 Mark bewegen sich die Gehälter der angestellten Beamten. Nun wird das Gehalt aber sehr unregelmäßig gezahlt, in vielen Fällen gar nicht. Die Mandarine, welche die Auszahlung der Gehälter an ihre Untergebenen zu besorgen haben, stecken den größten Teil dieser Summen in die eigne Tasche und zahlen nur Bruchteile des Gehaltes aus; der Beamte hat Schulden von früher, und er muß jetzt noch die höher gestellten Beamten in der Distrikthauptstadt und der Provinzhauptstadt, vor allem aber die in Peking besetzen, um befördert zu werden, und so bleibt dem Mandarin nichts übrig, als selbst ein Gauner und Lump zu werden. Er unterschlägt eingehende Gelder, vor allem die Geldstrafen, die er verhängt. Er läßt sich bestechen, er betrügt, er erpreßt, er erhebt weit mehr Steuern, als der Staat verlangt, und auf diese Weise kommt er allmählich zu Vermögen und dadurch zu höheren Rämtern und zu Ansehen.

In den letzten Jahrzehnten, in denen die Regierung viel mit Geldmangel zu kämpfen hatte, sind Rämter überhaupt für Geld käuflich geworden. Man verlangte früher, daß die Käufer wenigstens das zweite Staatsexamen bestanden hätten, und dann verkaufte man ihnen zu hohen Summen gewisse Rämter, welche die Käufer dazu benutzten, um nun auf unehrliche Weise Geld zu verdienen. In letzter Zeit hat man sich aber dazu entschlossen, an reiche Leute derartige Rämter zu verkaufen, ohne daß sie die Staatsprüfung bestanden hätten, wenn sie nur gehörig bezahlten. Daß derartige Leute erst recht das Geld, das sie für das Amt verauslagt haben, mit Wucherzinsen wieder herauswirtschaften wollen, ist selbstverständlich. Und gerade diese Art von Beamten ist auch allen Neuerungen abhold, gerade sie wissen, daß es mit ihren Rämtern und mit der Aussicht, sich noch ein höheres, einträglicheres Amt zu kaufen, vorüber ist, sobald China der Kultur erschlossen wird, sobald Verhältnisse eingeführt werden, die nur einigermaßen den europäischen gleichen. Aber auch die andern Mandarine wissen es wohl, daß, wenn einmal ein andres System Platz greift, Leute nicht mehr auf Beförderung zu rechnen haben, deren ganzes Wissen in der Kenntnis der alten Klassiker besteht. Sie fürchten, daß man dann nur Leute anstellen wird, die eine moderne Bildung besitzen, und daß sie, die jetzt in den Rämtern sind, diese verlieren würden. Deshalb sind die Mandarine, besonders in der Provinz, die entschiedenen Gegner aller Neuerungen und die Todfeinde aller Fremden. Wenn auch die Regierung von den besten Absichten besetzt wäre und der Kaiser und seine Umgebung es versuchen sollten, China der europäischen Kultur zu erschließen, so leisten diese Mandarine aktiven und passiven Widerstand, denn sie fürchten für die Zukunft ihrer Kinder und Verwandten, und

sie selbst hegen die Bevölkerung gegen die Fremden, seien es Missionare oder Kaufleute, auf.

Der Mandarin kann, wenn er im Dienst ist, auch noch Auszeichnungen erhalten, ohne daß er in eine höhere Rangstufe übergeht, ähnlich wie man bei uns Orden erhält. So kann ihm zum Beispiel eine Krähenfeder verliehen werden, die er auf seiner schwarzen Kappe trägt, die wie eine europäische Mütze ohne Schirm aussieht und einen Deckel von großem Durchmesser hat. Anstatt der Krähenfeder können ihm auch Pfauenfedern verliehen werden: eine bis vier, ferner Pfauenfedern mit einem Auge, mit zwei Augen und mit drei Augen. Das höchste Ehrenzeichen ist die gelbe Reitjade, das heißt die Berechtigung, bei Hofe, auf Reisen und im Dienst ein jackenartiges Gewand aus gelber Seide zu tragen. Außer der gelben Reitjade (gelb ist die kaiserliche, die heilige Farbe der Chinesen) kann dem Würdenträger auch noch ein gelbes Fähnchen verliehen werden. Dieses dreieckige Fähnchen hält er dann bei Amtshandlungen und Besuchen bei Hofe in der rechten Hand. Es hat eine große Bedeutung, denn das gelbe Fähnchen verleiht dem Inhaber das Recht über Leben und Tod aller Chinesen, die im Range unter ihm stehen. Daher giebt es in ganz China nur drei oder vier Großwürdenträger, denen das gelbe Fähnchen verliehen ist. Auch einen Orden besitzt China, den vom doppelten Drachen, er wird aber nur an Ausländer verliehen. Wenn auch nicht als Rangabzeichen, so doch als Vergünstigung werden den Mandarinen ferner verliehen: das Recht, eine gelbe Säbelschneide zu tragen, das Recht, an ihren Sänten rote Tragstangen zu haben, das Recht endlich, an der Kleidung Zobelpelz zu verwenden. Ein Mandarin darf niemals zu Fuß gehen, er muß stets in einer Sänte getragen werden. Für die Sänte braucht er nur vier Mann, reitet er aber, so muß er von zehn Personen begleitet sein; zwei Stallknechte müssen vor ihm reiten, und acht Sekretäre und Schreiber ihm folgen. Jeder Mandarin hat nämlich eine große Zahl von Beamten, die er allerdings aus seiner Tasche bezahlen muß. Aus Sparsamkeit stellt die Regierung viel zu wenig Mandarinen ein, und selbst wenn sich die ehrlichen Beamten — und es giebt, wenngleich höchst selten, auch solche in China — totarbeiten wollten, würden sie nicht mit den Geschäften fertig werden. Sie müssen daher auf eigne Kosten Sekretäre und Gehilfen engagieren, und daß sich diese stets so verhalten, wie ihre Herren, das heißt, daß sie auf eigne Faust ebenfalls stehlen, betrügen und erpressen, wenn dies ihr Herr Vorgesetzter thut, ist selbstverständlich.

So wird es in China so lange eine Mißwirtschaft geben, solange es Mandarinen giebt. Niemals werden europäische Kultur und Gesittung, Industrie und Handel in dem Lande nach europäischen Begriffen eingerichtet werden können, wenn nicht der Widerstand der Mandarine gebrochen, nicht dieses verrottete Beamtentum beseitigt wird.

Dr. Paul Schlenther.

Dr. Paul Schlenther, der neu ernannte Direktor des Wiener Burgtheaters, ist am 20. August 1854 zu Zusterburg in Ostpreußen als Sohn eines Apothekenbesizers geboren. An den Universitäten Leipzig, Heidelberg, Berlin und Straßburg studierte er deutsche Sprache und Literaturgeschichte, und nacheinander waren auf diesen Hochschulen die ersten Fachautoritäten seine Lehrer: Wilhelm Scherer, Karl Werder, Kuno Fischer, Erich Schmidt. Nachdem er Ende 1880 in Tübingen promoviert hatte, siedelte er nach Berlin über, sich ganz der litterarischen Thätigkeit widmend. Als Theaterrezensent debütierte er im „Deutschen Montagsblatt“. Weiteren Kreisen wurde er bekannt durch seine 1883 veröffentlichte Schrift: „Bohlo von Hülßen und seine Leute“, worin er scharfe Angriffe gegen die damalige Leitung der Königlichen Theater in Berlin richtete. An dramaturgischen Schriften folgten 1886 „Frau Gottsches und die bürgerliche Komödie“, eine Erweiterung seiner Promotionsarbeit, und 1888 die „Dänische Schaubühne“, Uebersetzungen der Lustspiele Holbergs. Inzwischen hatte er, zunächst als Kollege Theodor Fontanes, dann als dessen Nachfolger, für die „Vossische Zeitung“ die Kritik über die bedeutendsten Berliner Theater übernommen, und gleich von vornherein fand seine schneidige, ungewöhnlich treffsichere Ausdrucksweise, die stets für den rechten Begriff auch das rechte Wort hatte, allgemeine Beachtung. Neben seiner kritischen Thätigkeit redigierte er zugleich die Sonntagsbeilage der „Vossischen“, ein in wissenschaftlichen und litterarischen Kreisen hochangesehenes Blatt. Daß Henrik Ibsen in Berlin schneller als anderswo zu der gebührenden Anerkennung gelangte, daran hatte Schlenther einen hervorragenden Anteil, und ein großes Verdienst erwarb er sich, indem er



Dr. Paul Schlenther.

Gerhart Hauptmann die Pfade ebnete. In Gemeinschaft mit seinem Freunde Otto Brahm (heute Direktor des Deutschen Theaters in Berlin) begründete er die „Freie Bühne“, einen Verein, dessen Leitung vor den Mitgliedern Stücke zur Aufführung brachte, die vor der Zensur nicht hätten bestehen können oder doch eine gereifte, von dem gewöhnlichen Premierenpublikum weit verschiedene Hörerschaft erforderten. Wenn auf der „Freien Bühne“ auch manches zur Darstellung gelangte, was befremdete, ja hie und da Unwillen hervorrief, so kamen doch auch junge Talente zu Worte, die sonst, wer weiß wie lange, unbeachtet geblieben wären. Allen voran steht Gerhart Hauptmann, der von der „Freien Bühne“ mit dem Drama „Vor Sonnenaufgang“ seinen Ausgang nahm. Seiner Vorliebe für diesen Dichter ist Schlenther getreu geblieben. Schon 1896 verfaßte er eine Schrift über ihn, und kurz vor seiner Berufung nach Wien veröffentlichte er das umfassende Werk: „Gerhart Hauptmann, sein Lebensgang und seine Dichtung“ (Berlin, S. Fischer). Zur Vervollständigung sei noch erwähnt, daß Schlenther auch eine „Genesis der Freien Bühne“ (1889) veröffentlicht und eine Schrift über den

„Frauenberuf im Theater“ (1894) herausgegeben hat. Die Beziehungen des neuen Direktors zur österreichischen Kaiserstadt sind übrigens schon älteren Datums. Seine Gattin Paula Conrad, die ehemalige Naive und jetzige ausgezeichnete Charakterdarstellerin des Berliner Schauspielhauses, erblickte in Wien das Licht der Welt, und seit Jahren ist Paul Schletter daselbst ein häufiger Gast. Schneidigen Theaterregimenten pflegt man vorzuhaltend, daß es leichter sei, einzureißen als aufzubauen, und das ist gewiß richtig, aber schon mancher ehemalige Kritiker hat bewiesen, daß er sich auch auf das Aufbauen versteht. Möge das Gleiche dem neuen Direktor des Burgtheaters beschieden sein. 204

Neue Altertümer in Steiermark.

Von

Franz Jos. Fridrich.

Kaum haben die Strahlen der Frühlingsjonne ihren Angriff auf den noch die Thäler erfüllenden Schnee gemacht und die ersten Blättchen hervorgekockt, so beginnt auch schon der alljährliche Strom von Touristen sich in die entlegensten Thäler der Alpen zu ergießen, und gilt diese Wanderung wohl in erster Reihe den Natur Schönheiten der Alpen, so läßt sich doch nicht leugnen, daß auch der Bewohner des Hochgebirges dem Städter ein reges Interesse einflößt, ein Interesse, das übrigens wohl begründet ist.

Viel zäher als der Bauer des Flachlandes am Althergebrachten hangend, bildet der Nefpler gleichsam ein Bindeglied zwischen der Vergangenheit und Gegenwart, zwischen Mittelalter und Neuzeit, und bietet nicht selten den Reiz, den eine Reliquie aus vergangenen Jahrhunderten auszuüben vermag. In der That sind die deutschen Bergvölker, deren Sagen, Sitten und Gebräuche durchwegs aus grauer Vorzeit stammen, eine wahre Fundgrube für Altertumsforscher geworden, aus der so manches wertvolle Fragment ans Tageslicht gezogen wird.

Wohl nicht eines der geringsten davon ist der steirische „Bauernkalender“, der — ähnlich dem skandinavischen Runenkalender — seine Abstammung unmittelbar von dem germanischen Zeitkerbholze herleitet, nur daß die Runen eben nicht mehr in Holz geschnitten, sondern auf Papier gedruckt werden.

Fast der ganze Inhalt dieses Kalenders besteht aus geheimnisvollen Zeichen, geometrischen Figuren oder auch hieroglyphenartiger Nachbildung von Gegenständen, die alle jedoch feststehende, seit Jahrhunderten stets sich gleichbleibende Bedeutung haben. Einzelne dieser Zeichen sind oft sehr originell. So zum Beispiel bedeutet die Hieroglyphe einer Windmühle Wind; eine schwarze Hand weist auf kühles Wetter hin; Anfang und das Ende der Hundstage sind durch einen Kötter in sitzender Stellung bezeichnet; Christi Himmelfahrt wird durch zwei aus der Luft herabhängende Beine, unter denen sich die Erde mit zwei Fußstapfen befindet, markiert. Die unterste wagrechte Reihe ist den Zeichen des Tierkreises gewidmet; darüber befinden sich die Tagesbezeichnungen, von denen ein rotes Dreieck den Feiertag, ein schwarzes den Werktag und ein roter Halbkreis mit Kreuz den Sonntag bezeichnet. Die folgende Reihe enthält die Runen der mutmaßlichen Witterung, die letzte Reihe endlich Abbildungen von Gegenständen aus der Legende des betreffenden Tagesheiligen, oder wohl auch eine Abbildung des Heiligen selbst mit allen seinen Attributen.

Da die einzelnen Zeichen dem Einheimischen schon von früher Jugend her bekannt sind, so erteilt der Kalender auch dem des Lesens Unkundigen Bescheid. Alphabeten giebt es übrigens jetzt nur noch selten, trotzdem aber findet sich der „Bauernkalender“ — wie es eben bei dem konservativen

Hang des Nefplers nicht anders sein kann, noch in jeder „Reusche“ vor, nur daß ihm hin und wieder noch ein anderer, neuerer Zeitweiser mit „schönen Geschichten“ beigestellt ist.

Zahlreiche Ueberreste der mittelalterlichen Pharmakopöe kann man in den Verkaufsständen der Wallfahrtsorte, namentlich Mariazell's, finden. Da giebt es einmal „Schreckstoana“, rautenförmige Stücken aus Stein mit dem Bildnis der Mutter Maria oder anderer Heiliger; den Kindern um den Hals gehängt, sollen sie letztere vor dem „Schreden“ (Fallsucht) bewahren. Der „Glückstoan“, eine Art Medaille aus rotem Thone, bewirkt wieder, daß sein Träger stets Geld in der Tasche hat. Außer diesen sogenannten „Breverln“ wären ferner noch zu erwähnen: die Kollausfugel gegen die genannte Krankheit; das „Haupt-, Hirn- und Flusspulver“, ein graues, scharfes Pulver zum Schnupfen, das die Aufgabe hat, „alle bösen Flüsse, so sich im Haupt oder Leib befinden, herauszuziehen, klar sehend zu machen und alle bösen Schmerzen zu lindern“.

Selbstverständlich werden alle diese Mittel von den Bauern sehr häufig gebraucht, wie sich ja überhaupt die „Sympathie“ in den Gebirgsgegenden noch eines großen Ansehens erfreut. Aber hat sich denn die mittelalterliche Heilkunde mit etwas anderm befaßt? Noch in den medizinischen Büchern des vergangenen Jahrhunderts wird die Heilung durch Sympathiemittel als äußerst wirksam empfohlen, und wie bei vielem andern, hat sich der Nefpler auch hier von dem Althergebrachten nicht ganz zu trennen vermocht.

Bettelbub.

Märchen

von

E. C. Ries.

„Sieh mir das Holz, das dem Uetli seine Kinder heimbringen“, jagte Bettelbub's Mutter und richtete sich im Bett auf. „O, die langen, langen Aeste! Achte müssen sie tragen; und die Uetlin geht nebenher und legt stolz die Hand auf. O, die dicken Aeste! Das gab' ein Feuer.“ Sie hüllte sich fröstelnd in ihre Lumpen. „Was geht nicht auch mit den andern ins Holz, Bub?“

Bettelbub hob ein Paar tieftraurige Augen zu seiner Mutter auf. Daß sie noch fragen konnte, sie wußte doch gut, warum. Es war ja sein tagtägliches Kummer.

Die Mutter blickte noch immer zum Fenster hinaus. „Hörst etwa nicht?“ fragte sie scharf.

Da sagte er leise: „Wer geht wohl mit mir? Bettelbub ist immer allein.“

Eine schnelle Röte färbte auf einen Augenblick das bleiche Gesicht der Frau. „Scht! Scht! mach dir nichts draus; im Himmel hast du die Engelein.“

„Ja“, jagte Bettelbub inbrünstig.

Das war sein Trost, wenn die Kinder im Dorf ihn jagten und höhnten.

„Wartet Mutter, ich geh' auch ins Holz. Ich bring' schon was heim. Ihr friert mir nicht mehr, wenn erst das Feuer im Herde brennt.“

Die Augen der kranken Frau leuchteten bei dem Gedanken auf. „Wirst aber bedencklich hoch steigen müssen“, jenzte sie dann hüftelnd. „Unten haben sie sicher schon alles durchsucht. Daß auch der Winter heuer kein Ende nimmt! Gott denkt nicht an die Armen.“

Bettelbub holte das Beil unter dem Ofen hervor, suchte den Holzstrick mit dem eisernen Haken und machte sich fertig. Die Mutter verfolgte jede seiner Bewegungen, während ihre abgemagerten Hände an der Bettdecke zerrten.

jeder
ein
bei

opõe
orte,
ored-
dnis
um
fen“
aille
stets
nten
auf-
dirn-
ofen,
aupt
chen

den
die
phen
liche
nedi-
die
an-
pler
nnen

im-
im
ffen
die
er.“
nicht

iner
noch

aus.

tel-

iche
aus;

ihn

ng'
das

Ge-
n,
von
nde

chte
ig.
hre



Der Gänsedieb. Skulptur von Julius v. Jankevits.



Ein Drama im Hühnerstall. Nach dem Gemälde von J. Jimenez.

„Nimm auch 's Halstüchel um, daß dich nicht friert; komm, daß ich's dir binde.“

„Deckt Euch lieber nicht auf, Mutter, es geht schon. Ihr hustet gleich wieder. Seht Ihr, seht Ihr!“

Ein heftiger Anfall schüttelte die verzehrte Gestalt der Kranken. Sie war blau im Gesicht geworden. Mühsam sprach sie: „Geh nicht zu hoch; der Abend kommt früh, und bleib ja auf den Stegen.“

„Gut, gut, Mutter, sorgt Euch nur nicht.“

„Und hör, Bub!“ Die Stimme der Mutter ward tiefer, die Augen geheimnisvoll, und der flackernde Blick bohrte sich tief in das Antlitz des Knaben. „Nimm dich in acht vor der Schneesturmkarosse! Weißt ja — hat acht Räder und vorn zwölf Pferde, schneeweiße Pferde — wann's donnert am Fels, wann's herabfährt am Berg — da flieh, da laufe! Wer die trifft, der ist verloren.“

„Weiß schon, Mutter, weiß ja.“ Bettelbub ging zur Thür. Grausen halb und halb Lust erfüllte ihn, wie jedesmal, wenn er von der Schneesturmkarosse hörte. Gesehen hatte er sie noch kein einziges Mal.

„Und höre!“ Die Kranke rief ihn wieder zurück, in so dringlichem Tone jetzt, mit so stockender Stimme; „Bleib auch am — Ende — nicht — lange!“

Bettelbub schlich aus der Thür und schlich um die Hütte, um den Dorfkindern aus dem Wege zu gehen.

„Bettelbub, Bettelbub geht ins Holz!“ rief's aber schon hinter ihm her. „Seht keine Lumpen, seht, seht! Möcht'st du nicht mit uns spielen? Möchtest du nicht? Möchtest du nicht? Wer geht wohl mit solch einem Bettelbub?“

„Ich mach' mir nichts draus,“ murmelte Bettelbub vor sich hin, dem das Herz brach. „Ich mach' mir nichts draus!“ wiederholte er laut. „Im Himmel hab' ich die Englein!“

Da lachten die Mädchen und Knaben im Chor. „Hört ihr's? Hört ihr's? Gar noble Gespielen hat Bettelbub.“

„Hab' ich auch, hab' ich auch!“ Er sprach mit Not und würgte an seinen Thränen, während er schneller lief, um seinen Peinigern zu entriemen. Aber die Rangen ließen nicht ab und folgten ihm höhnennd. Da, mit einer letzten gewaltigen Anstrengung, rot im Gesicht von unterdrücktem Schlußgen, fast schreiend vor Jammer und Zorn, drehte er sich voll seinen Qualern zu und gab seinen letzten Trumpf aus: „Und die spielen mit euch nicht.“

Dann aber stürzte er fort wie gepötscht, um nicht das Hohngelächter zu hören, das hinter ihm drein schallte, und um die Thränen zu verbergen, die unaufhaltbar über seine Backen rannen. Er stürzte den Berg hinauf, ohne sich umzusehen, ohne still zu halten, atemlos. Ganz oben, wo ihn niemand mehr sah, kauerte er auf einen Stein nieder und weinte und schluchzte: „Ich wollt', ich wär' schon im Himmel, ich wollt', ich wär' schon!“

Da fiel ihm die Mutter ein, die auch verhöhnt war und auch verachtet, die sie die Bettlerin nannten, wie ihn den Bettelbub, die krank war und fror.

Durfte er die verlassen? Sie war die einzige, die für ihn Liebe fühlte, die allereinzige — und er war ihr alles. „Wenn ich dich nicht hätt', Bub!“ sagte sie oft.

Nein, nein, das war nicht schön von ihm, daß er fort wollte von ihr und in den Himmel, bloß um es leichter zu haben. Hatte sie es denn leicht? Wie sie ausgehessen hatte zuletzt, so weiß, so weiß und die Nase so spiz — er schauderte bei der Erinnerung. Wie mußte sie frieren!

„Mutter!“ jagte er, „sollst sehen, ich bringe auch dicke Aeste, ganz dicke. Die Englein helfen mir tragen!“

Er machte sich eilig daran, seine Last zusammenzusuchen. Am Boden las er Meißig auf, und mit dem Beil schlug er die dünnen Aeste ab, die im Bereich seiner Hände waren. Es verging geraume Zeit, ehe der Packen voll wurde; und er mußte höher und höher hinauf. Endlich aber war es

genug. Er band alles mit dem Holzstrick zusammen, hatte jorglam den Haken ein, daß sich nichts löste, und nahm die Last auf den Kopf, so daß das dicke Ende der Aeste nach vorn kam. Da stieg er sie mit seinen beiden aufgehobenen Händen, und sie hingen ihm nun wie ein schräges Dach über den Rücken herunter.

Jetzt machte er sich auf den Heimweg. Aber die Aeste waren so lang, daß sie hinter ihm auf dem Boden schleiften, wenn es bergab ging, und so dick, daß er unter ihrem Gewicht keuchte.

„Ich bleib' öfters stehen, um zu verschmausen,“ jagte Bettelbub. Er mochte keinen einzigen abthun, er wollte den Ruben unten schon zeigen, was er heimbringen konnte. „Wenn ich nur hinunter komm', ehe es dunkelt.“

Es dunkelte aber schon jetzt, am Nachmittage, denn drüben über den Bergen zog ein Wetter herauf. Das sah fast nach Schnee aus — die Wolken waren so schwer geladen, so fest zusammengeballt. Und der Wind stieß jetzt von der Wetterseite und trieb die Wolken herüber über den See. Heran schob sich's, eine Wolkenwand vor der andern, dickweiß, dickgrau, dickblau. Allen voran stob weißer Nebel — das war der Vorreiter.

Was für ein Wind sich erhob, wie es jagte und stiebte! Nun kam der Nebel, nun hüllte er Bettelbub ein. Es fing an zu schneien.

Jetzt galt es Eile!

Himmel, wie hoch er noch war, dort war erst die Schutzhütte! — Ob er wohl in der Schutzhütte blieb, blieb und wartete, bis das Wetter vorbeizog? Er verwarf den Gedanken sofort; die Wolken sahen zu böse aus, der Wind blies zu stark; das gab einen heftigen Schneefall, schneite vielleicht tagelang um leßt hin. Jetzt, bei Ausgang des Winters, konnte man darauf gefaßt sein. Und wie, wenn heute wirklich die Schneesturmkarosse umfuhr!

Nein, nur hinunter, hinunter!

Bettelbub achtete nicht länger auf Weg und auf Steg, denn sein Fuß sank schon ein in den Schnee, erst johledick, dann schuthtief. Die Flocken stoben ihm ins Gesicht und blendeten seine Augen. Die Holzlast drückte schwer und schwerer auf Kopf und Schultern von all den Flocken, die darauf fielen. Aber Bettelbub wagte nicht, stille zu stehen und sie abzuschütteln, sank er jetzt doch schon bis über die Schenkel ein; und bei dem Nebel, der ihn umhüllte, kam es ihm vor, als habe er bereits die Richtung verloren.

Halt! — Nun hob sich der Nebel ein wenig, — wo war er?

Weg und Steg nirgends! Nichts als ein Schneefeld dehnte sich vor ihm, das ringsum der dicke Nebel begrenzte. Bettelbub zögerte. Wie, wenn er einsank, wenn er über Stock und Stein stolperte! Gleichviel, das Feld zu umgehen, währte zu lange.

Er machte aber kaum ein paar Schritte, da fiel ihn der Sturm an. Hu, wie es über das Schneefeld segte! Von allen Seiten blies es, von allen Ecken. Es johlte und pffif und heulte.

Und plötzlich — da kam es herabgetost, herabgedonnert am Fels. Es klang und knatterte wie von tausend Hufen, es rollte und rasselte wie von tausend Rädern, und die Felswände gaben den Schall zurück.

Bettelbub blickte sich um, das Blut erstarrte in seinen Adern, in den Ohren brauste es ihm. — „Herrgott im Himmel, die Schneesturmkarosse!“

Wo jetzt sich bergen? wo sich verstecken? wohin sich retten?

Er jagte hin und her auf dem Schneefeld trotz seiner Holzlast, denn die Angst ließ ihm Niesenträfte; aber immer jagte der Sturm hinter ihm her, immer klang's über ihm, donnerte es den Berg herab, da, wo er war, und — jetzt — hu! — jetzt kam es herangefegt, weiß, mit fliegender Mähne.

Er barg sich in Todesängsten hinter dem nächsten Stein. Aber horch! — Das waren nicht Pferdehufe, das war ein Windstoß; nein, das waren nicht Pferdemaßen — Schneewolken jagten über das weiße Feld. Fernab am Berg donnerte jetzt die Schneesturmkarosse. Er lebte, er war gerettet! Heim jetzt, schnell heim!

Aber der Schreck zitterte ihm in allen Gliedern nach, und wie er sich erheben wollte, versagten die Kniee. „Ich will doch lieber ein wenig ruhen und warten, bis der ärgste Sturm sich gelegt hat. Nun ist ja keine Gefahr mehr.“

Bettelbub sah, unter seine Holzlast gebückt, wie in einem sichern Häuschen. Nur manchmal wehte der Wind ihm Flocken ins Antlitz und zwang ihn, die Lider zu schließen, aber er öffnete sie gleich wieder und blickte unverwandt in das Schneegestöber. Er vergaß sogar die Sorge um seinen Heimweg darüber, daß die Flocken so drollig den Kopf der schwarzen Hochstamme umtanzten, wenn sie auf Augenblicke aus dem Nebel herausjah, und dann trieb wieder stäubender Schnee gegen den Stamm. Ein verdorrnetes Blatt wirbelte auf dem Schneefeld umher; das war der einzige braune Fleck in dem schimmernden Weiß ringsum. Es rastete einen Moment wie totmüde, dann erfaßte der unbarmherzige Sturm es von neuem und peitschte es ruhelos umher.

„So trieb es dich eben noch auch um,“ sagte Bettelbub, „nun ruht es sich gut hier, gut.“

Der Schnee fiel rings um den Knaben her, schnell, dick, dicht. Er fiel auf seine Holzlast und deckte sie allgemach zu. Der Wind blies und brauste, aber es schien jetzt ein Wiegenlied, was er sang, denn es legte sich Schlummer auf Bettelbubs Angesicht.

Da dröhnte es von neuem über ihm und fuhr scharf die Felswand herab und rollte wie Räder und klang wie Hufe auf blankem Gestein.

„Hier findet die Sturmkarosse mich nicht,“ sagte Bettelbub, der die schlafmüden Lider aufriß. „Hier, hinter dem hohen Stein bin ich geborgen, sie soll nur kommen.“

Und sie kam — mit Donnergetöse. Hatte sie wirklich acht Räder und vorn zwölf Pferde, schneeweiße Pferde?

Bettelbub hob voll Neugier den Kopf hinter dem Stein hervor; seine Sicherheit stößte ihm Mut ein. Er zählte die Räder und zählte die Pferde — zwölf weiße Pferde! Aus ihren Küstern stob Schnee, Schneeflocken flogen aus ihren wild flatternden Mähnen, und die Hinterwand des Wagens war ein breites Segel, das sich drehte und blähte; das bog sich im Sturm und schüttelte Flocken.

Niemand lenkte die Pferde; denn der, der im Wagen saß, schlief. Er trug einen Schneepelz und eine riesige Zupfmütze, hielt das Haupt auf die Brust geneigt, und Eiszapfen hingen in seinem Barte. Das war der Winter.

Das also war er; der schickte die Kälte und brachte den Schneesturm und machte, daß Mutter fror.

Bettelbub bog sich neugierig weiter und weiter hervor. Seine Brust hob sich im Hochgefühl. Er, er sah die Schneesturmkarosse, er war allein mit dem Winter, ganz allein mit ihm auf der weiten Flur. Wer von den Kindern im Dorf konnte sagen, er habe gleiches erlebt?!

Er schaute und schaute, um keine Einzelheit zu vergessen. Jetzt würde er der Mutter daheim erzählen, er . . .

War's nicht gerade, als ob der alte Schläfer die Gegenwart von etwas Menschlichem auf dem verlassenem Gefilde spürte? Er hob schwerfällig den Kopf, wandte ihn seitwärts, öffnete langsam die Lider, und ein Blick aus schlaftrunkenen Augen fiel voll, seltsam und schwer auf den Knaben.

Warum ward's Bettelbub auf einmal so weh? Was durchdrang ihn so eifrig? Was lief wie ein Schauer durch sein Gebein? Sein Zähne fingen zu klappen an, er krümmte sich zitternd unter der Holzlast; es schüttelte ihn wie im Fieber.

Die Schneesturmkarosse war lang schon vorübergerollt. Fernab tobte sie jetzt, schwach und schwächer klang das Echo vom Berge. Aber noch immer hielt Bettelbub die Augen in Grauen geschlossen, ihm war, als fühle er noch den Blick auf sich, den entsetzlichen Blick des Winters.

Wie lang er so saß, das wußte er nicht. Er wußte nur, daß er nicht länger fror; dazu umhüllten ihn auch die Flocken zu dicht von allen Seiten. Wie der Erde wurde ihm, die warm unter der Schneehülle ruht und schläft und träumt.

Er war zu Hause, und im Herde brannte das Feuer. Das Holz knisterte, und die Funken stoben. So warm war's, daß die Mutter die Decke zurückschlug. Er selbst saß dicht bei dem Herd und blickte nach dem Fenster, wo der Vorhang hängt mit den weißen Punkten. Nur sonderbar, die Punkte stehen nicht still, sie fallen, fallen, fallen.

Bettelbub sieht darauf hin, und ihm selber fallen die Augen zu. Wohl und wohliger wird es ihm in den Adern. Das prickelt und brennt, das steigt immer höher, heiß, ordentlich heiß, und im Herde prasseln die Scheite, es flammt, es lodert —

Welch Licht, welch Schein!

Nein, das kann auf dem Herde nicht sein, auch nicht in der Stube, das ist zu hell! — Das ist Himmelsfeuer, groß, glühend.

Drüben über den Bergen reißn die Wolken, der Nebelvorhang hebt sich. — Sieh! — Auf rosig goldenen Wolken mitten im Himmel sitzt die Mutter und winkt und lächelt: „Komm, komm, Bub! Hier friert man nicht mehr.“

Und in den weißen Falten von Muttters Kleide bergen sich unzählige Engelsköpfechen, lugen hervor und rufen: „Bettelbub, Bettelbub!“ aber mit so lieblichem Lächeln, mit so freundlicher Stimme: „Komm, komm, wir warten schon dein!“

„Die Engelein, meine Gespielen!“ jauchzt Bettelbub auf und wirft sich vorwärts, ihnen entgegen.

Am Morgen darauf kamen Bauern über den Berg, immer einer hinter dem andern auf dem schmalen, in die dicke Schneedecke getretenen Wege. Sie fanden Bettelbub im Schnee unter der Holzlast schlafend.

„Faulpelz, wach auf! Deine Mutter ist tot.“ Sie hatten gut rufen und rütteln. Bettelbub hörte sie nicht mehr.

„Mausot!“ sagten die Bauern. „Ist seiner Mutter nach. Auch gut. Wieder eine Last weniger für die Gemeinde. Man kann sie gleich beide zusammen begraben.“

Einer nahm einen Sack vom Rücken, und in den thaten sie, was vom Bettelbub noch auf der Erde zurückgeblieben war. So trugen sie ihn hinunter ins Dorf und begruben ihn an der Seite seiner Mutter, der Bettlerin.

Ein kleines Nest.

Sie haben dich ein enges Nest genannt,
Du kleine Stadt mit deinen schmalen Gassen;
Ob ihnen wohl das reiche Glück bekannt,
Das dieses kurze Wörtlein kann umfassen?

Ob deine Grenzen eng, die Häuser klein,
Und ob du prunklos, arm und still bescheiden,
Du schließt doch manch ein reiches Leben ein
Und manches traute Heim voll hoher Freuden.

Ich neid' euch nicht die bunte Pracht der Welt, —
Mich dünkt, mir ist ein besser Glück beschieden,
Das warm und fest mein Herz gefangen hält —
Ein kleines Nest und süßer Heimatfrieden.

Bedwig Gräfin Rittberg.



Neues vom Böhertisch.

Von

Paul von Szepanski.

Es geschieht wohl jedem Autor einmal, daß sich ihm der Stoff unter der Arbeit ganz anders gestaltet, als er ihn ursprünglich zu gestalten beabsichtigte. Dieses Mißgeschick, das freilich nicht immer ein Mißgeschick zu sein braucht, scheint mir auch Schulte vom Brühl, dem Verfasser des Romans „Gleich und ungleich“ (Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Co.), geschehen zu sein. Täuscht mich nicht alles, so hat der Verfasser einen Künstlerroman schreiben und schildern wollen, wie zwei in ganz ungleichen, aber gleich engen Verhältnissen aufgewachsene Menschen die sich ihnen entgegenstellenden Hindernisse überwinden und sich zu den freien Höhen der Kunst emporringen. Arno Trost ist ein junger Thüringer von illegitimer Geburt, der einem Gönner seiner übrigens sehr ehrenwerten Mutter eine bessere Erziehung verdankt, als seine eigne Mittellosigkeit ermöglichen würde, und der auf einer kunstgewerblichen Vorschule so viel eignes bildnerisches Talent zeigt, daß ihm sein alter Freund ruhigen Herzens anraten kann, sich der großen Kunst zu widmen. Comtesse Asta Fantti ist von sehr vornehmer Familie, aber ebenso mittellos — wenn man die verschiedenen Ansprüche, in denen beide aufgewachsen sind, in Betracht zieht — wie ihr männliches Gegenstück. Diese Mittellosigkeit treibt sie vorwärts, während ein Wall von Vorurteilen, von denen Arno Trost nicht behindert wird, sie einengt und zurückhält. Und auch Gräfin Asta siegt über alle Hindernisse und besiegt alle Vorurteile und wird eine große Künstlerin, wenn auch nur eine Kunststickerin. Daß die beiden sich anfangs voneinander mindestens ebenso sehr abgestoßen wie angezogen fühlen, sich später rückhaltlos schätzen lernen und endlich sich lieben und heiraten, wäre im Leben nichts besonders Merkwürdiges und ist im Roman das Selbstverständliche. Auch ist die Nebeneinanderstellung dieser beiden, aus so ganz verschiedenen Verhältnissen hervorgegangenen Persönlichkeiten sicher nicht daran schuld, daß dem Verfasser die Absicht, einen Künstlerroman zu schreiben, mißglückt ist, und daß er es nur bis zu einer ziemlich grellen Beleuchtung von Standesvorurteilen gebracht hat, die noch dazu einem Kampf gegen Windmühlen gleicht. Nur das große Gewicht, das der Verfasser diesen Standesvorurteilen beilegt, ist die Ursache, daß der Leser nicht die künstlerische Entwicklung des Helden und der Heldin, sondern die endliche Vereinigung des

thüringischen Bauernjungen, aus dem ein Künstler mit großer Zukunft, und der hochgeborenen Gräfin, aus der eine berühmte Kunststickerin geworden ist, als die hauptsächlichste Aufgabe ansieht, die sich der Verfasser gestellt hat. Und diese Aufgabe zu lösen, ist am Ende heutzutage nicht mehr so schwierig. Schulte vom Brühl scheint selber zu empfinden, daß vernünftige Menschen einer armen Gräfin, die am Stichtrahmen gleichzeitig ihren künstlerischen Neigungen frönt und ihr bescheidenes Brot verdient, nur von Herzen gratulieren können, wenn sie die Frau eines talentvollen Bildhauers wird. Denn die beiden Figuren, die er als Vertreter hocharistokratischer Vorurteile der Gräfin Asta an die Seite gestellt hat, sind so zurückgeblieben in ihren Anschauungen, daß man es gar nicht als einen Beweis besonderen Mutes ansehen kann, wenn die Gräfin einfach über sie zur Tagesordnung übergeht. Die eine, ihren Bruder, nennt Gräfin Asta selbst einen „fliegende Blätter-Lieutenant“; die andre, ihr Onkel und Vormund, ist beinahe noch nichtsagender. Beide sind Figuren für Witblätter; ich kann nicht einsehen, warum Schulte vom Brühl erwartet, daß man sie im Leben oder im Roman, der ein Spiegel des Lebens sein soll, ernsthaft nehmen könne. Fast macht es den Eindruck, als ob der Verfasser glaubte, in ihnen zwei Aristokraten gezeichnet zu haben, wie sie im Durchschnitt sind, und eine Stelle seines Romans läßt darauf schließen, daß er im Gegensatz dazu in Sudermanns Grafen Traut in der „Ehre“ den Aristokraten sieht, wie er im Durchschnitt sein sollte. Das ist nun ein eigentümlicher Geschmack, muß ich sagen. Denn dieser Sudermannsche Graf Traut ist trotz des wohlgepflegten Vollbarts, mit dem er auf der Bühne umherzustolzieren pflegt, und trotz der glänzenden Tuade, die seinem Munde entströmt, meiner Meinung nach die hohle Theaterfigur, die Sudermann geschaffen hat. Wenn er trotzdem von großer Bühnenwirkung ist, so liegt das nur daran, daß Sudermann keiner der andern Personen des Schauspiels gestattet, ihm dreinzureden. Ein einfacher Zwischenruf „Zur Sache!“ müßte ihn schon in die höchste Verlegenheit bringen. Uebrigens hat Schulte vom Brühl's Roman „Gleich und ungleich“ besonders im ersten Teil seine großen Vorzüge. Die dürftigen Verhältnisse, aus denen der Bildhauer Trost hervorgegangen ist, die Beziehungen zu dem älteren Freunde, der sich seiner

annimmt und seine Schritte väterlich leitet, die ersten Regungen der erwachenden Künstlerseele und der Hintergrund, auf dem sich dieser erste Teil der Geschichte abspielt, sind sehr eindrucksvoll geschildert. Hier wirkt auch der Gegenjaß, dem zwischen dem mittellosen Bauernjungen, der noch nicht weiß, ob er jemals weiterkommen wird, als spielerige Modelle für Fabrikware in Porzellan zu schaffen, und der jungen Gräfin Rita, die trotz ihrer Mittellosigkeit zu den ersten Gesellschaftskreisen der kleinen Residenz gehört, besteht ein Gegenjaß, den selbst lange Reden eines Grafen Trast nicht aus der Welt schaffen könnten. Aber zwischen dem späteren Bildhauer Trast, der in der besten Gesellschaft selbstverständlich aufgenommen ist, und der Gräfin, die aus der Kunst ein Gewerbe macht, ist die Kunst schon lange ausgefüllt, bevor Schulte vom Brühl den Bruder und den Onkel der Gräfin dahinein verrenkt hat, und seine Kunst kann diesen Gegenjaß künstlich aufrecht erhalten. Außerdem wird der Verfasser in der zweiten Hälfte des Romans weitschweifig und behandelt Epizoden, die für die künstlerische Entwicklung des Helden doch nur von geringer Bedeutung sind, mit einer Ausführlichkeit, die den Fortgang der Handlung bedenklich ins Stocken bringt.

Der ausgezeichnete Schilderer Tiroler Volkstypen Richard Bredenbrücker veröffentlichte eine neue Novelle: „Drei Teufel“ (Berlin, Verlag von F. Fontane & Co.). Ursprünglich hieß, wie ich mich aus der Lektüre des Manuskripts erinnere, die Novelle „Die heilige Dreifaltigkeit“, und unbefangenen Lesern, die an einer Titeltatire keinen Anstoß nehmen, erschien er passender und kräftiger. Aber der Verfasser mag zu der Aenderung durch das Bedenken bewogen worden sein, daß irgend jemand in dem harmlos gemeinten Titel eine Gotteslästerung sehen könnte — und Vorsicht ist zu allen Dingen nütze, besonders wenn man als deutscher Schriftsteller der liebenswürdigen Fürsorge des Staatsanwalts entgegen will. Das hat jüngst ja erst Johannes Trojan erfahren, an dessen königstreuer Gesinnung und vaterländischem Empfinden allerdings auch heute noch niemand zweifeln kann, der sich die Freunde gemacht hat, den Dichter in seiner literarischen Gesamtpersönlichkeit kennen zu lernen. Muß man Bredenbrücker's Vorsicht loben, so ist darum der neue Titel doch noch nicht der bessere. Denn drei Teufel sind die drei alten Schwestern doch eigentlich nicht, die sich dazu entschließen, in einer Stube zusammenzuhausen, um ein paar Gulden zu ersparen — angeregt durch eine Sonntagspredigt über die heilige Dreifaltigkeit, aus der die eine der Schwestern entnommen hat, „daß unser Himmelsoater deretwegen sei' Mordskraft hat“. Alle ihre Schwächen, der Unfriede, der Neid, der Geiz, die Habsucht, die einen ewigen Krieg zwischen ihnen heraufbeschwören, sobald sie in einer Stube zusammengepfercht sind, und an denen sie alle drei nacheinander zu Grunde gehen, statt sich jene Mordskraft zu holen, die sie sich von ihrem Zusammenleben versprochen haben, sind rechte und echte menschliche Schwächen, bis ins Groteske gesteigert durch das Alter, durch Armut, Unbildung und vielleicht auch angeborene Wunderlichkeit. Selbst daß jede von den dreien es für selbstverständlich hält, sie werde die Ueberlebende von allen und einmal die alleinige Beherrscherin der düsternen Bauernstube und Besitzerin aller darin zusammengetragenen Herrlichkeiten sein, rechne ich noch nicht unter die teuflischen Gelüste, sondern unter die menschlichen Schwächen, die der Berliner Wig charakterisiert, indem er eine Frau zu ihrem Manne sagen läßt: „Lieber Fritz, sollte einer von uns beiden sterben, dann ziehe ich nach Potsdam.“ Literarisch angesehen gehören die drei alten Weibchen, die uns Bredenbrücker schildert, samt dem Manne der einen, der klug genug ist, es mit keiner zu verderben, und um dessen Gunst daher alle drei mit kleinen Gutthaten kühlen, zweifellos zu den prächtigsten Charakter-

söpfen, die sich ein Liebhaber von dergleichen nur wünschen kann. Allerdings wird ihre Bekanntheit erschwert durch die Treue und Gewissenhaftigkeit, mit der Bredenbrücker den Dialekt behandelt. Er fördert auf diese Weise wahre Delikatessen zu Tage, aber wer sie nicht gewöhnt ist, das heißt, wer den Tiroler Dialekt nicht wie seine Muttersprache beherrscht und sich auf jeder Seite erst fünf- bis sechsmal aus den Anmerkungen Ausschluß über die Bedeutung eines ganz und gar rätselhaften Wortes holen muß, der hat schließlich doch das Gefühl, als würde das Ganze durch nicht ganz so viel pikante und eigenartige Zuthaten ein gut Teil leichter verdaulich — leichter verständlich und deshalb in einem großen Leserkreise wenigstens sehr viel wirksamer — geworden sein. Auch durch Kürzungen würde das ganz originelle und den Eindruck einer selten kräftigen Eigenart machende Buch nichts verloren haben, wenn auch vielleicht nur für solche Leser, denen, wie mir, das Verständnis dieses ganz echten Dialekts nicht unerhebliche Schwierigkeiten macht.

Georg Freiherrn von Ompteda's Roman „Der Zeremonienmeister“, den „Ueber Land und Meer“ zuerst veröffentlichte, erschien als Buch im Verlag von F. Fontane & Co. Da das Werk den meisten Lesern bereits bekannt geworden ist, muß ich von einer eingehenderen Besprechung absehen und mich darauf beschränken, zu sagen, daß mir das Buch den Eindruck gemacht hat, als gehöre der Roman zu den guten Romanen, denen die Veröffentlichung in Fortsetzungen nicht förderlich ist, die in einem Zuge genossen sein wollen, wenn der Leser dem Autor gerecht werden soll. Denn der Stoff schließt starke Spannungen und eigentlich dramatische Wirkungen aus; ein alter Herr, der sich über seine Jahre nicht täuscht, trotzdem er sich jugendlicher fühlt als die meisten seines Alters, und dem das Herz dann doch noch einen Streich spielt, der ist kein Eroberer mehr, der sich des Sieges gewiß dünkt. Da ist der Zweifel stärker als die Zuversicht. Aber gerade diese Zaghaftigkeit der vornehmen Natur schildert Ompteda mit einer psychologischen Tiefgründigkeit, die diesen Roman zu einer psychologischen Studie allerersten Ranges macht. Und auch als ein getreues Bild der aristokratischen Gesellschaft Dresdens hat dieses Werk Ompteda's seine kulturhistorische Bedeutung. Das Milieu, in dem der Zeremonienmeister lebt, ist mit ganz unübertrefflicher Feinheit gezeichnet, und selbst jede der nur episodisch auftretenden Figuren ist von individuellem Leben erfüllt.

Auch ein Bild aus der Gesellschaft — aus der Kopenhagener allerdings, aber die Gesellschaft aller großen Städte hat etwas Gemeinsames — zeichnet Erna Zuel-Hansen in ihrem Roman: „Die Geschichte eines jungen Mädchens“ (deutsch von Ernst Brausewetter, Stuttgart, Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt). Ich will vorausschicken, daß der Roman mit dem harmlosen Titel durchaus keine Geschichte für junge Mädchen ist; aber eine Geschichte für die Eltern junger Mädchen möchte ich ihn nennen, eine warnende Geschichte. Wenn die Geschichte auch, weder in Kopenhagen, noch sonst in einer größeren Stadt, eine alltägliche Geschichte sein mag, vielmehr ganz sicher zu den Ausnahmefällen gehört, so ist sie doch so wahr in ihrer Entwicklung, in jedem Detail und selbst in ihrer Lösung, wie nur irgend eine Geschichte sein kann. Und in dieser Wahrhaftigkeit und in dem aus der Wahrhaftigkeit immer sich ergebenden sittlichen Ernst liegt die große Bedeutung dieses Romans. Margarete Holm ist die jüngere Tochter des Staatsrats Holm, ein frischer, hübscher, unverdorberner Bäckfisch, dessen starke Phantasie durch die Hochzeit der um mehrere Jahre älteren Schwester angeregt wird. Der Vater hat in seinen müßigen Stunden, die für den vielbeschäftigten Politiker allerdings selten genug sind, seine Freude an dem lebhaften jungen Mädchen, die Mutter ist

durch das Glück, die älteste Tochter endlich an den Mann gebracht zu haben, so in Anspruch genommen, daß sie sich wenig um das jüngere Kind kümmern kann. Uebrigens glaubte sie auch ihre Pflichten gegen die Jüngste aufs beste erfüllt zu haben, indem sie alles das, was man unter dem Sammelnamen „schlechte Einflüsse“ zu begreifen pflegt, aufs ängstlichste von ihr fernhielt. Die Häuslichkeit des Etatsrates bildet eine nach allen Seiten hin abgeschlossene Ecke, in die allerdings wenig frischer Wind, aber auch nicht so leicht ein zerstörender Orkan hineinblasen kann. Margarete kann daher, nach Meinung der Mutter, ohne alle Gefahr sich selbst überlassen bleiben. Der einzige Mann von etwas freieren Anschauungen, der Zutritt zu dem Familienkreise hat, ist ein Vetter des Hauses, ein junger Künstler, den die heranwachsende Margarete mit ihrer harmlosen Neugier für die Rätsel des Lebens amüsiert und interessiert; wahrscheinlich würde er sie heiraten, sie glücklich machen und mit ihr glücklich werden, da sie alles dazu hat, um sich unter der Leitung eines verständigen Mannes zu einer guten, klugen, vielleicht sogar bedeutenden Frau zu entwickeln. Aber er erkrankt nach einem Feste, auf dem ihn der Liebreiz des jungen Mädchens dazu hingerissen hat, sie zu küssen, und stirbt wenige Tage nachher. Margarete glaubt, ihr Leben lang um ihn trauern zu müssen, und verfällt in eine Krankheit, von deren eigentlicher Ursache ihre Eltern nichts ahnen. Zu ihrer Erholung wird sie zu einer alten Tante aufs Land geschickt. Auch dort ist sie wieder ganz sich selbst überlassen, und nicht nur die Freude am Leben kehrt ihr sehr schnell zurück, sondern auch die Ueberzeugung, daß ihr die Schwärmerei der übrigen jungen Mädchen des Villenortes für den verheirateten Pfarrer doch zu unsinnlich und mystisch ist, um sich mit Ernst an ihr zu beteiligen. Nach Kopenhagen zurückgekehrt, sieht sie in einer Dilettantenvorstellung das Ideal, das sich ihre ungezügelt Phantasie gestaltet hat, — einen athletisch gebauten Mann, an dessen Ebenmaß sich ihr Auge beraucht, und den sie zu lieben glaubt. Sie bringt es fertig, ihn zu einer Verlobung mit ihr zu zwingen, trotzdem er von außerordentlicher Kühle ihr gegenüber ist und es nicht einmal versucht, ihr ein wärmeres Empfinden vorzuehneln. Daß sie nach Zärtlichkeiten verlangt, daß sie sie von dem Bräutigam erwartet, und daß sie sich unglücklich fühlt, als er nüchtern bleibt, scheint er gar nicht zu bemerken. Unbekümmert rüstet er sich zu einer längeren wissenschaftlichen Reise ins Ausland. Und während er abwesend ist, begegnet ihr im Hause einer verheirateten Freundin, in dem ein ziemlich freier Verkehrston herrscht, ein junger Künstler, dessen heiße Augen sie schon einmal in ihrer Badstube bemerkt hat und ihr die Lösung aller Rätsel, die ihre Phantasie beschäftigen, versprochen haben. Ohne alle Strupel und ohne alle Berechnung giebt sie sich ihm hin, — ein Doppelleben führend im Hause ihrer Eltern und in dem verdwägelen Atelier des Künstlers, bis dieser, ihrer überdrüssig und von neuer Arbeitslust gepackt, sie verläßt und nach Italien abreißt. Da wird ihr klar, wohin sie sich verloren hat. Ihr Vater kann die Zerfahrenheit ihres Wesens sich nur damit erklären, daß er sie von Sehnsucht nach dem fernem Bräutigam verzehrt glaubt, und er sucht dessen Rückkehr und die Hochzeit zu beschleunigen. Margarete indessen beschließt, zu sterben, um dem unmöglichen Wiedersehen mit dem Bräutigam, dieser unmöglichen Hochzeit aus dem Wege zu gehen. Aber der Mut und die Kraft verjagen ihr und sie schiebt die Ausführung ihres Entschlusses immer wieder auf, bis — es zu spät ist. Von einem ihrer verzeifelten Gänge in die Einsamkeit und an das Wasser zurückgekehrt, findet sie den früher als erwartet zurückgekehrten Bräutigam zu Hause vor. Und nun der überraschende, aber, wie mir scheint, bis zur Brutalität lebenswahre Schluß dieser Geschichte eines jungen

Mädchens: Margarete tritt in das dämmerige Wohnzimmer, mit dem Entschluß, ihrem Vater alles zu bekennen, ohne eine Ahnung, daß der Bräutigam bereits da ist. „Der Vater stand gerade dicht bei der Thür, als hätte er sie kommen gehört und wäre ihr entgegengegangen. Mit halbersticktem Ausruf warf sie sich an seinen Hals, während die Thränen ihr aus den Augen stürzten, und sie vermochte nichts weiter zu sagen als schluchzend: O Papa — ich —“ Papa strich ihr über die Wange hin, küßte sie zärtlich, lachte ein wenig und trug sie fast ein Stück ins Zimmer hinein, wo er sie in ein paar andre Arme legte. Ein härtiges Gesicht kam dem ihrigen nahe, sie fühlte einen Kuß auf ihrer Stirn, — sie schrie laut auf und wollte sich losreißen. Aber die Arme, die sie festhielten, waren stark, und eine Stimme, die sie kannte, sagte ruhig und fest: „Du brauchst nicht zu erschrecken, ich bin es, Henning Möller — kein — dein Bräutigam.“ — „Na — war das nicht eine Ueberraschung?“ hörte sie Papa sagen, ein wenig schnaufend, als wäre er gerührt. Ja, das war eine Ueberraschung! Sie wußte nicht, was über sie gekommen war; aber sie vermochte sich nicht loszureißen aus diesem Arm, der sie so festhielt, hatte kaum den Willen dazu. Sprachlos, betäubt blieb sie stehen — jeder Gedanke, etwas zu sagen, war fortgeschwunden von Angst, Scham und einem qualvollen Gefühl der Mitleidigkeit gegenüber dem, was sie nun ihr Schicksal nannte. An diesem Abend sagte sie nichts. — Möller war lebhafter als sonst. Er erzählte Langes und Breites von seinen Erlebnissen und war förmlich galant gegen sie. Einen ganzen Koffer voll grönländischer Karitäten hatte er für sie mitgebracht, und sie nahm sowohl diese als seine Galanterien an. Und dann, in der rastlosen Geschäftigkeit, die nun folgte durch den Einkauf der Aussteuer und die Hochzeitsvorbereitungen, wo sie bei allem mit dabei war und zu allem ja sagte, wurde ihr Gehirn ganz gelähmt, obgleich sie jeden Tag dachte, daß sie es morgen sagen wolle, um sich von dem schlimmsten Unglück, der Heirat mit Möller, zu befreien. Schließlich gab sie den Gedanken auf, es selbst zu thun, und wartete, daß von außen her etwas geschehen möchte, was ihr helfen könnte; aber es geschah nichts. — Und drei Wochen später war große Hochzeit bei Etatsrat Holms. Margarete in weißem Atlaskleid, Kranz und Schleier wurde an diesem Tage dem Dr. phil. Henning Möller angetraut.“ Damit schließt die Geschichte eines jungen Mädchens. Ich weiß wohl, daß in Deutschland die Meinung ziemlich verbreitet ist, — nicht, daß solche Geschichten nicht passierten, — sondern daß man solche Geschichten nicht erzählen sollte. Und in der That, ich glaube, daß ein deutscher Autor, wenn er diese Geschichte erzählte, sie damit geendet hätte, daß er die Heldin ins Wasser gehen ließ. Der tragische Ausgang wäre ihm als Sühne erschienen, und er hätte das beruhigende Gefühl gehabt, dem entsprochen zu haben, was die meisten Leser von einem Autor, der auf Moral hält, erwarten. Ich stehe auf dem Standpunkt, daß solche Geschichten nicht nur geschrieben werden dürfen, sondern sogar geschrieben werden müssen, wenn die Unterhaltungslitteratur nicht auf ein sehr tiefes Niveau herabgedrückt werden und gereifte Leute noch interessieren soll. Nur daß solche Werke nicht von jedermann gelesen werden sollten, ist meine Meinung, auf die Gefahr hin, geplagten Eltern die Pflicht aufzubürden, unreife Kinder in ihrer Lektüre zu überwachen. Aber in einem Punkte kann ich der Verfasserin nicht recht geben. Ema Zuel-Hansen ist der Ansicht, Margareten's Mutter hätte dem Unglück ihrer Tochter vorbeugen können, wenn sie nicht an der Ansicht festgehalten hätte, natürliche Dinge müßten jungen Mädchen ein Geheimnis bleiben, bis die Ehe sie darüber aufklärt. Das scheint mir eine sehr graue Theorie zu sein; denn theoretisches Wissen ist absolut kein Arkanaum gegen einmal durch lebhaft Phantasie geweckte starke

Sinnlichkeit. Und ein Opfer der letzteren ist Margarete, nicht ein Opfer ihrer Unwissenheit. In einem ganz andern Punkt liegt die Verschuldung der Frau Staatsrat Holm: Sie läßt ihre Tochter unbeschäftigt, läßt ihr viel zu viel Zeit zum Müßiggang und zu thörichten Launen. Wenn einem Arzt der Fall vorgelegt würde, würde er sehr wahrscheinlich erklären, daß frühzeitiges Aufstehen und viel körperliche Arbeit oder geistige Beschäftigung dem ganzen Unglück vorgebeugt hätten.

Der vielbearbeitete Kleopatrastoff hat auch den Engländer H. Rider Haggard zu einem Roman „Kleopatra“ (deutsch von Dr. Arthur Schilbach, Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) begeistert. Was die von der Wissenschaft neu eröffneten Quellen über die Geschichte Ägyptens zu Tage gefördert haben, hat der Verfasser gewissenhaft benutzt, aber auch die dichterische Phantasie kommt zu ihrem Rechte. Sie giebt dem Stoffe sogar ein ganz neues Gepräge und hat für den Sturz Kleopatras eine ganz neue Triebfeder gefunden, die zwar historisch nicht glaubhaft ist, aber die der Autor doch sehr glaubhaft wirken läßt. Rider Haggard führt das Ende Kleopatras auf eine Verschwörung der alten ägyptischen Priesterschaft zurück, die den Zweck hat, den letzten der Pharaonen, Harmachis, auf den Thron Ägyptens zurückzuführen und die hellenische Kultur anzuroten. Harmachis, der Letzte des alten Herrschergeschlechts, ist ein Sohn des Oberpriesters des Setitempels in Abuthis. Seine Mutter stirbt kurz nach seiner Geburt, aber vor ihrem Ende erhebt sie sich noch einmal mit übermenschlicher Anstrengung von ihrem Lager, nimmt eine goldene Uräuschlange, das Symbol der Königswürde, legt sie dem neugeborenen Knaben um die Stirn und weißt, daß die Tage der Macedonier gezählt seien, und daß das Zepter über Ägypten wieder in die Hände dieses echten Abkommen des alten, eingeborenen Königsgeschlechtes kommen werde. Trotz aller Vorsicht verbreitet sich das Gerücht von der wunderbaren Weissagung und gelangt auch zu Ptolemäus, dem regierenden Pharaos, der, von Furcht ergriffen, sofort eine Schar seiner Leibwächter nilaufwärts nach Abuthis mit dem Auftrage sendet, dem zu so hohen Zielen bestimmten Kinde des Hohenpriesters das Haupt abzuschlagen. Aber Harmachis' alte Wärterin Athua, die mit ihrer plaudernden Zunge das Geheimnis seiner Bestimmung verraten hat, rettet den Knaben, indem sie statt seiner ihr eignes Entkind den Mördern ausliefert. Um Harmachis für die Zukunft vor Nachstellungen zu sichern und ihn doch in seiner Nähe behalten und seine Erziehung überwachen zu können, verbreitet sein Vater das Gerücht, daß er wirklich ermordet sei und er den Enkel der alten Athua an Sohnesstelle angenommen habe. Sorgfältig wird Harmachis erzogen, in alle Geheimnisse des alten ägyptischen Kultus eingeweiht, in der Stille eines abgelegenen Tempels von den Priestern zum König gekrönt und nach Alexandrien gesandt, als sein Vater ihn zu einem Manne herangewachsen glaubt, der innerlich gefestigt genug ist, um widerstandsfähig gegen alle Versuchungen, nur das eine Ziel, das ihm vorgesteckt ist, im Auge zu behalten. In aller Stille hat die Priesterschaft ein enges Netz der Verschwörung um Kleopatra gezogen; Charmion, eine Cousine des Harmachis und Mitverschworene, ist die engste Vertraute der Königin. Ihr ist die Aufgabe zuerteilt, dem Jüngling freien Zutritt zur Königin zu verschaffen. Harmachis soll Kleopatra töten, die Mitverschworenen ihre Leibwache überwältigen. Aber ehe Charmion Harmachis zur Kleopatra führt, will sie von ihm Gewißheit darüber, ob er ihre Liebe zu ihm, die bei seinem ersten Anblick aufgeflammt ist, erwidert, ob er sie zu seiner Gattin und zur Königin machen wird, wenn das Werk gelingt. Als Harmachis sie küßt zurückweist, verrät Charmion das Komplott an Kleopatra. Trotzdem empfängt die Königin den Mann, von dem sie weiß, daß er gekommen

ist, um sie zu töten, allein; es reizt sie, selbst auf die Gefahr ihres Lebens, zu sehen, wer siegen wird, ihre Schönheit oder der feste Entschluß dieses Mannes. In dem glänzenden und farbig geschriebenen Buche mit seinen vielen wirkungsvollen Szenen ist dieser Zweikampf zwischen Mann und Weib eine der packendsten. Harmachis unterliegt dem Zauber der Schönheit, und statt mit dem Dolche, den er im Gewande verborgen hält, die Königin zu töten, trinkt er aus dem Becher, den sie ihm reicht. Der Wein ist vergiftet, und Harmachis verfällt in tiefen Schlaf. Als er erwacht, findet er sich in einem Turmgemach als Gefangener; auch die andern Verschwörer sind verhaftet und unschädlich gemacht. Harmachis fühlt sich als Verräter, als einen Schwächling, der das Leben seiner Getreuen dem Raub zum Opfer gebracht hat, in den ihn in ein Weib verjagte. Trotzdem unterliegt er dem Zauber der Kleopatra von neuem; er glaubt ihr, als sie, die ein Interesse an ihm genommen hat, ihm vorspiegelt, sie werde ihn heiraten, und so werde er doch noch der König Ägyptens sein. Als Günstling der Königin lebt er, der wahre König Ägyptens, an ihrem Hofe, und als Kleopatra einmal wieder in Geldverlegenheit ist, verrät er ihr sogar das durch drei Jahrtausende von der Priesterschaft sorgfältig gehütete Geheimnis des großen Schatzes, den König Menkaura einst zusammengetragen und mit in das Grab genommen hat, auf seine Nachfolger die schwersten göttlichen und irdischen Strafen herabbeschwörend, wenn sie es jemals unternehmen wollten, diesen Schatz aus andern Gründen zu heben, als um der Not Ägyptens zu steuern und das Vaterland zu retten. Harmachis führt Kleopatra durch den nur ihm bekannten Gang hinunter in die Pyramide, sie öffnen den Sark und entnehmen der Brust der Mumie den Schatz von Smaragden und Perlen, eine Scene, die mit all ihren Schauern und seinen charakteristischen Zügen dem Autor nicht leicht ein anderer nachschreiben dürfte. Erst als Harmachis Zeuge wird, wie Kleopatra Antonius gegenüber seiner spottet, vermag er sich, innerlich ganz gebrochen, von ihr loszureißen, und er entflieht in seine Heimat, um der Ruhe und der Rache zu leben. In alle Geheimnisse des altägyptischen Kultus eingeweiht, gewohnt er, unter andern Namen und nur seiner alten ehemaligen Wärterin bekannt, bald den Ruf eines großen Wahrsagers und Arztes, und mit Hilfe der Fernsuggestion gelingt es ihm, Kleopatras Untergang vorzubereiten. Soviel man auch gegen dieses mythische Element des Romans vom Standpunkt des nüchternen Verstandes einzuwenden vermag, — das läßt sich nicht leugnen, daß Rider Haggard bewiesene und unbewiesene Thatsachen der ägyptischen Geheimlehre dichterisch überzeugend als führendes Moment der Handlung verwendet. Auch Kleopatra hört von den Wunderthaten des Zauberers Olympus, unter welchem Namen der Ruhm des Harmachis in ganz Ägypten bekannt geworden ist, und zieht ihn als Ratgeber an ihren Hof, als nach der verlorenen Schlacht von Aktium ihre und des Antonius Lage immer gefährdeter wird. In blindem Vertrauen befolgt sie die schlechten Ratschläge, die ihr Harmachis giebt, und die ihren Untergang besiegeln. Er ist es, der ihr schließlich den Giftbecher reicht, als ihr der Tod als der einzige königliche Ausweg erscheint, und erst, als sie den Giftbecher geleert hat und mit dem Tode ringt, enthüllt er ihr das Geheimnis seiner Persönlichkeit. Nicht genug damit, er beschwört auch vor der sterbenden Königin die Schatten aller derer, deren Tod sie verschuldet, aber — Rider Haggard hat seinem Roman die Form der Fabel gegeben und fingiert, ihn aus alten, in dem Grabe des Harmachis gefundenen Papyrusrollen entziffert zu haben — wenn auch Kleopatra unter den Schrecken des Todes, die ihre königliche Seele bis zuletzt von sich ferngehalten hat, stirbt, ihr Tod giebt dem Harmachis nicht die Ruhe zurück. „Auf

diese Weise befriedigte ich meine Seele mit der Rache, indem ich ausführte die Gerechtigkeit der Götter," schreibt er. „Und doch fühlte ich selbst dabei keinerlei Genugthuung; denn wenn das, was wir lieben, uns sogar Verderben bringt und mitleidsloser als der Tod ist, so müssen wir es doch noch lieben, müssen dennoch unsre Arme ausstrecken nach unserm verlorenen Verlangen und unser Herzblut vergießen auf dem Altar unsrer entthronten Gottheit.“ Die Frage, ob das Bild der Kleopatra, das Rider Haggard entwirft, lauter historisch beglaubigte Züge aufweist, wage ich nicht zu beantworten. Aber das ist gewiß: dem Dichter ist im höchsten Maße gelungen, was alle versucht haben, die sich vorher mit der Gestaltung des Stoffes beschäftigt haben, — das Majestätische der geborenen Herrscherin und den Zauber der schönen Frau so stark in ihr zu verkörpern, daß es dem Leser ein wenig geht wie dem Helden Harmachis, der Kleopatra trotz ihrer Verbrechen bis an sein Ende liebt.

Führt Rider Haggard den Leser in die Vergangenheit zurück, so versucht der Amerikaner Edward Bellamy in seinem Roman „Gleichheit“ (deutsch von M. Jacobi, Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt), ihm die Zukunft zu entschleiern. Uns Jahr 2000 wird es nach seiner Ansicht wunderlich in der Welt, vor allem aber in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ansehn. Alle Bürger und alle Bürgerinnen werden ihren Ehrgeiz und ihre Freude darin finden, dem Gemeinwohl zu dienen und für das Gemeinwohl zu arbeiten, keine böse Regung wird mehr in den Menschenleben keimen, und jeder Familienvater wird einen offenen Jahreskredit von sechstausend Dollars bei der Staatsbank haben. Allerdings auch keiner mehr, aber selbst die kleine Minderheit, die heute über mehr Jahreseinkommen verfügt, und der sechstausend Dollars jährlich heute wie eine Armeleuttsbrot erscheinen würden, kann vor der Zukunft Bellamys nicht erschrecken; denn alle Bedürfnisse sind so verbilligt, daß die sechstausend Dollars vom Jahr 2000 mindestens einer Einnahme von sechzigtausend im Jahre 1898 entsprechen werden. Damit kann ein bescheidener amerikanischer Millionär auch heute einigermaßen anständig leben, er wird es also im Jahre 2000 erst recht können, wenn seine Frauen und Töchter Brillanten, Seide und Spitzen kaum noch dem Namen nach kennen, weil sie sich nur noch in Papier kleiden werden — Papier freilich, das viel schöner wirkt als heute der teuerste Seidenbrokat —, wenn sie auf Staatskosten die schönsten Sommerreisen machen, im Luftschiff natürlich, und wenn sie die delikatesten Gerichte — hergestellt allerdings aus Sägespänen oder andern uns heute ungenießbar dünkenden Stoffen, denen Bellamys Zukunftschmelze Nährwert und Geschmack verleiht — aus der Volksküche beziehen. Bellamys Phantasie arbeitet

auf der Voraussetzung, daß alle Menschen ursprünglich gut und von gleicher Individualität seien, und daß nur der nach seiner Ansicht verwerfliche Begriff des Eigentums böse Instinkte in ihnen geweckt habe. Nehmt ihnen das Eigentum, folgert er, macht alles wieder zu gemeinschaftlichem Besitz, zum Staatseigentum, so werden nicht nur alle Individuen wieder gleich, sondern auch gut werden. Die Voraussetzung ist so naiv, daß an der Lektüre der darauf aufgebauten Zukunftsbilderung sicher nur ganz im Uferlosen schwimmende Idealisten Geschmack finden würden, wenn das Buch Bellamys nicht sonst sein Interessantes hätte. Die vielen Leser, die Bellamy diesseits und jenseits des Ozeans gefunden hat, lächeln wahrscheinlich über die Utopie, aber sie sind gefesselt von den Rückblicken, die Bellamy seine Menschen aus dem Jahre 2000 auf die Kulturverhältnisse des 19. Jahrhunderts, vor allem auf die gegenwärtigen wirtschaftlichen Verhältnisse der Vereinigten Staaten von Nordamerika, werfen läßt. Die Ueberzeugung, daß die wirtschaftlichen Verhältnisse jenseits des Ozeans einer Katastrophe zureifen, hat Bellamy in das Land seiner Phantasie flüchten lassen, und diese Ueberzeugung, die nicht wenige mit ihm teilen, schafft ihm die Leser. In der That hat noch kein Amerikaner so unbefangenen über diese Verhältnisse geurteilt, wie das Bellamy thut, dem Währungsfragen, Zollmaßregeln, politischer Systemwechsel und andres nur Mittel sind, um die Katastrophe aufzuschieben, nicht aber, um sie auch nur noch hundert Jahre bannen zu können. In dieser Ueberzeugung mag er recht haben, wenn es das anerkannte Vorrecht der amerikanischen Beamten bleibt, sich auf Kosten des Staates und der örtlichen Gemeinwesen zu bereichern, wenn die Landwirtschaft noch fünfzig Jahre weiter so irrationell betrieben wird wie heute, und wenn das Gros der Amerikaner fortfährt, Spekulation und Arbeit miteinander zu verwechseln. Aber da, solange die Welt steht, eine Katastrophe noch niemals so friedlich aus der Welt geschafft worden ist, wie das mit Hilfe von Bellamys Phantasie geschieht, so wird es auch in Amerika nicht ohne Geburtswehen abgehen. Und was dann geboren werden wird, das wird sicher anders aussehen als Bellamys Zukunftsidealstaat. Wenn man nicht Amerikaner ist und nicht zu fürchten braucht, damit gegen die nationale Ehre zu verstößen, kann man indessen mit vielen Gründen behaupten, daß nach der Katastrophe die Vereinigten Staaten überhaupt nicht mehr ein Staat sein werden, sondern wieder eine ganze Anzahl von Staaten, die ihre ganz auseinandergehenden wirtschaftlichen Interessen tapfer gegeneinander verteidigen werden, und in denen sich, trotz der Mißgriffe, aus der die Bevölkerung aller gemeinsam hervorgegangen ist, nach einigen Jahrhunderten auch wieder verschiedene Bevölkerungen von ausgeprägter Eigenart bilden werden.





Emile Zola.

Wenn je die Blicke der gesamten gebildeten Welt sich in einmütiger Anerkennung einer einzelnen Persönlichkeit zugewendet haben, so ist das bei Emile Zola der Fall gewesen, als er sich mit seinem mannesmütigen Schreiben über die ungelige, für die ganze Entwicklung Frankreichs so verhängnisvoll gewordene Dreyfus-Angelegenheit an den Leiter der öffentlichen Angelegenheiten seines Vaterlandes wandte. Allerdings muß aus dem Begriffe der gebildeten Welt bei diesem Anlasse der größere Teil der Landes- und Stammesangehörigen des Dichters ausgeschieden werden, was indes wenig ver schlägt angesichts der einhelligen Kundgebungen, die sich für den mutigen Mann aus allen Kulturländern erhoben haben. Selten ist so wie gegenwärtig in Zola das Idealbild des rechtschaffenen und überzeugungstreuen Mannes verwirklicht worden, wie der altrömische Dichter es entwirft: „Ihn schreckt nicht die Wut des verblendeten Volkshaufens, nicht der drohende Blick des Tyrannen, nicht Sturmgeheul und Wettergraus; wenn der hohe Himmelsdom einstürzen sollte, würden die Trümmer einen treffen, der von Furcht nichts weiß.“

Wenn Zola sich durch sein unerschrockenes Vorgehen zu einer selteneren Stufe menschlicher Größe erhebt, muß das doppelt angenehm berühren bei einem Mann, der als Künstler schon seit geraumer Zeit eine ähnliche hohe Stellung beanspruchen darf. In seiner Anerkennung ist freilich dieser Anspruch noch nicht gar langen Datums, und es fehlt auch heute noch nicht an Stimmen, die seine Berechtigung mindestens als zweifelhaft hinstellen wollen. Hat doch in seinem Heimatlande dem Dichter jene eigentümliche akademische Instanz, die dazu berufen ist, über Ruhm und Nichtruhm der Landesfinder zu entscheiden, die Französische Akademie, bis jetzt ihre Thore hartnäckig verschlossen gehalten, obwohl

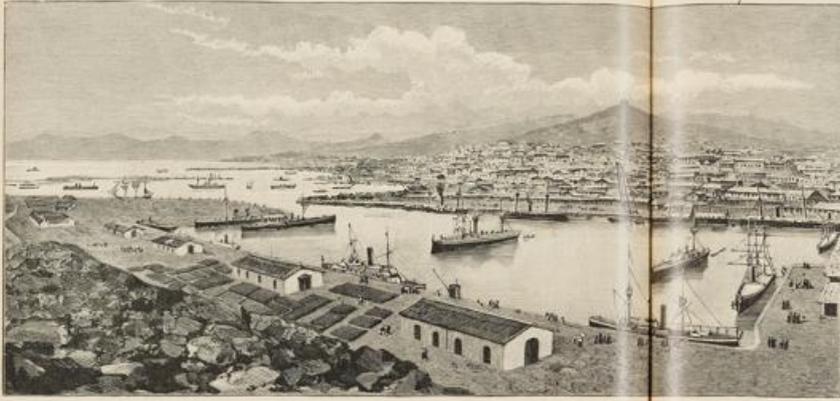
diese sich seit Jahren schon einer Reihe minder Berufener geöffnet. Man hat es Zola verübelt, daß er sich trotz der ihm wiederholt zu teil gewordenen Abweisung immer wieder um einen Sitz unter den „vierzig Unsterblichen“ Frankreichs beworben hat, ja man hat diese Schritte dem Manne, den doch noch niemand sich um eine Gunst hat bemühen sehen, als kleinliche Eitelkeit und Strebertum ansagen wollen. Und doch wäre es nicht so schwierig gewesen,

das richtige Motiv ausfindig zu machen. Der Name Zola wurde kurz nach seinem ersten Auftauchen vor der Öffentlichkeit mit einem Makel behaftet, von dem er sich trotz aller gewaltigen Kunstleistungen, die sich seither an ihn geknüpft, in den Augen gewisser Kreise bis heute noch nicht gereinigt hat; der Verfasser der „Therese Raquin“ und mehr noch der des großen cyclischen Romanwerkes „Die Rougon-Macquart“ galt als einer der sogenannten pornographischen Schriftsteller und geradezu als das Haupt und der Führer der modernen französischen Schmutzlitteratur. Es war das eine Ansicht, die bei dem Erscheinen der ersten Bände der „Rougon-Macquart“ noch allgemein verbreitet war und damals an denselben Stellen zum öffentlichen Ausdruck gelangte, die jetzt kein Bedenken tragen, den einst als „Pornographen“ Verlästerten für den ersten der lebenden Dichter Frankreichs zu erklären. Nichts anderes als die bündige und

feierliche Widerlegung der erhobenen Anschuldigung bezweckte Zola durch seine Bewerbung um einen der Sessel der französischen Akademie; sich seinen Anspruch auf Nachruhm von irgend einer Behörde der Welt durch „Brief und Siegel“ bestätigen zu lassen, hat er nie nötig gehabt, wohl aber durfte er nach der Gemüthung streben, die von ihm verfolgte künstlerische Richtung öffentlich als eine auf ein sittliches Ziel gerichtete anerkannt zu sehen, und das hätte durch nichts eklatanter ge schehen können als



Emile Zola



Yokohama.



Strasse in Peking.



Go-Spiel.



Wand der Stadt in Peking.

Bilder aus China.



Hafen von Chemulpo.

durch die (thatjächlich übrigens in jeder Weise gerechtfertigte) Aufnahme unter die vierzig Unsterblichen.

Zola hat in seinen dichterischen Werken (denn der Name von solchen kommt allen seinen Romanschöpfungen zu) die Wirklichkeit des Lebens vielleicht rückhaltloser als ein anderer geschildert, und er ist nie davor zurückgeschreckt, in den Bereich seiner Darstellung auch das Häßliche und Abstoßende hineinzuziehen, allein die Darstellung der letzteren Art ist ihm nie Selbstzweck, und bei aller Freiheit, mit der er das Sinnenleben des Menschen auch in seinen Ausschreitungen zur Anschauung bringt, hätte der Autor der „Rana“ und des „Pot-bouille“ seine erste schlüpfrige, das heißt unsre Phantasie zu einer unläuteren Vorstellung anreizende Zeile noch zu schreiben.

Der naturalistische Roman, wie er von Zola zu seiner höchsten Entwicklung gebracht worden ist, datiert nicht von heute oder gestern, sondern geht in seinen ersten Anfängen bis auf die Wende zwischen dem vorigen und dem gegen-

wärtigen Jahrhundert zurück. Seine Begründer sind Stendhal und Balzac, denen sich Flaubert, die beiden Goncourt, sowie der kürzlich verstorbene Daudet, Guyssmans und Zola anschlossen. Letzterer hat die Entwicklungsgegeschichte desselben in einer Reihe reizender Essays gegeben (in deutscher Uebersetzung von Leo Berg unter dem Titel „Der naturalistische Roman in Frankreich“, Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Hervorgehoben wurde die neue Form der erzählenden Dichtung durch die Veränderung der Welt- und Lebensanschauung, wie sie im vorigen Jahrhundert dem Wirken der Encyclopädisten und um die Mitte des gegenwärtigen dem staunenswerten Aufschwunge der exakten Wissenschaften folgte. Wenn die ältere Romandichtung den Menschen als ein isoliertes Wesen, gleichsam als eine von eintönigem Hintergrund sich abhebende Silhouette hingestellt und ihn nur in idealer Gestalt, entweder als absolut gut oder absolut böse gefaßt hatte, zeigt die neuere Schule ihn so, wie die moderne Wissenschaft ihn zu betrachten



Schauspieler im Bühnenkostüm.

gelehrt hat, nicht als ein einfaches, sondern als ein zusammengefügtes Wesen, das als Produkt bestimmter Verhältnisse sich dem Blick stets nur in dem Lichte dieser Verhältnisse und unter der Einwirkung einer ganz bestimmten Familien- und Zeitperspektive darstellt. Damit entfällt die Frage nach dem Gut oder Böse der Charaktere, der Dichter ist ebensowenig ein Sittenrichter wie der Historiker, er giebt wie dieser ein Bild der Wirklichkeit, und beide folgen dabei bestimmten Gesetzen, die für den Dichter wesentlich Gesetze der künstlerischen Darstellung sind.

Unglücklich gewählt erscheint in dieser Hinsicht die Bezeichnung „naturalistischer Roman“, denn mit dem Naturalismus hat die erwähnte künstlerische Methode nichts gemein, wie denn auch Zola selbst einmal vorge schlagen hat, man möge das Wort „naturalistisch“ durch „exakt“ ersetzen und womöglich auf die Bezeichnung „Roman“ für die von der Wirklichkeitschilderung ausgehende moderne Prosa-Erzählung verzichten. Das Wesentliche der neuen Darstellungsweise ist nach Zola das Unpersönliche, und gerade diese in der Eigenart des naturalistischen Romans liegende Eigenschaft, sagt er, habe dazu geführt, ihm in seinen neuesten und machtvollsten Erscheinungen den Vorwurf der Immoralität zuzuziehen. Der Romanschriftsteller, so meint er, sei lediglich Urkundsperson, er müsse es sich verlagen, selbst zu urteilen oder Schlüsse zu ziehen. Einen Chemiker, der gegen den Stickstoff wegen seiner lebensbedrohenden Wirkung Partei nehmen oder aus entgegengesetzten Gründen eine besondere Vorliebe für den Sauerstoff hege, könne man sich nicht wohl vorstellen. Ein Romanschriftsteller aber, der das Bedürfnis empfinde, sich gegen das Laster zu empören und der Tugend Beifall zu spenden, befinde sich in ganz ähnlicher Lage; er entleide, weil sein Hervortreten ebenso störend wie überflüssig sei, die von ihm beigebrachten Beweismittel ihrer Wirkung. Sein Werk verliere an Kraft, es sei nicht mehr ein aus dem Bloße der Wirklichkeit herausgebautes Marmorgebilde, sondern ein erkünsteltes Material, das als persönliche Anschauung des Autors deshalb kaum beachtenswert erscheinen könne, weil eben persönliche Meinungen Vorurteilen und Irrtümern unterworfen bleiben.

Tatsächlich steht gleichwohl Zola nicht immer in vollem Einklang mit seinen Theorien. Zuweilen geht er, ohne daß seine „Dokumente“ ihm Anlaß dazu böten, der Aesthetik des Häßlichen so weit nach, daß er den Schein des Chemikers, der eine gewisse Vorliebe für den Stickstoff hat, nicht ganz von sich ablenken kann. Bei der Romanfolge „Die Rougon-Macquart“ trifft auch die Voraussetzung nicht zu, die er ihnen geben will, daß sie die Verhältnisse Frankreichs unter dem zweiten Kaiserreich schildern sollen; was sie zur Darstellung bringen, sind wesentlich die Verhältnisse der nachnapoleonischen Zeit, die Arbeiterunruhen im Kreuzot in den achtziger Jahren (Germinal), das Aufkommen der großen Pariser Warenhäuser (Au Vauheur des Dames), die Pleinairbewegung in der Malerei (L'Œuvre), der Bontourhandel (L'Argent) und so weiter. Alle diese Schattenseiten vermögen aber die glänzenden Vorzüge der Zolaischen Romandichtungen nicht zu beeinträchtigen. Auf seiner höchsten Höhe zeigt sich der Hauptvertreter des modernen naturalistischen Romans in den Werken, die er der Serie der „Rougon-Macquart“ hat folgen lassen, zumal sein „Rom“ ist ein großartig angelegtes Kunstwerk, das uns in mächtig ergreifender Weise die drei Kulturbilder der ewigen Stadt in der antiken, der mittelalterlichen und modernen Beleuchtung vor Augen führt. Nicht minder bedeutend scheint Zolas neuestes Werk „Paris“ zu werden, das eben in der Halbmonatschrift „Aus fremden Zungen“ in deutscher Ausgabe im Erscheinen begriffen ist.

z. S.

Bilder aus China.

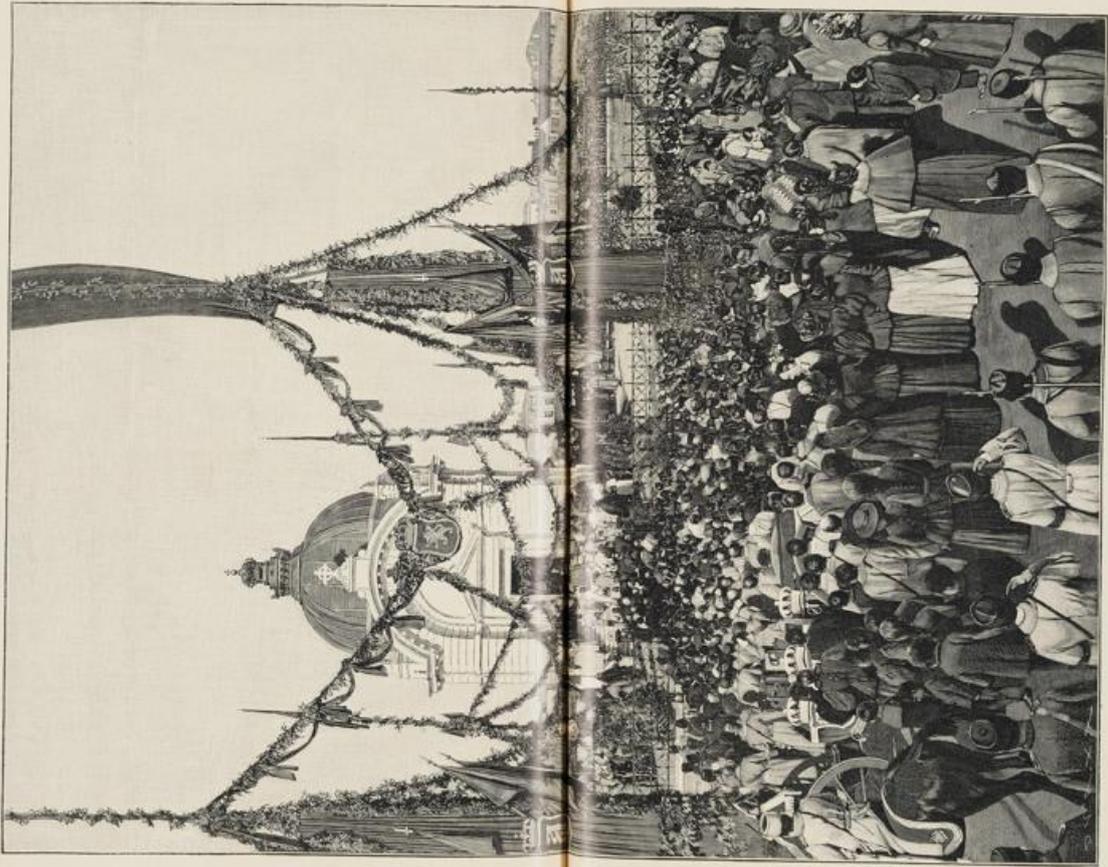
(Siehe die Abbildungen Seite 314—316.)

Port Arthur, die während des japanisch-chinesischen Krieges heiß umstrittene und neuerdings, seit der Besetzung durch die Russen, vielgenannte Hafenstadt an der Südspitze der Halbinsel Kuangtung, bildet mit dem gegenüberliegenden, nur 80 Seemeilen entfernten Kriegshafen Wei-hai-wei eine starke Position zum Schutze der Mündung des Peiho-Stromes, sowie der Provinzialhauptstadt Tientsin und der chinesischen Reichshauptstadt Peking. Durch einen Kanal steht der zweieinhalb Kilometer lange und anderthalb Kilometer breite Hafen mit einer Bai in Verbindung, deren Oeffnung dreizehn Kilometer beträgt. Ein auf den Höhen errichteter Kranz von Forts ist mit Kruppischen Geschützen schwersten Kalibers ausgerüstet. Dahinter erheben sich Kasernen und Magazine. Vor einem Jahrzehnt noch ein elendes Fischerdorf, zählt Port Arthur — von den Chinesen Liuschuntou genannt — heute gegen 5000 Einwohner. Am 24. November 1894 wurde die Festung von den Japanern unter General Oyama erstürmt und am 14. Februar 1895 auch Wei-hai-wei genommen, nachdem die Schiffe der chinesischen Kriegsmarine teils durch Torpedoboote zerstört, teils erobert worden waren. Beide Häfen wurden nach dem Friedensschlusse auf das stärkste befestigt und mit allen Einrichtungen der modernen Befestigungs- und Kriegskunst versehen. Telegraphische und telephonische Leitungen verbinden in Port Arthur alle Anstalten und Befestigungen; elektrisches Licht erhellt den Eingang zum Hafen, dessen Leuchtturm auf dreißig Kilometer Weite sein Licht entsendet.

Ueberführung der Leiche des Fürsten Alexander von Bulgarien in das neu erbaute Mausoleum zu Sofia.

(Siehe die Abbildung auf Seite 318 und 319.)

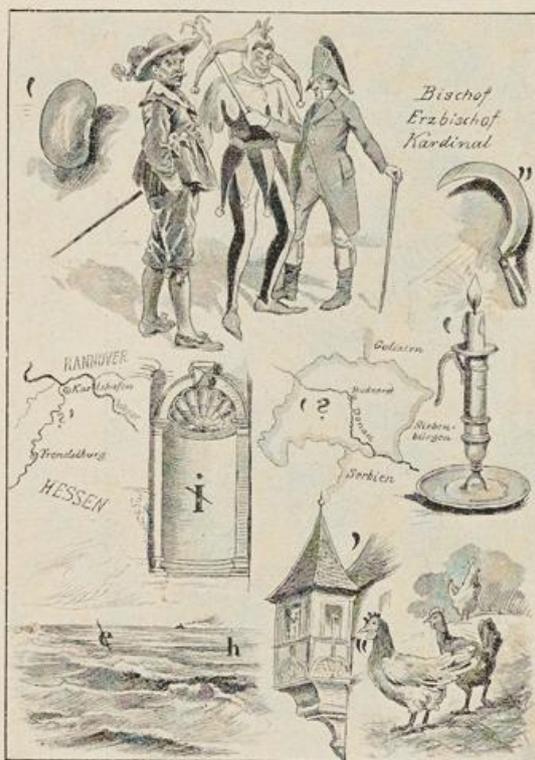
Unter großem Gepränge erfolgte am 15. Januar in Sofia die Ueberführung der Leiche des Fürsten Alexander von Bulgarien aus der alten Georgskapelle, wo seine sterblichen Ueberreste bisher geruht hatten, in das neu erbaute Mausoleum. Hinter dem auf einer sechs-spännigen Geschüßlafette ruhenden Sarg schritten Fürst Ferdinand, Prinz Philipp von Koburg, Ministerpräsident Stoilow mit dem gesamten Kabinett, der englische diplomatische Agent Elliot in Vertretung der Königin Victoria, der langjährige Kabinettschef des Fürsten Alexander, Kabinettsrat Menges aus Darmstadt, alle höheren Militär- und Zivilbeamten, die Stadtvertretung, zahlreiche Abordnungen, alle dienstfreien Offiziere und die Veteranen aus dem serbisch-bulgarischen Kriege einher. Die Witwe des Fürsten Alexander, Gräfin Hartenau, wohnte der Einsegnung der Leiche in der Georgskapelle und sodann der Beisetzung im Mausoleum bei. Auf speziellen Befehl des Fürsten Ferdinand nahm der imposante Trauerzug seinen Weg durch den Hof des Palais, auf dessen Balkon die Fürstin Marie Luise mit den Prinzen Boris und Cyrill, sowie die Herzogin Clementine von Koburg Platz genommen hatten. Stabsoffiziere trugen den Sarg in den kleinen, kaum zwanzig Personen fassenden Innenraum des Mausoleums, eines zierlichen, aus weißem Marmor hergestellten Kuppelbaues. Nachdem die Einsegnung der Leiche durch den deutschen evangelischen Pastor stattgefunden hatte, wurde der in die nationale Trifolore gehüllte Sarg unter Kanonenschüssen in die Gruft gesetzt.



Herüberführung der Götze des Sünden Buzamher von Neuland in die im erbaute Mandalam zu Kola.

Für müßige Stunden.

Bilderrätsel.



Silberrätsel.

1.

Es fällt und fällt und ist doch still und rein,
Es steht nicht auf und bleibt doch oft nicht liegen;
Die Schönheit weicht, tritt Farbenwechsel ein,
Wie es geschieht in seinen letzten Zügen.

2.

So schnell und lustig fliegt es hin und her,
Und helle Kinderangen es begleiten;
Sie leuchten später aber wohl noch mehr,
Erschleicht es ihnen seine Herrlichkeiten.

Das Ganze.

Nur während Winter die Natur umfängt,
Wird es mit Eherz und Uebermut gestaltet,
Doch schöner ist's, wenn es die Hüllen sprengt,
Sobald die warme Frühlingssonne waltet.

M. Sch.

Silberrätsel.

Fast alle Herzen sich erschließen
Der Lenzesfreude Jahr für Jahr,
So daß an heitern Willkommensgrüßen
Es auch nicht fehlt dem ersten Paar.

Untrennbar von ihm ist die Dritte,
Obgleich ihr Ruhm zweifelhaft
Und niemals in der goldnen Mitte
Sie Sitz und Einfluß sich verschafft.

Das Ganze gantelt hier auf Beeten
Und dort um Mädchenblüten gern;
Bei jedem Feste ist's vertreten
Mit Serviette oder Stern.

M. Sch.

Worträtsel.

So, wie mein Wort sich dir zeigt, trägst du mich, wenn du ein Mann bist,
Setzt du ein Zeichen hinein, geb' ich zu tragen dem Mann;
Nimmst du den Kopf mir hinweg, künd' ich dir fürstlichen Namen,
Raubst du mir aber den Fuß, bin ich ein windig Geschlecht.

Citatenrätsel.

Mit Würde vieles ohne Anmut fagen,
In Einzelheiten sich verlieren gern,
Besonders keinen Widerspruch vertragen,

Loßt dich die Fremde auch mit falschem Schimmer,
Verfall nicht ihrem unheilvollen Bann;
Berach' die Heimat deiner Väter nimmer,

S.

Silberrätsel.

Die ersten beiden, comme il faut,
Stellt dar der Förster Zimmerfroh,
Er, der steht stolz im grünen Rod
Eingergeht, schob so manden Rod
Einst in den Silben drei und vier,
Jetzt treibt das Ganze er dafür,
In diesem ihm vertrauten Fach
Macht's ihm so leicht kein andrer nach.

F. H.

Worträtsel.

Als Ranfen von Bardö zog fort,
Ist er auf Frem das Käselwort;
Und in den eisbedeckten Landen
Hat er dann glücklich es bestanden.

F. M.-E.

Ergänzungsrätsel.

— meinen Weg mich — — — hält die Welt — — —
— geh den deinen — — — ihrem bunten — — —
— zieht es zu den — — — fühle nur ein — — —
— sehne mich nach — — — meinem — — —

Die Striche sind durch Wörter zu ersetzen, die sich, am Schluß der Zeilen, abwechselnd reimen; ein Strich gleich einer Silbe.

Worträtsel.

Ehrenvoll ist es nicht selten, auch mit Gefahren verbunden,
Oder ein lustiger Schalk findet Vergnügen daran.

M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 7 Seite 212 und 213:

Des Dichter-Verschiebrätsels: Leuthold.

Des Worträtsels: „Gericht“ — „er, ich“.

Des Umstellrätsels: Nietschel — Tischler — Streiche — Schleier.

Des musikalischen Rätsels: Mästenball; Meeße; Semiramis; Circassierin; Armida; Genoveva; Nordstern; Jüden.

Des Homonyms: Ruf.

Des Worträtsels: Spiz — Dpiz.

Des Silberrätsels: Erhaben.

Des Köfelsprung-Königszugs:

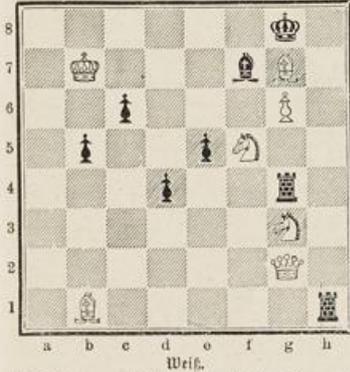
„Vef' ich euch, ihr Vieder, wieder, rühet mich eine weiche Hand,
Zeh' ich blonde Loden flattern und ein weißes Seidenband,
Kommt ein Duft von gelben Rosen fern, fernher herüber mir,
Liegt der Himmel meiner Jugend wieder offen über mir!“

(S. H. Maday)

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Wir erlauben die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, welche die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, dieselben stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Aufgabe VII.
Von **Karl Kondelik** in Prag.
(„Zlatá Praha“.)
Schwarz.

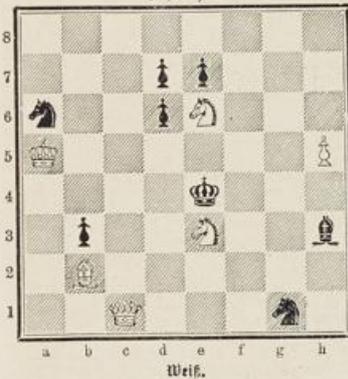


Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe IV S. 213:

- 1. Ld3-b5
 - 2. 1. a6xh5
 - 2. 2. De1-d2†
 - 3. 3. Kd4xc5, -e4
 - 2. 3. b3-b4, Dd2-d3 matt.
- A.
- 1. Kd4xc5
 - 2. 2. Se5-d3† und
 - 3. 3. De1-e5 matt.
- B.
- 1. Sa1xb3
 - 2. 2. Se5-e6† und
 - 3. 3. De1-e5 matt.
- C.
- 1. f4-f3
 - 2. 2. De1-b4† und
 - 3. 3. Se5-g4 matt.
- D.
- 1. Sa4xc5
 - 2. 2. Se5-f3† und
 - 3. 3. De1-e5 matt.
- E.
- 1. Dh2-h5
 - 2. 2. De1-g1† und
 - 3. 3. Lb5-d3 matt.

Aufgabe VIII.
Von **A. Bayersdorfer** in München.
(„Mündener Neueste Nachrichten“.)
Schwarz.



Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

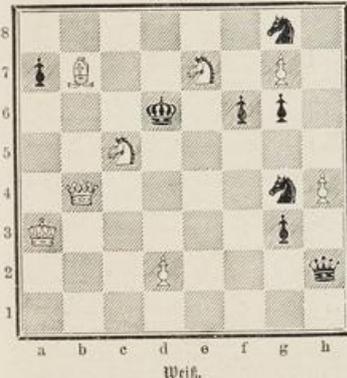
Auflösung der Aufgabe V S. 213:

- 1. Dg2-h1
 - 2. 1. Sb6xc4
 - 3. 2. Sa7-b5† und
 - 3. 3. f3-f4, Dh1xh5 matt.
- A.
- 1. Sb6xc4
 - 2. 2. Sa7-c6† und
 - 3. 3. Dh1-f1 matt.
- B.
- 1. Kd4xc4
 - 2. 2. Sd5-c3† und
 - 3. 3. Dh1-e1, a1 matt.
- C.
- 1. e6xd5
 - 2. 2. Dh1-a1† und
 - 3. 3. Da1-c3 matt.
- D.
- 1. Kd4-e5
 - 2. 2. Dh1-h2† und
 - 3. 3. Dh2xb5, -f4 matt.

Auflösung der Aufgabe VI S. 213:

- 1. Db2-b1
 - 2. 1. Sf7-d8, g5
 - 3. 2. Ke4-d5
 - 3. 3. Db1-f5 matt.
- A.
- 1. Ke4-d5
 - 2. 2. Ke4-d5
 - 3. 3. Db1-e1, d2-d3 matt.
- B.
- 1. Sa8-b6, c7
 - 2. 2. Sb5xc7 ic.
- C.
- 1. f6-f5
 - 2. 2. Se6-e7 und
 - 3. 3. d2-d3 matt.
- D.
- 1. f3-f2
 - 2. 2. d2-d3† und
 - 3. 3. Db1-h1 matt.
- E.
- 1. 1. Le6-d7, e8
 - 2. 2. Lg8xf7† und
 - 3. 3. Lf7xe6 matt.

Aufgabe IX.
Von **Dr. G. Schaad** in Schaffhausen.
Schwarz.



Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Partie Nr. VI.

Achte und letzte Partie des Wettkampfes, gespielt zu Berlin am 19. November 1897.

Sizilianische Partie.

Weiß: K. Walbrodt (Berlin). — Schwarz: D. Janowski (Paris).

- | | | | |
|--------------|-----------------|-------------|---------------------------|
| Weiß. | Schwarz. | 8. Dd4-a4 | d5-d4!) |
| 1. e2-e4 | e7-e5 | 9. Se3-b5) | Lf8-b4†! |
| 2. Sb1-c3 | c7-e6 | 10. Le1-d2) | Lb4xd2† |
| 3. g2-g3 | d7-d5 | 11. Ke1xd2 | 0-0 |
| 4. e4xd5 | e6xd5 | 12. Sg1-e2) | Dd8-b6) |
| 5. d2-d4 | Sg8-f6 | 13. Th1-f1) | Le8-d7!) |
| 6. Lf1-g2) | e5xd4 | 14. Sb5xd4 | Se6-a5! |
| 7. Dd1xd4 | Sf8-e6 | | Weiß gibt die Partie auf. |

1) Schwarz hat die Partie bemerkenswert kräftig behandelt. Er erhält einen vereinzelt Bauer, aber eine gute Entwicklung. Etwas besser als der Letztzug war 6. d4xc5.

2) Dieses Vorziehen erscheint auf den ersten Anblick schwach, erweist sich aber als äußerst hart.

3) Falls 9. Lg2xc6† b7xc6 10. Se3-e2, so Dd8-d5 11. f2-f3 Lf8-e5 mit ausgezeichnetem Spiel für Schwarz. Vor dem Letztzug verdiente 9. Se3-e2 den Vorzug; die Fortsetzung konnte dann sein: Le8-d7 10. Se2xd4 Lf8-b4† 11. Ke1-f1) Se3xd4 12. Da4xb4 Sd4xc2 beziehungsweise 10. Sg1-f3 d4-d3 11. e2xd3 Se6-b4 12. Da4-b3 Ld7-e6 13. Db3-a4† b7-b5 14. Da4xb5† Le6-d7 15. Dh5-e4 Ta8-e8.

4) Oder 10. e2-e3 Dd8-c7† 11. Sg1-e2 (11. Ke1-f1 d4xc3 12. Sb5xc3 Le8-d7 oder 0-0) d4-d3 12. Le1-c3 d3xc2 13. c3xb4 0-0 14. Le3-c5 De7-e5, beziehungsweise 10. Ke1-f1 Lb4-e5 mit vorzüglichem Spiel für Schwarz.

5) Falls 12. Ta1-d1, so a7-a6, worauf 13. Kd2-c1 wegen Le8-g4 zu sofortigem Verlust führt.

6) Damit droht d4-d3.

7) Nicht 13. Se2(b5)xc4 wegen Tfs-d8 14. e2-c3 Se6xd4 (beziehungsweise sofort Dh6xb2†) und so weiter.

8) Damit wird die Partie am schnellsten gewonnen. Es droht Se6-a5; falls 14. Se2xd4, so Sc6xd4.

Partie Nr. VII.

Gespielt durch Briefwechsel (mit dreitägiger Bedenkzeit) vom 12. April bis 2. September 1896.

Zweispringerspiel im Nachzuge.

Weiß: J. Voemann, Nierenhof bei Langenberg (Rheinland).
Schwarz: P. Hausmann, Helgen.

- | | | | |
|--------------|-----------------|--------------|---------------------------|
| Weiß. | Schwarz. | 24. Da7-a8† | Ke8-e7 |
| 1. e2-e4 | e7-e5 | 25. Da8-a5† | Ke7-b8 |
| 2. Sg1-f3 | Sb8-c6 | 26. Da5-d5 | h4xg3 |
| 3. Lf1-e4 | Sg8-f6 | 27. Tf1-f7 | Te8-e7 |
| 4. d2-d4) | e5xd4 | 28. Te1-f1 | g3xh2† |
| 5. e2-c3) | Sf6xe4 | 29. Kg1-h1 | g5-g4 |
| 6. Le4-d5 | f7-f5 | 30. Tf7-f8) | Te7-e8 |
| 7. 0-0 | Se6-c7 | 31. Tf8xh8 | Te8xh8 |
| 8. Ld5xe4 | f5xe4 | 32. Dd5xe4 | Dd7-e6 |
| 9. Sf3xd4 | d7-d5 | 33. Da4xe6 | b7xc6 |
| 10. Le1-e3 | Se7-f5 | 34. Kh1-g2 | g4-g3 |
| 11. Sb1-d2 | Lf8-d6 | 35. Tf1-h1 | Th8-g8 |
| 12. Sd4xf5 | Le8xf5 | 36. b2-b4 | Kb8-b7 |
| 13. g2-g3) | Dd8-d7 | 37. Th1-a1 | de-d5 |
| 14. f2-f3 | 0-0-0 | 38. a4-a5 | Kb7-a6 |
| 15. Dd1-e2 | h7-h5 | 39. Ta1-d1 | Ka6-b5 |
| 16. a2-a4 | h5-h4 | 40. Td1-a1 | e6-e5 |
| 17. Le3-f4 | Td8-e8 | 41. b4xc5 | Kb5xc5 |
| 18. f3xe4 | g7-g5 | 42. a5-a6 | Ke5-b6 |
| 19. Lf4xd6 | e7xe6 | 43. a6-a7 | Kb6-b7 |
| 20. De2-f2 | Lf5xe4 | 44. a7-a8D†) | Tg8xa8 |
| 21. Ta1-e1 | Dd7-h3) | 45. Ta1-b1† | Kb7-e6 |
| 22. Sd2xe4 | d5xe4 | 46. Kg2xg3 | Ta8-h8 |
| 23. Df2xa7 | Dh3-d7 | | Weiß gibt die Partie auf. |

1) Diese Spielweise ist gut, wird aber hier nicht richtig weitergeführt.

2) Damit bietet Weiß um einen Bauern im Nachteil. 5. 0-0 ist die richtige Fortsetzung.

3) Dies schwächt die weiße Königsstellung; aber Schwarz hat ohnehin bereits das Übergewicht.

4) Schwarz gibt den Bauern vorübergehend wieder auf, erhält aber nunmehr eine vorzügliche Bauernstellung mit hartem Angriff.

5) Falls etwa 30. Tf7xe7 Dd7xe7 31. Tf1-f7, so einfach g4-g3! (32. Tf7xe7 g3-g2† mit schnellem Gewinn, bezw. 32. Tf7-f1 De7-f6 und so weiter).

6) Etwas besser war hier 44. Ta1-a5; doch erzwingt Schwarz auch dann mit Th8-e8 (45. Ta5xd5 Tesxc3; 45. Ta5-a3 d5-d4!) den Sieg.

Schachbriefwechsel.

Der Wiener Schachklub, der im Jahre 1897 durch Vereinigung mehrerer Schachgesellschaften entstand, schreibt ein großes **internationales Meisterturnier** aus, das am 31. Mai d. J. seinen Anfang nehmen soll. Spielweise: jeder mit jedem zwei Partien. 10 Preise: 6000, 4000, 2500 und herunter bis 400 Kronen ö. W.; außerdem 3 Schönheitspreise von 400, 300, 200 Kronen und 3 Sonderpreise für die besten Ergebnisse gegen die Preisträger: 300, 200, 100 Kronen. Kein Einzahlung; Reingeld (welches nach Beendigung sämtlicher Partien zurückgestellt wird) 100 Kronen, einzuwenden bei der Anmeldung bis zum 31. März an das Turnierkomitee des Wiener Schachklubs, Wien I, Schottengasse 7.